C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Dreißigster Band.

Leipzig.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

1857.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vermischte Schriften.

Inhalt.

Ueber den freien Gebrauch

der

Vernunft in Glaubenssachen

sammt einer Beilage. 1788.

Nimirum Sapere est abjectis utile nugis.

An den Leser.

Der größte Theil dieser kleinen Schrift erschien im Januar und März des deutschen Mercurs 1788, und wir müssen diejenigen, denen sie erst jetzt zu Gesichte kommt, bitten, diesen chronologischen Umstand nicht außer Acht zu lassen.

Man wird vielleicht finden, daß der Verfasser sich in Behauptung der Rechte der Vernunft in Glaubenssachen gerade so benommen habe, wie Diogenes, da er Einem, der alle Bewegung in der Welt leugnete, das Gegentheil dadurch bewies, daß er davon ging. Aber seine Absicht war nicht sowohl, die Rechte der Vernunft in Dingen, welche die Religion betreffen, zu behaupten, als, die Nothwendigkeit der wirklichen Ausübung dieser Rechte einleuchtend zu machen; und dieß war nicht wohl möglich, ohne sich ihrer selbst zu bedienen.

Wer blos die Partei der Wahrheit hält, kann es schwerlich irgend einer Partei in der Welt recht machen. Indessen glaubt der Verfasser, daß die Redlichkeit seiner Absicht unverkennbar sey; und da er nicht seine Sache, sondern die Sache der Menschheit behauptet, warum sollte er nicht ruhig angehört werden?

Sendschreiben des Verfassers

an Herrn P. X. Y. Z.

Sie melden mir, daß meine Aufsätze über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen und die Freiheit, die ich mir selbst darin genommen, meine Gedanken über Religion, Dämonismus, Priesterkünste, reines und verfälschtes Christenthum, Toleranz und andere unter diese Rubrik gehörige Dinge offenherzig mitzutheilen, von Vielen freundlich aufgenommen worden seyen; und man wünsche, setzen Sie hinzu, daß ich mich entschließen möchte, sie aus der Monatsschrift, worin sie zuerst erschienen, heraus zu heben und durch eine eigene Ausgabe in die Hände mehrerer Leser zu bringen, für welche sie sonst ein Licht unter einem Scheffel bleiben würden.

Was soll ich Ihnen hierüber sagen, lieber Z***? Hoffentlich trauen Sie mir zu, daß ich den guten Willen, womit meine Freunde aufnehmen, was ich aus gutem Willen gebe, in sein gehöriges Fach zu legen wisse und von der Entbehrlichkeit meiner Gedanken über dergleichen Gegenstände so überzeugt sey, als es der strengste meiner ungeneigten Leser

(denn ich kann doch nicht lauter geneigte verlangen) nur immer seyn kann.

Schwerlich kann Jemand besser wissen, als ich selbst, wie wenig es möglich ist, über diese Dinge, zumal in unsern Tagen, wo seit mehrern Jahren von so Vielen so Vieles davon geschrieben worden, etwas Neues zu sagen. Indessen ist auch wahr, daß verständige Leser über Gegenstände dieser Art nichts Neues erwarten, sondern — aus innerm Gefühl, daß sie eine der wesentlichsten Anliegenheiten der Menschheit betreffen und daher nie zu viel beherzigt, nie zu oft von allen ihren Seiten und in jedem möglichen Lichte gezeigt werden können — zufrieden sind, wenn sie entweder in der Vorstellungsart oder dem Vortrage dessen, der sich darüber hören läßt, etwas finden, das diesen Dingen, worüber man immer geschrieben hat und immer schreiben wird, weil sie immer interessant waren und ewig interessant bleiben werden, einigen Anstrich von Neuheit zu geben scheint. Immer wird man dem Manne gern zuhören, der sich darüber, als einer Sache, woran ihm und uns gelegen ist, unbefangen und offenherzig mit uns unterhält und, wiewöhl er uns nichts Neues offenbaret, wenigstens nichts sagt, als was er selbst gedacht oder empfunden hat.

Bei Allem dem, lieber Freund, gibt es einem ein unfröhliches Gefühl, wenn man nicht umhin kann, sich selbst zu sagen: daß man, mit allem guten Willen, durch Bekanntmachung seiner besten Gedanken über gewisse Gegenstände etwas zum gemeinen Wohl der Menschen beizutragen, am Ende doch immer nur leeres Stroh dresche, Wasser mit einem Siebe schöpfe, in den Sand schreibe, Böcke melke und Mohren bleiche.

Was haben sich, nur blos in diesem unserm Jahrhundert, die hellesten und gesundesten Köpfe in Europa nicht

zerarbeitet, um die schädlichen und schändlichen Ueberreste der alten Barbarei, wenigstens unter den cultivirtesten Völkern unsers Welttheils wegzuräumen! Um hier nur ein Beispiel zu geben: Wer wird jemals etwas allgemeiner Gelesenes über die Toleranz schreiben, ihre Vortheile lebhafter darstellen, die Entwürfe, die man gegen sie macht, gründlicher widerlegen, die Verbindlichkeit zu derselben unwidersprechlicher darthun, die abscheulichen Folgen der Intoleranz und des Fanatismus nachdrücklicher durch auffallendere und schrecklichere Beispiele schildern, als Voltaire? Sollte man nicht denken, Wahrheiten, von denen mit solcher Evidenz, solcher Energie bewiesen wird, daß es Wahrheiten sind, und daß das Wohl der Staaten und des menschlichen Geschlechts auf ihnen beruhet, müßten nun — wenigstens von Allen, die nicht ein handgreifliches Interesse haben, sich ihnen entgegen zu setzen — allgemein anerkannt werden und tausendfache Früchte tragen? Und doch wurden wenige Jahre, nachdem die Welt so trefflich belehrt, gerührt und erbaut worden war, die Abrahamiten in unsern Tagen mit Knitteln aus dem Schooß Abrahams heraus in den Schooß unserer heiligen Mutter Kirche hinein geprügelt! wurde in unsern Tagen zu Parma eines der fürchterlichsten Inquisitionstribunale errichtet! wird in einer der ersten deutschen Reichsstädte der Tag, an dem durch die eminenteste Majorität beschlossen wurde: „daß die Protestanten kein Bethaus in dieser Stadt haben sollten," gleich als ob die Republik an diesem Tage vom Verderben gerettet worden sey, mit Sang und Klang und allgemeinem Jubel gefeiert! — Wozu ein unverständiger Religionseifer viele der angesehensten Personen in Frankreich, bei Gelegenheit der armseligen Toleranz, die man den Protestanten aus blosen Finanzrücksichten angedeihen lassen wollte, hingerissen

hat, ist bekannt. Und doch rühmen wir uns der Aufklärung unserer Zeit! Und Voltaire selbst glaubte das große Werk zu Stande gebracht zu haben, rasselte mehr als einmal auf dem windigen Triumphwagen der Vana Gloria über die Dummköpfe seines Zeitalters weg, schleppte die Bilder des Aberglaubens, der Intoleranz, der Religionswuth, an die Räder desselben gefesselt, hinter sich her — und glaubte diese Ungeheuer selbst auf ewig entwaffnet und gefesselt zu haben!

„Wozu hälf' es dir, dich täuschen zu wollen? flüstert mir mein guter Genius zu. Nie, solange die Menschen — Menschen bleiben, wird das Licht die Finsterniß völlig verschlingen! Nie wird die Vernunft einer kleinen Anzahl über die Unwissenheit, den Stumpfsinn, die taumlige Imagination, die Anmuth des Geistes und die Schwäche des Herzens der größern Anzahl die Oberhand gewinnen! Nie werden ganze Völker anders, als nach den gräulichsten Erschütterungen, und auch alsdann nur in einzelnen Stücken und selbst hierin nur eine Zeit lang ihr wahres Interesse einsehen lernen und dieser Einsicht getreu bleiben. Immer wird jeder große Mann einen Zeitgenossen oder Nachfolger haben, der wieder einreißt, was jener gebaut hat. Schon keimen im Schooße der Zukunft neue Vandalen, neue Sarazenen und Türken, neue Gregore von Nazianz und Gregore von Rom, um die Werke der menschenfreundlichen Musen wieder zu vernichten und die Welt in die finstere Barbarei zurück zu stürzen, woraus diese Schutzgötter der Humanität sie gezogen hatten.

„Aber diese Umwälzungen der immer in andern Gestalten wiederkehrenden Vergangenheit, dieser ewige Kampf des Guten und Bösen, dieses Zerstören dessen, was da ist, um dem, was werden soll, Platz zu machen, gehört nun einmal zu der

großen Ordnung der Dinge, deren Plan eben so unübersehbar, als die Hand, die seine Ausführung leitet, verborgen ist. Euch Sterblichen gebührt es, euch in die Nothwendigkeit zu fügen und ohne Ungeduld oder Lässigkeit zu thun, wozu ihr euch berufen fühlt. Wie Lucian, da er in seinem Traumgesichte mit der Pädeia auf ihrem Wagen durch die Lüfte fuhr, oder wie in der Fabel Triptolemus auf dem Drachenwagen der Ceres, streue du allerlei guten Samen auf die Erde herab, unbekümmert (denn du säest nicht für dich selbst), was für Früchte er bringen, und ob er auf gutes Erdreich oder auf Sand, ins Wasser oder auf nackte Felsen fallen werde. Etwas davon wird immer aufgehen, vielleicht durch irgend einen Wind oder eine fortwälzende Welle in einen ganz andern Boden getragen, als wohin der Same zuerst fiel, — vielleicht erst lange, wenn du nicht mehr bist."

Weg also mit jenem unfröhlichen Gedanken! Und da wir nun doch (unsern kleinen häuslichen Cirkel ausgenommen) der Welt mit nichts als unserm guten Willen dienen können, so laßt uns immer von Zeit zu Zeit etwas ausstreuen, wovon wir uns (wenigstens so gewiß, als Menschen von etwas gewiß seyn können), überzeugt halten, daß es gute Samenkörner sind — und der Himmel lasse sie gedeihen oder nicht gedeihen, wie es die große Nepromene vorher bestimmt hat!

Gedanken

über den freien Gebrauch der Vernunft in Gegenständen des Glaubens.

I.

Verschiedene Aufsätze eines mir von Person unbekannten Anonymus über einige mit allen Religionen der Welt in Beziehung stehende philosophische Probleme, die im Jahr 1787 in den deutschen Mercur eingerückt wurden, geben mir nicht nur Anlaß, sondern machen mir es gewissermaßen zur Pflicht, meine eigenen Gedanken von der Freiheit, über Glaubenssachen zu philosophiren, und die Gründe, welche mich überzeugen, daß die Ausübung dieses Naturrechts gerade jetzt nöthiger sey und heilsamer werden könne als jemals, Allen, die es mit dem menschlichen Geschlechte wohl meinen, zu ruhiger Prüfung mitzutheilen.

Ich gestehe gern, daß nicht alle Behauptungen jenes Ungenannten in meine Vorstellungsart passen, daß ich Manches für sehr problematisch halte, was ihm ausgemacht ist, und, aus Besorgniß, mißverstanden zu werden, Manches gar nicht gesagt hätte, worunter er vermuthlich nichts Arges hatte. Indessen glaubte ich, daß diese Aufsätze zu nützlichen

Erörterungen Gelegenheit geben und überhaupt dazu dienen würden, verschiedene Wahrheiten mehr in Umlauf zu bringen, die zwar nichts weniger als neu sind, aber, solange das Uebel, dem sie entgegen wirken sollen, noch so fest sitzt, gleich einer Arznei, die nur durch anhaltenden Gebrauch heilsam werden kann, den Kranken immer wieder, auch wohl in verstärkter Gabe, beigebracht werden müssen.

Allerdings wäre es ein offenbares Zeichen einer traurigen Abnahme des gesunden Menschenverstandes unter uns, wenn die Freiheit, womit der Ungenannte über Gegenstände, deren Untersuchung der Vernunft unstreitig zukommt, sich laut zu denken erlaubt, durch Mehrheit der Stimmen für unzulässig erklärt werden sollte. Es wäre wahrlich eine sehr unphilosophische und knechtische Art zu philosophiren, wenn derjenige, der mit der Fackel der Vernunft in die dunkelsten Gegenden der menschlichen Ideenwelt einzudringen versucht, sich bei jedem Schritte scheuen müßte, eine Entdeckung zu machen, wodurch irgend ein alter oder neuer Hircocervus für das, was er ist, erkannt würde; oder wenn man bei Entwicklung und Vergleichung menschlicher Begriffe und Meinungen die Resultate immer voraussehen und auf einmal mit Denken einhalten müßte, sobald eines zum Vorschein käme, woraus dieser oder jener ehrliche Dogmatiker die Folge ziehen könnte, daß es mit seinem Gedankenformular wohl nicht so ganz richtig stehen dürfte.

Die Vernunft — ohne welche wir Adamskinder, so viel unser sind, nichts als gras- und fleischfressende Yahoos und also unstreitig die armseligste, häßlichste und hassenswürdigste Gattung des ganzen Thierreiches wären — ist ihrer Natur nach in ihrem Geschäfte ganz unabhängig. Wir können durch äußerlichen Zwang dazu gebracht werden, gegen unsre

Ueberzeugung zu handeln; aber keine Macht in der Welt, keine Schrecknis, keine Marter, wie unerträglich sie auch sey, kann uns zwingen, etwas gegen unsere Ueberzeugung für wahr oder recht zu halten.

Da wir nun blos durch unsre Vernunft Menschen sind, unsre Vernunft aber blos durch ihren freien Gebrauch Vernunft ist: so ist, durch eine nothwendige Folge, der Gebrauch dieser Freiheit und das Recht, den ganzen Proceß, wie wir durch Nachdenken über interessante Gegenstände auf diese oder jene Resultate gekommen sind, Andern mitzutheilen, das unverlierbarste Recht der Menschheit. Denn ohne dasselbe würden wir nicht nur keine Sicherheit für die übrigen haben, sondern sie auch nicht zu gebrauchen wissen, ja sie nicht einmal kennen.

Aber nicht nur das allgemeine Beste der Menschheit überhaupt, auch das angelegenste Interesse der bürgerlichen Gesellschaften, worin wir leben, ist mit der Erhaltung dieses Palladiums unzertrennlich verbunden: denn von seinem Verluste würde der Verlust der Gewissensfreiheit und aller bürgerlichen Freiheit, würde die Wiederkehr jener schrecklichen Finsterniß, Sklaverei und Verwilderung der Jahrhunderte zwischen Theodosius und Kaiser Friedrich III. die unvermeidliche Folge seyn.

Wenn es wahr ist, daß dieses achtzehnte Jahrhundert sich einiger beträchtlicher Vorzüge vor allen vorher gehenden rühmen kann: so ist nicht weniger wahr, daß wir sie lediglich der Freiheit des Denkens und der Presse, der dadurch bewirkten Ausbreitung der Wissenschaften und des philosophischen Geistes und der mehrern Bekanntmachung derjenigen Wahrheiten, von denen das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft abhängt, zu danken haben. Immerhin mögen manche

Lobredner unsrer Zeiten von diesen Vorzügen zu viel Aufhebens machen; aber, wenn die Vortheile, die wir davon gezogen haben, nicht ungleich größer, ausgebreiteter und in ihren Wirkungen wohlthätiger sind, als der Augenschein zeigt, woher kommt es — als weil die Rechte der Vernunft noch bei Weitem nicht in allen Ländern unsers Welttheils anerkannt werden, und weil sie auch da, wo noch das meiste Licht ist, in den Vorurtheilen, den Leidenschaften und dem Privatinteresse herrschender Parteien, Stände und Orden noch so mächtigen und hartnäckigen Widerstand finden?

Man kann es nicht zu oft wiederholen: „Nichts, was Menschen jemals öffentlich gesagt, geschrieben und gethan haben, kann sich eines Privilegiums gegen die kaltblütige und bescheidene Untersuchung und Beurtheilung der Vernunft anmaßen.“ Kein Monarch ist so groß, und kein Hohepriester so heilig, daß er, kraft seiner Majestät oder Heiligkeit, Ungereimtheiten sagen oder thun dürfte, ohne daß es erlaubt wäre, — sollte es auch erst nach seinem Tode geschehen — mit aller geziemenden Höflichkeit zu zeigen, daß die Ungereimtheiten, die er gesagt oder gethan hat, Ungereimtheiten sind. Und wenn dieß wahr ist — wie doch wohl Niemand unverschämt genug seyn wird, es leugnen zu wollen? — warum sollten nur die unrichtigen Definitionen, nur die grundlosen Distinctionen, nur die Sophismen und Paralogismen, mit einem Worte, nur die Ungereimtheiten der Gelehrten, Schriftsteller, Doctoren und Magister, wie illuminirt, resolut, subtil, irrefragabel, angelisch und seraphsch die Herren auch seyn mögen, warum sollten nur sie allein sich selbst einen Freibrief gegen Prüfung und Beurtheilung geben dürfen?

Auch dieß kann (wenigstens solang es noch so nöthig ist wie dermalen) nicht oft und laut genug wiederholt

werden: „Nicht die Dinge selbst, sondern nur unsre Vorstellungen, Meinungen, Einbildungen, wirklichen oder vermeinten Erfahrungen, daraus gezogenen Schlüsse oder zu ihrer Erklärung erfundenen Hypothesen und Systeme sind der Gegenstand der speculativen Wissenschaften.“ Bis zu den Naturdingen selbst sind wir noch nicht gekommen oder können vielmehr nicht zu ihnen kommen. Wir weben und leben in einem Ocean von Phänomenen, Ideen und Phantomen; wir werden von ihnen auf unzählige Art getäuscht; aber unser Interesse ist, so wenig als möglich getäuscht zu werden: und was haben wir denn, als den allgemeinen Menschenverstand und die scharf prüfende Vernunft, was uns das Wahre, dessen Erkenntniß uns zur Erfüllung unsrer Bestimmung nöthig ist, von Irrthum und Betrug, die uns schädlich und verderblich sind, mit Gewißheit unterscheiden lehren könnte?

Es ist wahr, Kinder müssen — solange sie Kinder sind — durch Autorität geleitet werden: aber sie müssen auch unterrichtet werden, damit sie nicht ewig Kinder bleiben. Ein Kind wird, der Ordnung der Natur zufolge, mit jedem Jahre weniger Kind; es hat Alles in sich, was es braucht, um zur Reife, zur Vollkommenheit seiner individuellen Naturbestimmung zu gelangen; und es ist unrecht, wenn seine Obern es aus selbstsüchtigen Absichten an seiner Entwicklung hindern. Ist also das, was man Volk nennt, eine Art von moralischem Kinde (wie man nicht ohne allen Grund anzunehmen gewohnt ist), so muß auch von ihm gelten, was von allen Kindern gilt; es muß ihm keine Gelegenheit abgeschnitten werden, zu männlichem Verstande zu gelangen.

Ich sehe seit einiger Zeit nicht nur die Finsterlinge (worunter in der That der eine oder andere dem alten

Amadis von Gallien den Namen des schönen Finsterlings streitig machen könnte), sondern sogar solche, die für sehr erleuchtete Köpfe gehalten seyn wollen, gegen Aufklärung und Aufklärer sich erheben. — Was mag man wohl damit wollen? Was fürchtet man vom Lichte? Was hofft man von der Finsterniß? — Können kranke Augen das Licht nicht ertragen: nun, so muß man sie gesund zu machen suchen, und sie werden es nach und nach schon ertragen lernen. Aber Diebe, Meuchelmörder und ihres Gleichen scheuen das Licht; und gerade diese muß es, um des allgemeinen Besten willen, bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel verfolgen.

II.

Jede bekannt gemachte Wahrheit, jede Berichtigung eines Irrthums (beträf' es auch nur eine falsche Lesart in einem alten Autor oder die Zahl der Staubfäden einer neuen Pflanze) hat ihren Werth. Aber es gibt Wahrheiten und Irrthümer, die auf das Wohl oder Weh des menschlichen Geschlechts einen sehr großen, einen entscheidenden Einfluß haben: und diese sollen und müssen unermüdet und unerschrocken von allen ihren Seiten, nach allen ihren Beziehungen und Wirkungen beleuchtet und dem stärksten Feuer der Prüfung so lange ausgesetzt werden, bis sie, von allen Schlacken des Irrthums gereinigt, als feines gediegenes Gold aus dem Tiegel kommen und alsdann, ohne Möglichkeit eines vernünftigen Widerspruchs, den kostbarsten und herrlichsten Schatz der Menschheit ausmachen.

Von den Wahrheiten, die ich hier im Auge habe, sind einige einer Evidenz fähig, die der Gewißheit unsers eigenen Bewußtseyns gleich ist.

Andere hingegen sind so beschaffen, daß sie, vermöge der Natur der Sache und der Schranken unsers Wesens, keine andere Gewißheit für uns haben können, als die aus einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit entspringt und durch einen im Herzen aller Menschen liegenden geheimen Wunsch, daß sie wahr seyn möchten, unterstützt wird; ein Wunsch, der ein erweisliches, moralisches Bedürfniß, sie als wahr anzunehmen, zum Grunde zu haben scheint.

Diese Wahrheiten sind nicht sowohl Gegenstände der speculativen Vernunft, als des vernünftigen Glaubens: aber ihre Wurzel liegt so tief in der menschlichen Natur, daß kein Volk des Erdbodens (wie unentwickelt und ungebildet es auch sonst seyn mag), sofern es des menschlichen Namens nur einigermaßen werth ist, gefunden wird, bei welchem sich nicht wenigstens dunkle, unreife und mißgestaltete Gespenster und Schattenbilder dieser Wahrheiten festgesetzt hätten, für welche sie eine ihnen selbst unerklärbare Anhänglichkeit haben.

Diese Wahrheiten sind — das ewige Daseyn eines obersten Grundwesens von unbegränzter Macht, von welchem das ganze Weltall nach unveränderlichen Gesetzen mit Weisheit und Güte regiert wird — und die Fortdauer unsers eignen Grundwesens, mit Bewußtseyn unsrer Persönlichkeit und ewigem Fortschritt zu einer vollkommenern Art von Existenz.

Meiner innigsten Ueberzeugung nach müßten diese zwei Glaubenswahrheiten, wenn sie in ihrer möglichsten Reinheit und Einfachheit gedacht und geglaubt würden, den wohlthätigsten Einfluß auf unsre innere Moralität, Zufriedenheit und Glückseligkeit haben. Es ist erweislich und erwiesen, daß sie den Menschen, im Ganzen genommen, unentbehrlich sind; erweislich und erwiesen, daß auch der beste und

glücklichste Mensch durch ihren Glauben noch besser, noch glücklicher werden muß. Von ihnen, und von ihnen allein gilt, was Cicero von den eleusinischen Mysterien sagt: daß sie uns in die Verfassung setzen, froher zu leben und mit besserer Hoffnung zu sterben.

III.

Welcher dem menschlichen Geschlecht gehässige Dämon hat sich denn von uralten Zeiten bis auf diesen Tag so unselig geschäftig bewiesen, gerade diesen Glauben — einer göttlichen Weltregierung und eines bessern Zustandes nach diesem Leben — auf alle nur ersinnliche Weise zu verunstalten, zu verdunkeln und durch Vermischung mit der ungereimtesten Schwärmerei, dem scheuslichsten Aberglauben, den menschenfeindlichsten Wahnbegriffen und Irrlehren, das, was die Stütze, der Trost und die Hoffnung der Menschheit seyn sollte, zum Mittel ihrer Unterdrückung und Mißhandlung, zu einem Werkzeuge des Betrugs und der Beutelschneiderei, ja sogar zu einem Gifte zu machen, das die Seele gleichsam in ihren zartesten und edelsten Theilen anfrißt und in ein moralisches Scheusal verwandelt?

Wir haben nicht nöthig, die erste Ursache alles dieses Uebels weit außer uns zu suchen; sie liegt uns sehr nahe; denn, kurz —

Der Dämon steckt in unsrer eignen Haut!

Und wiewohl es, aus Mangel hinlänglicher Urkunden, unmöglich ist, die Geschichte des Aberglaubens mit historischer Gewißheit bis in seine Wiege zu verfolgen: so ist doch nichts leichter, als die Entstehung desselben unter den Umständen,

worin uns die allgemeine Menschengeschichte die ältesten Völker zeigt, sich psychologisch klar zu machen.

Kinder und Unwissende staunen Alles an, was sie nicht begreifen können, und die Welt ist für sie voller Wunderdinge und Wunderwerke; denn jede Naturbegebenheit, jede von einem Menschen dargestellte Erscheinung, wovon sie nicht begreifen, wie es damit zugehe, ist ein Wunder in ihren Augen. Die ältesten Zeiten der Welt und der Völker sind daher nothwendig wundervolle Zeiten — und die Belege dieser Wahrheit gibt die Mythologie aller Nationen.

Da nun alle Menschen durch eine innere Nothwendigkeit gezwungen sind, Alles, was in ihre Sinne fällt, für Wirkung irgend eines — Wirkenden, das ist einer Ursache, zu halten, von den besagten Wunderdingen aber keine Ursache in die Augen fiel, welcher man diese Wirkungen begreiflicher Weise zuschreiben konnte: so sahen sich die Menschen genöthigt, zu unsichtbaren Wirkenden, von welchen oder mit deren Beistand jene Wunder hervorgebracht würden, ihre Zuflucht zu nehmen.

Ein eben so unwillkürlicher innerer Zwang nöthigt die menschliche Einbildungskraft, sich alle unsichtbare Dinge sichtbar zu machen; und so wurden aus jenen verborgenen Ursachen der Phänomene, die man sich nicht erklären konnte, Geister der Verstorbenen, Genien, Feen, Peris, Divs, Götter und Halbgötter.

Von jeher gab es auch Menschen, welche Wunderdinge verrichteten. Als Menschen konnten sie das nicht aus eigener Kraft; sie waren also Werkzeuge jener höhern Wesen, womit sich die Einbildung der Sterblichen bevölkert hatte. Natürlicher Weise entstand hieraus der Glaube, daß es Menschen gebe, welche sich — wodurch es nun sey — den Göttern,

Halbgöttern, Feen und so weiter angenehm genug zu machen wüßten, um solcher besonderer Gnaden und Gaben von ihnen gewürdiget zu werden; und es war zu vortheilhaft, sich bei dem unwissenden Haufen in einen solchen Credit zu setzen, als daß nicht bald genug ganze Schaaren von wunderthätigen Priestern, Wahrsagern, Zeichendeutern, Dienern und Auslegern der Orakel und so weiter entstanden wären, denen Alles daran gelegen war, den Glauben an jene eingebildeten Wesen, der ihnen so viele sehr handgreifliche Vortheile verschaffte, auf alle nur ersinnliche Weise in den Gemüthern zu befestigen.

Aber der natürliche Stolz des Menschen, der in der ganzen sichtbaren Natur nichts Höheres und Mächtigeres kennt, als sich selbst, konnte sich nicht lange auf diese Vorstellung einschränken. Er befand sich unendlich besser bei dem Gedanken, selbst die wirkende Ursache von Wunderdingen, als ein bloses Werkzeug zu seyn. Man war inzwischen nach und nach bekannter mit der Natur geworden; der Kunstsinn hatte sich zu entwickeln angefangen; schärfere Sinne und glückliche Zufälle machten, daß gewisse Menschen an Thieren und Pflanzen, Steinen und Mineralien allerlei Eigenschaften entdeckten, woraus sie Andern ein Geheimniß machten, um unbegreifliche Dinge wirken zu können. Nach und nach entfaltete sich der Keim einer Philosophie, die einen tiefen aber räthselhaften Sinn in dem großen Buche der Natur ahnete, das der Mensch vielleicht Jahrtausende lang blos angestaunt hatte. Man ahnete verborgene Kräfte, geheime Beziehungen der Dinge und jene goldne Kette, an welcher Homers Jupiter Erde und Meer empor zieht. Alle Dinge der sichtbaren Welt wurden als Hieroglyphen dieses geheimnißvollen Buches betrachtet: aber die große Kunst war, sie lesen zu

können. Wer dieß konnte, besaß natürlicher Weise den Schlüssel zum Innern der Natur, bemächtigte sich vermittelst desselben ihrer verborgensten Kräfte und hatte die Mittel in Händen, gute und böse Dämonen, Elementar- und Astralgeister, ja die obersten Götter selbst entweder zu seinen Freunden oder zu seinen Sklaven zu machen. Es fehlte nicht an Menschen, die diese erhabene Wissenschaft zu besitzen vorgaben: und so entstand die Magie mit allen ihren Aesten und Zweigen; so füllte sich in den Händen verschmitzter Betrüger der Zauberbecher, aus welchem alle Völker Aberglauben tranken und dadurch, gleich den Gefährten des Ulysses, die aus dem Becher der Circe getrunken hatten, in eine Art stumpfsinniger Thiere verwandelt wurden, die sich bemaulkorben und bezäumen, beladen, führen und peitschen, ja sogar füttern lassen mußten, wie, wohin und womit es den Zauberern, ihren Herren, beliebig war.

IV.

Die ältesten Gesetzgeber, die sich dazu berufen fühlten, noch sehr rohe und in einer Art von natürlicher Wildheit lebende Menschenstämme in bürgerliche Gesellschaften zu vereinigen, fanden den Glauben an Dämone im Himmel, auf Erden, im Meer und unter der Erde, und vornehmlich den Glauben an väterliche Götter und Schutzgötter der Gegend, wo sie wohnten, der Berge und Flüsse derselben und so fort in den Gemüthern schon befestiget. Sie kamen daher sehr natürlich auf den Gedanken, diesen Umstand zu ihrem größern Vorhaben zu benutzen. Sie sahen, daß die Furcht vor den Göttern, unter der Leitung einer klugen Hand, das kräftigste Mittel werden könne, die rohen Menschen, mit denen sie es

zu thun hatten, zu bändigen und an bürgerliche Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Sie machten also entweder die Götter selbst zu Urhebern ihrer Gesetze oder setzten diese wenigstens unter die unmittelbare Garantie derselben. Sie gaben dem Gottesdienst eine bestimmtere Form und größere Feierlichkeit; sie stifteten die Mysterien; und bei den Griechen wurden Eleusis, Olympia und Delphi schon in sehr alten Zeiten die Vereinigungspunkte der unzähligen kleinen Völkerschaften, woraus sich nach und nach der große politische Körper bildete, der den Jupiter als seinen allgemeinen Schutzgott und die Amphiktyonen als sein höchstes Nationalgericht verehrte.

So wurden alle bürgerliche Gesellschaften gewissermaßen auf die Religion gegründet; sie machte einen Theil der Gesetzgebung, ein wesentliches Stück der Constitution aus. Man betrachtete sie (ob mit Recht oder Unrecht, ist jetzt nicht die Frage) als ein Band des Staats, das nicht zerrissen werden könne, ohne den Staat selbst aufzulösen. Aber — wie war diese Religion beschaffen? — Was ich im dritten Abschnitt über den Ursprung des Aberglaubens überhaupt gesagt habe, wird uns leicht zur Beantwortung dieser Frage verhelfen.

V.

So rohe und äußerst sinnliche Leute, wie man sich die Menschen dieser Zeiten denken muß, waren noch wenig fähig, sich bis zu dem vernunftmäßigen Begriff der höchsten Macht, Weisheit und Güte, dem einzigen würdigen Begriff, der mit dem Worte Gott verbunden werden kann, zu erheben. Sie verlangten sichtbare und handgreifliche Gegenstände ihrer

religiösen Verehrung. Die Götter bekamen also Bilder, die Bilder Tempel, die Tempel Priester. Diese letztern wurden, wie natürlich, nach und nach aus Dienern Vertraute, aus Vertrauten Günstlinge, aus Günstlingen Organe ihres Gottes. Die Götter offenbarten sich ihnen bald in Träumen, bald durch Stimmen oder Erscheinungen. Sie wurden von diesen höheren Wesen in den Geheimnissen der Natur und des Schicksals unterrichtet. Daher waren die Priester in den ältern Zeiten auch die Weisen oder Gelehrten, die Weissager und die Aerzte des Volks und sind es noch jetzt bei allen Völkern, die noch auf den untersten Stufen der Cultur stehen. Sie heilten die Krankheiten, die sie als Wirkungen böser Dämonen oder erzürnter Gottheiten betrachteten, meist durch übernatürliche Mittel, durch magische Formeln, Beräucherungen, Amulete und Talismane. Ihre Arzneikunst war also größtentheils ein Zweig ihrer Magie und Theurgie. Diese letztern, mit allen ihren Nebenzweigen, den sämmtlichen Divinationskünsten, der Astrologie, Geomantie, Nekromantie, Geisterbeschwörung, Geisterbannung, Vertreibung der Gespenster, Erhebung verborgener Schätze und so weiter, wurden priesterliche Künste, wurden mit der Religion verbunden und durch sie geheiligt.

Die Neigung zum Wunderbaren und die Begierde, das Künftige zu wissen, sind die schwächste Seite der menschlichen Natur. Die Priester zogen zu große Vortheile von ihr, als daß sie sich nicht überall (mehr oder weniger, nach Maßgabe der übrigen Umstände) ein Geschäft daraus hätten machen sollen, alle diese einträglichen Felder des Aberglaubens, als ihr eigenes Gebiet und Appanage, möglichst anzubauen. Immerhin mochte es auch damals, wie noch jetzt, Schwärmer und Einfältige unter ihnen geben, die im Ernste

an alle diese Thorheiten glaubten: die Meisten wußten sehr gut, was an ihren übernatürlichen Künsten war, und ihr Gewissen wurde gar bald harthäutig genug, ohne alles Bedenken die Schwachen zu betrügen, die so gern betrogen seyn wollen, und die immer so geneigt sind, nicht nur ihr bischen Vernunft, sondern sogar ihre fünf Sinne knebeln und binden zu lassen, sobald sie etwas Uebernatürliches zu sehen und zu hören hoffen.

Die so hoch gepriesene und falsch berühmte Weisheit der ägyptischen Priester bestand größtentheils in den vorbenannten priesterlichen Künsten.

Die Theosophie und Magie des Zoroaster und überhaupt Alles, was man Philosophie der Morgenländer nennt, begünstigte sie ebenfalls und war dieses Namens eben so unwürdig als die Kabbala der Juden.

VI.

Nach einigen Jahrtausenden that sich endlich die wahre Philosophie unter den Griechen hervor, und der Aberglaube nahm bei dem edlern Theile der Nation in eben dem Maße ab, wie die Aufklärung zunahm. Allein, da die eingeführte Volksreligion in jeder ihrer Republiken nun einmal einen Theil der Staatsverfassung ausmachte: so mußten die Weisen sich zu sehr in Acht nehmen, mit den Priestern in keine gefährliche Collision zu kommen, als daß diese letztern sich nicht immer im Besitz der einträglichsten Zweige ihres Gewerbes, und das an ihnen hangende Volk in seiner Geneigtheit zur Dämonenscheu (Δεισιδαιμονια, wie die Griechen den Aberglauben sehr richtig nannten) und bei seinem Hang zu allen Arten von Alfanzereien zu erhalten gewußt hätten.

Nach und nach entstanden unter den Griechen die bekannten philosophischen Secten und Orden. Einige derselben, als die Pythagoräer, Platoniker und Stoiker, hatten Grundsätze, die sich mit der herrschenden dämonistischen Religion sehr gut vertrugen. Pythagoras und Plato hatten sogar einige, die den obbesagten priesterlichen Künsten zur Grundlage dienen zu können schienen. Die pythagorische und platonische Philosophie wurde also (sonderlich je unreiner und trüber sie nach und nach zu werden anfing) von den Priestern immer mehr begünstigt. Die epikurische hingegen, die sich zwar der Volksreligion im Aeußerlichen klüglich fügte, aber eine erklärte Gegnerin aller Arten von religiöser Betrügerei, aller Magie und Geisterseherei, aller neuen Orakel, übernatürlichen Künste und gauklerischen Operationen war, blieb, solange sie dauerte, der Priesterschaft äußerst verhaßt und wurde von ihr auch dem Volke so verhaßt gemacht, daß ihre Bemühungen gegen den Aberglauben, im Ganzen und in der Folge der Zeiten, nur sehr wenig Früchte bringen konnten.

Die merkwürdige Zeit Alexanders des Großen, worin der größte Theil des damals bekannten Asiens nebst Aegypten griechischen Fürsten unterworfen, und die Sprache, Künste, Wissenschaften, Religion und Sitten der Griechen über alle Provinzen, welche die persische Oberherrschaft erkannt hatten, ausgebreitet wurden, ward durch eine natürliche Folge der Vermischung, die nach und nach zwischen den Griechen und Asiaten, Syrern, Medern und Aegyptern stattfinden mußte, auch wegen des Einflusses dieser Vermischung auf die Denkart und den Geist der Zeit, wichtig. Die Philosophie der Griechen artete in diesen Ländern nach und nach aus und verlor sich endlich in den Sümpfen der morgenländischen

Magie oder Dämonomanie. Alexandria wurde die Schule einer neuen Philosophie, worin die ungleichartigsten Begriffe und Meinungen zusammen flossen, um alle mögliche Ausschweifungen und Unternehmungen der Schwärmerei und des Aberglaubens mehr als jemals zu unterstützen.

VII.

Als endlich die Römer das herrschende Volk in der Welt wurden, blieb nicht nur in den morgenländischen Theilen des ungeheuren Imperii Romani Alles in diesem Stande, sondern die Römer selbst, bei denen die Aufklärung durch Wissenschaften sehr spät angefangen und, sogar unter den Großen, nur auf Wenige sich erstreckt hatte, fanden ungemeinen Geschmack an dem morgenländischen Aberglauben. Schon zu Augustus Zeiten finden wir Rom und Italien mit syrischen und ägyptischen Landstreichern überschwemmt, die, unter dem Namen ägyptischer Priester, Magier, Chaldäer und so weiter diese Geistesschwäche der Römer und Römerinnen sich auf alle mögliche Art zinsbar zu machen wußten.

VIII.

Solchergestalt war denn Alles, was die Römer den Erdkreis nannten, in allen seinen Theilen (mehr oder weniger) mit Abgötterei und Zauberei, Götter- und Feenmährchen, Glauben an übernatürliche Undinge, magische Operationen, Amulete und Talismane, Verwandlungen der Menschen in Thiere, Geistererscheinungen, Glauben an Traumdeuter, Wahrsager, Orakelsprüche und an tausend wahnsinnige Arten, die guten und bösen Dämonen sich günstig zu machen, zu versöhnen, zu unterwerfen oder auszutreiben, erfüllt; kurz,

die ganze Menschenmasse war mit magisch-religiösem Aberglauben und Wahnwitz angesteckt: als Christus in Palästina auftrat, um den Glauben an einen allgemeinen Vater im Himmel durch seine Lehre und noch mehr durch sein Beispiel zu predigen und die echte Gottesverehrung, von allem magischen und theurgischen Aberglauben gereinigt, auf Redlichkeit des Herzens, Liebe zu Gott und den Menschen und Ausübung aller moralischen Tugenden zurück zu führen.

IX.

Wenn man von dem Plane der Vorsehung nach dem Erfolg urtheilen darf, so konnte und sollte ein so großes Werk, als die Zerstörung des Reichs der Dämonen und ihrer Priester, das ist, mit andern Worten, der Herrschaft des Aberglaubens, der Abgötterei und der Magie über die menschlichen Gemüther, ist, nicht ein Werk weniger Jahre, ja selbst nicht weniger Jahrhunderte seyn. Aber, was wir gewiß sagen und mit der Geschichte der verflossenen achtzehn Jahrhunderte sattsam beurkunden können, ist: daß diese große Unternehmung, dieses unendlich wohlthätige Werk der Erlösung des menschlichen Geschlechtes von allen Uebeln des Aberglaubens und der Dämonenscheu, zwar angefangen, aber gar bald wieder von denen selbst, die sich nach dem Namen Christus nannten, gehemmet und (aufs gelindeste zu reden) wegen eines fortdauernden Zusammenflusses schädlicher Gegenwirkungen bis auf diesen Tag nur hier und da im Kleinen und auf eine sehr unvollständige und unvollkommene Weise bewirkt worden ist.

In der That ist es sonderbar genung, wie die Jünger und Anhänger eines Meisters, der die Religion auf die

einfachste Vorstellungsart und die reinsten Gesinnungen des Herzens eingeschränkt, kein Lehrformular vorgeschrieben, keinen neuen Gottesdienst eingeführt, kurz, in den wenigen Jahren seines öffentlichen Lebens nichts Angelegneres gehabt hatte, als das Reich der Dämonen zu zerstören und dagegen einem Reiche Gottes, dessen Sitz in den Herzen der Menschen ist, auf alle mögliche Weise beförderlich zu seyn — es ist sonderbar, sage ich, und mehr als sonderbar, wie die Jünger eines solchen Meisters, in so kurzer Zeit, und als ob sie es selbst nicht gewahr worden wären, sich von seinem Sinne und Geiste, von seinen Grundsätzen und von seinem Beispiele so himmelweit entfernen konnten, um in wenigen Jahrhunderten ihm geradezu entgegen zu arbeiten, das Werk, das er angefangen hatte, wieder umzureißen und das Reich des Aberglaubens und Fanatismus, welches er zu zerstören gekommen war, unter andern Namen und Decorationen furchtbarer und der Menschheit verderblicher, als es jemals gewesen war, wieder herzustellen.

Freilich gilt auch hier wieder, was ich oben sagte, da vom Ursprung des religiösen Aberglaubens die Rede war: Der Dämon, der dieß bewirkte, steckt in unsrer eignen Haut. Aber es ist nicht zu leugnen, daß der Geist der Zeiten Augusts und seiner Nachfolger jenem unsaubern Geiste zu Ausführung seines Werkes großen Vorschub that.

X.

Unsre eigne Zeit ausgenommen, wird man schwerlich in der ganzen Geschichte einen andern Zeitraum finden, wo zugleich und zum Theil in eben denselben Ländern, neben einem ziemlich hohen Grade von Cultur und Verfeinerung auf der

einen Seite, auf der andern mehr Finsterniß in den Köpfen, mehr Schwäche, Leichtgläubigkeit und Hang zu allen Arten von Schwärmerei, mehr Neigung zu geheimen religiösen Verbindungen, Mysterien und Orden, mehr Glauben an unglaubliche Dinge, mehr Leidenschaft für magische Wissenschaften und Operationen, selbst unter den obersten Classen des Staats Statt gefunden, kurz, wo es allen Gattungen von religiösen Betrügern, Gauklern, Taschenspielern und Wundermännern leichter gemacht worden wäre, mit der Schwäche und Einfalt der Leute ihr Spiel zu treiben, als — das erste und zweite Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung.

Die siegreichen Kämpfe eines Lucian und Celsus mit diesem Schwindelgeist ihrer Zeit waren nicht hinlänglich, einem Uebel Einhalt zu thun, dessen Wachsthum durch so viele hier nicht zu entwickelnde Umstände und in der Folge vornehmlich durch die neuplatonische Philosophie, — die, (mit Polonius im Hamlet zu reden) Methode in den Unsinn brachte, auf alle nur ersinnliche Weise befördert wurde.

XI.

Auch die Christen wurden von dieser schwärmerischen Philosophie bezaubert, da sie ihnen nicht nur mit ihren eigenen Mysterien sehr gut zusammen zu stimmen, sondern sogar den Schlüssel dazu zu enthalten schien.

Als endlich ihre Partei, nach langen und blutigen Kämpfen mit dem sogenannten Heidenthume, die herrschende im römischen Reiche ward und ihre Gegner völlig unterdrückt oder ausgerottet hatte, zeigte sich bald genug, wie wenig die Welt dadurch gebessert war. Der Dämonismus des Heidenthums stieg, in einer andern Einkleidung und unter andern Namen,

wieder aus seiner Asche hervor. Das Licht der Wissenschaften verschwand nach und nach fast gänzlich. Die Mönche traten an die Stelle der schwärmenden Pythagoräer und Platoniker, und bemächtigten sich, nach ihrem Beispiele, sogar der magischen und theurgischen Künste, unter dem Vorwande, sie bewirkten durch die Kraft des wahren Gottes und des Namens Jesu, durch das Zeichen des Kreuzes, durch die Gebeine und andere Reliquien der Märtyrer und so weiter, was die Zauberer und vorgeblichen Theurgen der Heiden durch den Beistand höllischer Geister gewirkt hätten. Die Chroniken und Legenden der vier ersten Jahrhunderte nach Constantin I. wimmeln von Teufelsaustreibungen, Todtenerweckungen, Erscheinungen von Engeln, Teufeln und armen Seelen; Alles ist voller Wunder, die oft bis zum Lächerlichen unglaublich und ungeräumt sind und von unzähligen heiligen Mönchen und Bischöfen verrichtet worden seyn sollen. Die Natur müßte, wenn nur der zwanzigste Theil dieser vorgeblichen Thatsachen wahr wäre, in diesen Zeiten alle ihre Rechte verloren haben und in eine gänzliche Antinomie und Anarchie verfallen gewesen seyn.

Nothwendiger Weise versank unter solchen Umständen das Volk immer tiefer in einen die Menschheit schändenden Aberglauben. Die alt hergebrachten Wahnbegriffe der heidnischen Welt vermischten sich auf eine unnatürliche Art mit den reinen Grundbegriffen des Christenthums und brachten die monstrosesten Hirngespinnste hervor, welche ohne Untersuchung angenommen und von der Klerisei (aus Ursachen, die ihr und uns wohl bekannt sind) auf alle Weise unterhalten, ja zum Theil zu Dogmen und Glaubenspunkten gestempelt und mit kräftigen Ernulphusflüchen gegen alle Unternehmungen der Vernunft verzäunt wurden.

XII.

Es würde mich zu weit von meinem Wege abführen und ist zu meiner dermaligen Absicht unnöthig, dieses historische Gemälde fortzusetzen und die unermeßlichen Uebel, die sich unter solchen Umständen, theils durch das Bündniß, theils durch den Streit zwischen Kaiserthum und Priesterthum, über einen großen Theil des Erdbodens ausbreiteten, auch nur summarisch anzudeuten. Ungeachtet eine ganz wahre und unpartheiische historische Darstellung dieses merkwürdigen Zeitraums der Geschichte der Menschheit jetzt, da ich dieses schreibe, noch unter die frommen Wünsche gehört: so sind doch schon die in Jedermanns Händen sich befindenden Werke eines Giannone, Hume, Robertson, Gibbon, Walch, Schmidt und Anderer mehr als zureichend, alles bisher Gesagte überflüssig und zum Theil wohl über die Intention der Verfasser zu bestätigen.

Wer aber zu einer ganz lebendigen und anschauenden Erkenntniß des Geistes dieser unseligen Zeiten gelangen wollte, müßte sich freilich zu der fürchterlichen Aufopferung entschließen, die Quellen selbst zu besuchen und unter andern sich in der Chronik und den Libris Miraculorum des Gregorius von Tours, in der goldnen Legende des Erzbischofs Jakob de Voragine, in den Actis Sanctorum und in den Geschichtsbüchern der Mönchsorden umzusehen, — wo er genug sehen würde, um vor Erstaunen über die unbegreifliche Unvernunft dieser Zeiten beinahe selbst den Verstand zu verlieren.

Das Einzige, was ich in Beziehung auf meinen dermaligen Hauptgegenstand noch bemerken muß, ist Folgendes.

XIII.

Von jener Zeit an, da die neue Religion die herrschende im ehemaligen römischen Reiche wurde, trat sie nicht nur in alle Rechte der alten ein und wurde die Religion des Staats, folglich von den Gesetzen geschützt und begünstigt, sondern maßte sich noch neuer, bisher unerhörter Rechte an.

Die alte Staatsreligion hatte alle andere, selbst die christliche, geduldet: die letztere oder vielmehr ihre Klerisei (die auch hierin, wie in so vielem Andern, den Geist des Stifters verleugnete, indem sie sich auf den Buchstaben einiger harten Ausdrücke steifte) behauptete ein ausschließendes Recht und duldete in Kurzem keine andere mehr neben sich.

Aber sie ging noch weiter. Nicht zufrieden, jeden andern Glauben, jede andere Religionsmeinungen, Dogmen, Vorstellungs- und Ausdrucksarten über unbegreifliche Gegenstände für irrig erklärt zu haben, belegte sie auch den Irrthum mit Strafen. Sie behandelte die Ueberzeugung als eine Sache, die von unserm Willen abhängt. Wer die Ehrlichkeit hatte, ihren Gründen, wenn sie seinen Verstand nicht überzeugten, dasjenige, was er für Wahrheit erkannte, entgegen zu setzen, wurde als ein vorsätzlich und halsstarrig Irrender zum ewigen und (was noch weit schlimmer war) sogar zum zeitlichen Feuer verurtheilt.

So entstand in den christlichen Ländern eine neue, zuvor nie erhörte Gattung von Verbrechen. Der Bosheit und dem Eigennutz wurde ein neuer Zweig von Denunciationen, dem Despotismus der byzantinischen und abendländischen Tyrannen eine neue Quelle von Confiscationen, neue Mittel, eines Jeden, der ihnen verhaßt oder verdächtig war, los zu

werden, und der Klerisei ein neuer Weg eröffnet, sich das furchtbarste Ansehen und einen fast grenzenlosen Einfluß zu verschaffen.

XIV.

Um jedoch den Schein zu haben, als ob die Dogmen, von deren Glauben nun das zeitliche und ewige Leben der Menschen abhing, auf unwiderleglichen Gründen beruheten und jede Untersuchung aushielten, erfand man eine subtile Art von Dialektik und Terminologie, bei der es ausdrücklich darauf angelegt war, den auffallendsten Absurditäten einen Schein von Möglichkeit zu geben, Widersprüche in eine Art von Zusammenhang zu bringen und dem Menschenverstande den Weg zur Wahrheit so mühselig und unzugangbar zu machen, daß unter Zehntausenden — selbst aus jenen Menschenclassen, deren Stand und Bestimmung im gemeinen Wesen einen hohen Grad von Vernunftfertigkeit erfordert — kaum Einer seyn möchte, der nicht lieber Alles, was man wollte, blindlings glauben, als sich auf einem so peinvollen Wege überzeugen lassen wollte.

Im Grunde war es auch mit diesem neu gebrochenen Ueberzeugungswege auf blose Täuschung abgesehen: denn nicht nur war er so beschaffen, daß er bei wirklich denkenden Köpfen statt der Ueberzeugung vielmehr Zweifel über Zweifel erregte und sie wider ihren Willen auf neue, den herrschenden widersprechende Meinungen führte; sondern es war auch schon vorher ausgemacht, „daß jede Untersuchung eines Glaubenspunktes oder Dogma's, die ein anderes Resultat, als dieses Dogma geben würde, an sich selbst schon irrig, verwerflich und verdammlich, d. i. des elementarischen und

höllischen Feuers schuldig sey." Wehe dem, der sich in diesen armseligen Jahrhunderten seiner Vernunft zu Prüfung dessen, was man ihm zu glauben auferlegte, bedienen und die Orakelsprüche einer Priesterschaft, die sich einer willkürlichen und unumschränkten Herrschaft über den Verstand, ja sogar über die Sinne der Menschen bemächtigt hatte, den nothwendigen Naturgesetzen des menschlichen Denkens zu unterwerfen, sich unterstehen wollte! Alle Untersuchung hört auf, wo jeder Zweifel für eine Eingebung des Teufels erklärt wird, der mit Fasten, Beten, Abtödtung des Fleisches und gänzlicher Unterbrechung alles Denkens bekämpft werden muß; und die Vernunft wird zu einem völlig unbrauchbaren Werkzeuge gemacht, sobald uns ihr freier Gebrauch in die dumpfen Kerker der Inquisition und aus diesen auf einen Scheiterhaufen führt.

Ich rufe getrost jedes vernünftige oder vernunftfähige Geschöpf auf dem ganzen Erdboden auf, mir zu leugnen, wenn es kann, daß man auf diese Art und durch solche Mittel und Anstalten jede Religion, wie unsinnig, abscheulich oder lächerlich sie auch immer seyn möchte, — von dem unmenschlichen Götzendienste des kanaanitischen Feuergottes Moloch bis zu dem albernen Dienste der Latonenfrösche in Abdera — für die einzig wahre und allein seligmachende ausgeben und als solche der ganzen Welt aufdringen könnte!

Was für einen Namen verdienen also wohl diejenigen, die sich anmaßen oder, wofern ihre Vorfahren einer solchen Anmaßung sich schuldig gemacht hätten, noch ferner darauf bestehen wollen, die einfachste, vernunftmäßigste, wohlthätigste, menschlichste aller Religionen auf einem solchen Wege und durch solche oder ähnliche Verfahrungsarten auszubreiten und zu erhalten?

XV.

Jeder die Wahrheit aufrichtig liebende Leser möge hier einen Augenblick still stehen und dann die Betrachtungen selbst fortsetzen, auf die ihn das Gesagte natürlicher Weise führen muß!

Meine Absicht ist nicht, irgend eine Partei oder Person zu beleidigen. Es wäre höchst unbillig, vernünftig denkenden und besser gesinnten jetzt Lebenden den Wahnsinn und die Missethaten barbarischer Vorfahren zum Vorwurf machen zu wollen. Aber die Zeiten der Unwissenheit sind vorbei; wenigstens kann sich Niemand, der nicht zur Hefe des Pöbels gehört, mehr mit unüberwindlicher Unwissenheit entschuldigen, wenn ihm die Grundwahrheiten, von deren Erkenntniß und Befolgung das Wohl des menschlichen Geschlechts und der bürgerlichen Gesellschaft schlechterdings abhängt, unbekannt sind; denn sie sind, Gott Lob, seit mehr als fünfzig Jahren laut genug gepredigt worden und haben um ein mäßiges Geld in allen Buchläden feil gestanden.

Leuchtet uns aber die Fackel der Vernunft, warum sollten wir lieber im Dunkeln als in ihrem Lichte wandeln wollen?

Fühlen und erkennen wir die Ehre und Würde, Menschen (in der engern Bedeutung dieses Namens) zu seyn: warum sollten wir nicht wenigstens den Willen haben, Alles von uns zu werfen, was uns verhindert, als echte Menschen zu empfinden, zu denken und zu handeln?

Sind die Grundsätze, die zu Anfang dieser Schrift in Erinnerung gebracht worden, unumstößliche Grundwahrheiten; ist der freie Gebrauch der Vernunft in Beleuchtung und Untersuchung jeder menschlichen Meinung, jedes menschlichen

Glaubens ein unverlierbares Recht der Menschheit, das uns Niemand, ohne das größte aller Verbrechen, das Verbrechen der beleidigten menschlichen Natur, zu begehen, rauben kann: wer darf sich vermessen, seinen Bruder in dem Besitz und Gebrauch dieses Rechts zu stören?

Ist kein Mensch unfehlbar; ist irren und getäuscht werden etwas von unsrer Natur überhaupt Unzertrennliches; gibt es eine unendliche Menge von Gegenständen des Wissens sowohl als des Glaubens, über die es — vermöge der Grenzen, welche die Natur dem menschlichen Geiste gesetzt hat — unmöglich ist völlig ins Klare zu kommen: so trage jeder seine Meinung oder seinen Widerspruch mit seinen Gründen bescheiden und gelassen vor, ohne einen Andern zu verunglimpfen oder zu verspotten, welcher vernünftige Gründe zu haben glaubt, anders zu denken.

Ist die Ueberzeugung des Verstandes vom Willen unabhängig, kann Irrthum also nie als ein Verbrechen gestraft werden: so erkenne man doch endlich einmal, daß es Unsinn und Ungerechtigkeit zugleich ist, Namen, wodurch blos verschiedene Vorstellungsarten, verschiedene Begriffe, Lehrmeinungen und Ueberzeugungen von einander unterschieden werden, zu Schimpfnamen zu machen!

XVI.

Es ist etwas den gesunden Menschensinn Empörendes in der noch immer unter den Gelehrten selbst herrschenden Gewohnheit, das Wort Deist oder Theist, welches (so viel ich weiß) einen Menschen bezeichnet, der weder atheistische noch dämonistische Grundsätze hat, so zu behandeln, als ob es eine Makel, die kein Mann von Ehre auf sich sitzen lassen könne,

bei sich führe; da doch das Christenthum offenbar den Deismus zur Grundlage hat, und die Christianer der ersten Jahrhunderte in ihren Apologien stolz darauf waren, Deisten zu seyn.

Die Einwendung, daß man unter dem Worte Deist, in der gewöhnlichen verhaßten Bedeutung, einen solchen Bekenner der natürlichen Religion verstehe, der nicht an die besondern Dogmen der Christen, so wie sie auf gewissen Concilien und in gewissen Symbolen und Formularen festgesetzt worden, glauben kann, — ist ein elender Behelf. Denn, gesetzt auch, ein jeder Deist müßte nach seiner Ueberzeugung alle besondere Dogmen der christlichen Parteien verwerfen: so bleibt es an diesen doch immer ungerecht, Haß oder Verachtung auf einen Jeden zu werfen, der nicht Alles glaubt, was sie glauben.

Aber im Grunde verhält sich die Sache ganz anders. Der wahre Deismus ist dem echten, von allem Magismus und Dämonismus und von allen übrigen Schlacken der barbarischen Jahrhunderte gereinigten Christenthum sehr nahe; und wenn ein Deist aus allen Religionsparteien auf dem Erdboden eine, zu welcher er sich halten sollte, zu wählen hätte, so würde er (vorausgesetzt, daß er in seinem Bekenntniß aufrichtig und also ein redlicher Freund der Wahrheit und Tugend ist) gewiß unter derjenigen christlichen Partei zu leben wünschen, deren Grundsätze, Dogmen und Verfassungen den Grundlehren und Gesinnungen Christi am nächsten kommen und von falschen Zusätzen und Schlacken am reinsten sind.

Was könnten nun diese Christen für einen billigen Grund haben, ihn von ihrer äußerlichen Gemeinschaft auszuschließen? Wenn sie wirklich überzeugt sind, daß der Glaube, der ihm

noch fehlt, zu seinem ewigen Wohl nöthig sey, ist es nicht Pflicht, ihm die Gelegenheit dazu nicht zu versagen? Kann er nicht vielleicht durch Zeit, liebreiche Belehrung und gutes Beispiel bei ihnen das erhalten, was ihm noch abgeht, um in allen Stücken wie sie zu glauben? — falls es ihnen doch ja so wichtig scheint, daß Jedermann in allen Stücken glaube wie sie.

Wenn aber nun vollends der Deist mitten unter ihnen geboren wurde; wenn er in dem Staate, worin dermalen ihr Glaubenssystem das herrschende ist, zu bürgerlichen Rechten und Vortheilen geboren wurde: mit welcher Billigkeit kann er blos deßwegen seiner Geburtsrechte verlustig erklärt werden, „weil es seiner Vernunft eben so physisch unmöglich ist, gewisse Sätze, die ihr falsch scheinen, für wahr zu halten, als es ihm unmöglich ist, in der Luft zu gehen oder im Feuer zu leben?" — Und ist es nicht schändlich, wenn sie ihn, um einer solchen Ursache willen, zu der Wahl nöthigen, entweder ein Lüaner und Heuchler zu seyn oder sich selbst aus seinem Vaterlande zu verbannen und ins Elend zu gehen?

XVII.

Ich kann nicht umhin, da die Folge meiner Gedanken mich auf diesen Punkt gebracht hat, meinem herzlichen Ekel vor dem Mißbrauch, der in unsern Tagen mit dem Worte Duldung oder Toleranz und (was noch ärger ist) mit der Sache selbst getrieben wird, ein wenig Luft zu machen.

Was nennet man dulden? — Menschen werden doch wohl, solange kein anderes Verhältniß und kein anderer Name sie von den Pflichten der Menschlichkeit los zählen kann, einander auf dem Erdboden dulden wollen? Wer darf

sich unterstehen, das Gegentheil zu lehren, wenn gleich in der Ausübung das Gegentheil leider alle Tage zum Vorschein kommt?

Ist es aber nicht häßlich, das, was alle Menschen einander als Menschen schlechterdings schuldig sind, — nämlich, einander so zu behandeln, wie jeder von den andern behandelt zu werden wünscht — mit einem so elenden Wort, als dulden, zu verkleinern und beinahe auf nichts herab zu setzen?

Welche mehr als kindische Inconsequenz! Wir sehen es für eine hohe Pflicht an, in tausend unbedeutenden Dingen gefällig und zuvorkommend gegen einander zu seyn; und in Angelegenheiten, wo es auf Ueberzeugung, Gewissen, Gemüthsruhe und Rechtschaffenheit ankommt, maßen wir uns ein Recht an, über Andere zu tyrannisiren? Ich kann von einem Jeden fordern, daß er mich auf der Straße ungestört meines Weges gehen lasse: und ich soll es für eine Gnade halten, wenn ihr duldet, daß ich von überirdischen Dingen anders denke, wähne oder träume als ihr, ungeachtet ihr selbst um nichts dadurch gebessert seyd, ob ich so oder anders über diese Dinge träume?

Narren und böse Leute sind von Natur intolerant. Jene können nicht leiden, daß man anders denke als sie; diese möchten, wo möglich, die ganze Welt nöthigen, zu thun und zu leiden, was sie wollen. Hätten diese zwei Gattungen von Menschen immer den Meister auf dem Erdboden gespielt, so würde er schon lange eine ungeheure Wildniß und Wüste seyn. Zum Glücke wird die Welt im Ganzen (wie wenig es auch im Besondern das Ansehen hat) von den Klügern und Bessern regiert; und der Weise duldet die Thoren, weil er weise, die Schwachen, weil er stark, die Bösen, weil er gut ist.

Und so kommen wir denn, wenn die Rede von den großen Uebeln ist, die das Menschengeschlecht drücken, immer wieder auf die Wahrheit aller Wahrheiten zurück: Den Menschen kann nicht geholfen werden, wenn sie nicht bessere Menschen werden; sie können nie besser werden, wenn sie nicht weiser werden; aber sie können nie weiser werden, wenn sie nicht über Alles, wovon ihr Wohl oder Weh abhängt, richtig denken; und sie werden nie richtig denken lernen, solange sie nicht frei denken dürfen, oder, welches einerlei ist, solange die Vernunft nicht in alle ihre Rechte eingesetzt ist, und Alles, was in ihrem Lichte nicht bestehen kann, verschwinden muß.

XVIII.

Tausende, die im Leben gegen diese Grundsätze handeln, werden, wenn sie dieses gelesen haben, sich selbst die Wahrheit derselben eingestehen. Unglücklicher Weise hängt es nicht immer von ihrem guten Willen ab, auch nach ihnen zu handeln.

Die Anwendung der klarsten Resultate, der einfachsten unleugbarsten Wahrheiten wird, unter gegebenen Umständen und durch den Einfluß einer Menge entgegen wirkender Kräfte, oft zu einer unendlich verwickelten und vielleicht unauflöslichen Aufgabe.

Der prachtvolle Kerker, worin die Vernunft von der größern Hälfte Europens noch immer gefangen gehalten wird, ist das Werk einer großen Kunst und vieler Jahrhunderte. Tausend nicht gemeine Köpfe und Millionen rüstiger Hände haben daran gebaut, und er ist auf den Felsen des Ansehens und Vortheils der Priesterschaft so fest gegründet und durch

so viele Flügel und Nebengebäude mit einem andern Zauberthurme, worin die Freiheit in Fesseln schmachtet, so künstlich verbunden worden, daß es beinahe ungereimt wäre, die Erlösung dieser gefangenen Prinzessinnen für möglich zu halten, geschweige unternehmen zu wollen.

Das Schicksal kann freilich mit der Zeit große Revolutionen herbei führen, wodurch der gegenwärtige Zustand der Welt eine gewaltige Veränderung erleiden würde; aber, wenn die Weltverbesserung, auf die ein menschenfreundlicher Träumer unsere Nachkommen auf das Jahr 2440 vertröstet, blos durch Aufklärung bewirkt werden sollte, so ist sehr zu besorgen, daß er ihre Epoche noch um einige Jahrhunderte zu früh gestellt hat.

Möchte ich doch mit dieser übel weissagenden Ahnung schon vor meinen Enkeln zu Schanden werden! Aber das treuherzige Geständniß der Ovidischen Medea:

— Video meliora proboque,
Deteriora sequor —

wird so lange wahr seyn, als Menschen — Menschen bleiben: und so lange die Deteriora mit großen, glänzenden und auf der Wage des Eigennutzes unendlich überziehenden Vortheilen verbunden sind, wird es auch der rechte Schlüssel zu tausend Ereignissen und Handlungen seyn, die den Verstand des einsamen, in der wirklichen Welt in sein idealisches Dschinnistan zurückgezogenen Philosophen überraschen und seine übel berechneten Erwartungen täuschen.

XIX.

Wie sehr hätte ich gewünscht, in diesem traulichen Monolog über Gegenstände, woran viel gelegen ist, mit dem

ganzen edlern und bessern Theile unserer Nation, blos als Mensch zu Menschen, Weltbürger zu Weltbürgern und deutscher Mann zu deutschen Männern, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Religionsparteien sprechen zu können! Und dieß um so mehr, da mein Widerwille gegen allen Sectengeist, meine Neigung und Fähigkeit (als einer, der ohne Vorurtheile und Interesse in Allem diesem ist), gegen jede Partei gerecht zu seyn, und meine Wohlgesinntheit für das gemeine Beste meines Volkes und der Menschheit überhaupt, Vielen unter ihnen längst bekannt und ohne Zweifel die Ursache ist, warum mein wohlmeinendes Radotage über die pia desideria aller gut denkenden Menschen mit so vieler Nachsicht angehört wird.

Aber was hälf' es, etwas Unmögliches wünschen zu wollen? Ich sehe nur allzu wohl ein, daß ich auf die Hoffnung, mit dem, was ich theils schon gesagt, theils noch zu sagen habe, bei beiden christlichen Hauptparteien Eingang zu finden, gänzlich Verzicht thun und mir einbilden muß, als ob ich nur diejenige, zu der ich (mehr aus freier Wahl, als durch nöthigende Verhältnisse) selbst gehöre, zu Vertrauten meiner Gedanken gemacht hätte.

Nur dieß Wenige — weil doch diese gute Gelegenheit dazu da ist und sobald nicht wieder kommen möchte — sey mir erlaubt in Rücksicht auf eine von allen aufgeklärten Patrioten und Christen allgemein für nöthig erkannte Verbesserung laut — für mich zu sagen.

XX.

Ich wünsche allen Menschen, und also auch Sr. Päpstlichen Heiligkeit, Pius VI. und allen seinen rechtmäßigen Nachfolgern auf dem heiligen Stuhle zu Rom (den ich, wenn

er auch nicht der Stuhl des heiligen Peters seyn sollte, noch immer für einen sehr respectabeln Stuhl halte) Gnade von Gott und alles Gute in dieser und jener Welt — und hoffe also, es werde mir nicht für einen heimlichen Groll gegen Se. Päpstliche Heiligkeit oder für bösen Willen gegen die Gebeine der hh. Apostel Peter und Paul ausgedeutet werden, wenn ich es als eine physische Möglichkeit annehme, daß über lang oder kurz die ganze Stadt Rom, mit der Basilica zu Sanct Johann im Lateran, der Peterskirche, dem großen Obelisk, dem Vatikan, dem Campidoglio, der Engelsburg, der Maria rotonda und allen ihren übrigen unzähligen Herrlichkeiten, bei irgend einem schrecklichen Erdbeben von der Erde dergestalt verschlungen werden könnte, daß ihre Stätte nicht mehr gefunden würde.

Wie sehr mir auch das Heil der Welt am Herzen liegt, so gestehe ich doch aufrichtig, daß es mich unendlich schwer ankommen würde, für den Untergang der Stadt Rom zu beten, und wenn er gleich die einzige Bedingung desselben wäre. Fern sey es also von mir, auch nur den leisesten Traum vom blosen Schatten eines solchen Wunsches jemals in meiner Seele aufkommen zu lassen!

Aber, gesetzt nun (welches alle Schutzgeister der Künste und Alterthümer verhüten wollen!), gesetzt, weil es doch physisch möglich ist, der schreckliche Fall hätte sich nun wirklich ereignet, — Rom wäre von der Erde verschlungen oder (ohne Vergleichung) wie Sodom und Gomorra in eine Art von todtem Meer verwandelt worden: was für Maßregeln könnte und würde die katholische Kirche wahrscheinlicherweise dann wohl zu ergreifen haben?

Mit der Stadt Rom wären alsdann auch, wie gesagt, die Kathedra Petri und der magische Fischerring (der nach

dem weltbekannten Siegelring Salomons unstreitig der erste Ring in der Welt ist), die berühmten Schenkungen Constantins, Pipins und Karls des Großen, die Decretalen Isidors des Sünders, die dreifache Krone der überirdischen, irdischen und unterirdischen Gewalt, die vier heiligen Jubelpforten, die Dataria und Rota und die Wollenweberei und Agnus-Dei-Fabrik der guten Nonnen von Sanct Agnes aus der Welt verschwunden. Und wenn es nun einmal so wäre, sollte darüber wohl ein großes Wehklagen unter den Völkern der Erde entstehen? Hätten die übrigen Bischöfe und Prälaten der katholischen Christenheit wohl große Ursache, ihre Kleider zu zerreißen und Asche auf ihre Häupter zu streuen? Sollten und müßten sie nun wohl nichts Angelegneres haben, als mit vereinigten Kräften so bald als möglich ein neues Rom und einen neuen Nachfolger des heiligen Peters auf dem Stuhle, worauf dieser nie gesessen, zu erwählen? Würden sie nicht vielmehr — ich rede menschlich, aber hoffentlich nicht thöricht — große Ursache haben, sich dieser Fügung des Himmels in Geduld zu unterwerfen und, Alles wohl überlegt, sich am Ende dankbarlich gefallen lassen, durch diesen unverhofften Zufall alles fernern Kampfes für ihre Rechte überhoben und in die Freiheit gesetzt zu seyn, die ihnen vermöge der ältesten Kirchenverfassung zukommt?

Aber (höre ich sagen) was würde da aus dem für so nothwendig geachteten Mittelpunkt der Einheit werden? — Wie? Haftet denn dieser Vereinigungspunkt nothwendig an einer einzelnen Person? oder an einem gewissen Stuhle? oder gerade an diesem? Ist der christliche Name und das apostolische Symbolum nicht Vereinigungspunkt genug? Und wenn kein Rom mehr wäre, dessen despotischer Geist bei der möglichsten Einförmigkeit seiner Unterthanen einzig interessirt ist: wem wäre

dann an einer der ganzen Natur unbekannten und nur durch unnatürliche Gewalt zu erzwingenden Einförmigkeit langer gelegen? Kann Eintracht und Ordnung nicht sehr wohl mit Mannigfaltigkeit bestehen? Entspringt Harmonie nicht aus Mannigfaltigkeit mit Ordnung? und ist Harmonie nicht schöner, als Monotonie?

Doch, sehen wir lieber, ohne uns länger bei einem Einwurf, der doch am Ende von selbst wegfallen würde, aufzuhalten, was aller Wahrscheinlichkeit nach die Folgen dieses großen Falles seyn würden.

Wenn kein Papst mehr ist, so hört natürlicher Weise das päpstliche System mit allen seinen Zuthaten und Auswüchsen von selbst auf. Die Schafe Christi befinden sich nun wieder unter der Aufsicht ihrer Hirten und Oberhirten in der nämlichen Verfassung, worin sie im vierten und fünften Jahrhundert waren; und es wird dann blos an den Hirten liegen sie (mit dem Psalmisten zu reden) auf grünen Auen zu weiden, zu frischen Wasserbächen zu führen und an keinem Guten Mangel leiden zu lassen.

Sie haben kein ungewisses Ansehen, keine chimärische Rechte, keine Ansprüche, die von jeder Untersuchung erschüttert werden, weil sie blos auf Unwissenheit, Aberglauben und Furcht vor Ernulphusflüchen und Scheiterhaufen gegründet sind. Was könnte sie also bewegen, das Licht zu hassen, welches sie nicht zu scheuen haben? die Vernunft in Fesseln zu halten, die auf ihrer Seite ist? der Aufklärung zu widerstehen, die eben dadurch, daß sie „die Hauptfestung der christlichen Religion, mit Aufopferung der unhaltbaren Außenwerke, gegen alle Angriffe der Vernunft sichert,“ ihrem Ansehen und ihren Rechten unerschütterliche Festigkeit gibt?

Sie haben nichts durch den Aberglauben, nichts durch die Vermischung des reinen Christenthums mit magischem und dämonistischem Unrath, nichts durch wunderthätige Bilder, Teufelsbannerei, fromme Geistermährchen und dergleichen Albernheiten zu gewinnen; und sie denken zu edel und gut, um sich jemals zu Erben der römischen Ablaßkrämerei, Jubeljahre, Apotheosen aberwitziger Mönche und mondsüchtiger Nonnen, talismanischer Amulete, Lorettenbilderchen, Kerzchen und Glöckchen und anderer solcher verächtlicher Finanzzweige machen zu wollen. Kurz, es wäre (in dem vorausgesetzten Falle) kein Grund zu erdenken, warum sie nicht zu Abstellung jedes erweislichen Mißbrauchs und zu Beförderung jeder erweislichen Verbesserung mit Freuden die Hände bieten, und die Ersten seyn sollten, den oben bemeldeten Kerker zu öffnen, um die gefangene Vernunft — sie, die uns allein einer wahren Religion fähig macht — auf ewig in Freiheit zu setzen und dadurch, neben tausend andern wohlthätigen Folgen, auch der einzig dankbaren, einzig zu wünschenden Art von Vereinigung aller christlichen Gemeinen den Weg zu bahnen.

Ich bitte nur noch um eine kleine Geduld, und ich habe — ausgeträumt.

XXI.

Es gibt Dinge, die ihrer Natur nach dergestalt von unserer Willkür abhangen, daß sie sind oder nicht sind, sobald es uns beliebt, daß sie seyn oder nicht seyn sollen.

Man erlaube mir, dieses durch ein bekanntes Beispiel zu erläutern.

Als Sanct Paul nach Ephesus kam, befand sich unter andern daselbst ein Tempel, der unter die Wunder der

Welt gerechnet wurde, und in diesem Tempel ein kleines, wohlberäuchertes Bildchen von Eben- oder Rebenholz, das man die große Diana der Epheser nannte und weit und breit in ganz Asien als ein wunderthätiges Bild göttlich verehrte.

Sanct Paul — der sich bekannter Maßen seiner Vernunft gegen den Aberglauben der Heiden mit großer Freiheit zu bedienen pflegte, ohne sich darum zu bekümmern, daß die armen Leute ihren Wahnglauben für den wahren Glauben hielten — Sanct Paul also nahm sich die Freiheit, einigen Ephesiern zu sagen, „Bilder, die von Händen gemacht wären, könnten nicht Götter seyn,“ — und es fehlte nicht an Leuten, denen dieses Raisonnement sehr einleuchtend vorkam.

Nun befand sich aber ein gewisser Demetrius in dieser Stadt, dem sehr viel daran gelegen war, daß die große Diana der Ephesier noch fernerhin eine Göttin bliebe: denn er hatte eine Fabrik von kleinen silbernen Dianentempelchen, die von den Fremden, wovon es in dieser Hauptstadt Asiens beständig wimmelte, gekauft zu werden pflegten; und diese Fabrik ging so stark, daß das ganze ehrsame Goldschmieds-Handwerk zu Ephesus in Arbeit und Verdienst dadurch gesetzt wurde.

Demetrius versammelte also alle seine Arbeiter und stellte ihnen die Gefahr vor, worein ihre Fabrik durch Sanct Paulus Vernunftschlüsse gerathen wäre. „Es will, sagte er, nicht allein mit unserm Handel dahin gerathen, daß er nicht gelte, sondern auch der Tempel der großen Göttin Diana wird für nichts geachtet, und wird dazu ihre Majestät untergehen, welcher doch ganz Asia und der Weltkreis Gottesdienst erzeigt.“

Man begreift, warum die Majestät der großen Göttin Diana dem frommen Manne so sehr am Herzen lag, und Niemand wird sich darüber wundern, daß diese Goldschmieds-Synode sich damit endigte, daß sie Alle voll Zorns wurden und aufschrien: Groß ist die Diana der Ephesier!

In Kurzem brachten sie die ganze Stadt in Aufruhr. Das Volk stürmte dem Amphitheater zu, das Getümmel nahm überhand, und als die Leute endlich hörten, warum es zu thun sey, schrie der Pöbel zwei Stunden lang an einem fort, groß ist die Diana der Ephesier: bis endlich der Canzler, durch eine sehr verständige und eines Erzcanzlers von Germanien würdige Rede, das Volk wieder beruhigte und nach Hause schickte.

Ich kenne kein besseres Beispiel, meinen obigen Satz ins Licht zu setzen, als dieses. Die hölzerne Diana der Ephesier war eine Göttin oder war keine Göttin, jenachdem die Ephesier wollten. Und warum dieß? Weil sie wirklich, Scherz bei Seite, nur ein hölzernes Bild von einer kleinen, häßlichen, viel gebrüsteten Zigeunerin und also keine Göttin war. Indessen, so lange sie dafür gehalten wurde, war es in gewissen Stücken eben so, als ob sie es wirklich gewesen wäre.

Wir wollen billig seyn. — Die Asiarchen, die Häupter der Stadt Ephesus, der Canzler und ihres Gleichen, wußten ohne Zweifel so gut als wir, was an der Sache war; indessen hatten sich die Ephesier von alten Zeiten her eine Ehre daraus gemacht, die Neokoren der großen Diana zu heißen, und ihr prächtiger Tempel verschaffte der Stadt Ansehen und einen einträglichen Zulauf von vielen Fremden; sie hatten also politische und cameralistische Gründe, als etwas Unwidersprechliches (wie sich der Herr Canzler von Ephesus ausdrückt)

anzunehmen, nicht, daß ihre Diana wirklich eine Göttin sey, aber, „daß die Stadt Ephesus die Pflegerin der großen Diana und des vom Himmel gefallnen Bildes sey.“ —

Bei dem gemeinen Volke war die Gottheit ihrer Diana, an deren Verehrung sie von Kindesbeinen an gewöhnt worden waren, eine ausgemachte Sache; und es fiel ihnen so wenig ein, sich Einwürfe gegen diesen Glauben zu machen, als dem Volke zu Loretto, zu zweifeln, daß ihre Santa Casa durch eine Gruppe von Engeln von Nazareth nach Loretto getragen worden sey.

Aber die Goldschmiede hatten ein ganz anderes Interesse, Bekenner und Verfechter der Gottheit der Diana zu seyn; und sie hätten im Herzen nicht mehr daran glauben können, als Cicero an sein Augurat, ohne daß sie, solange ihre Tempelchen gekauft und gut bezahlt wurden, weniger laut zusammengeschrieen hätten: Groß ist die Diana der Ephesier!

Setzen wir nun aber den Fall, die Regenten der Stadt Ephesus hätten einen sehr großen und dringenden Beweggrund (den sie freilich nicht hatten) gehabt, daß ihre Diana keine Göttin mehr seyn sollte: was würden sie wohl gethan haben?

Die Unternehmung wäre allerdings großen Schwierigkeiten unterworfen gewesen: aber mit Zeit und Geduld sind schon schwerere Dinge zu Stande gekommen. Vermuthlich hätten sie vor allen Dingen den Goldschmieden eine andere einträgliche Arbeit gegeben. — Sanct Paul und seine Gehülfen auf der einen, die Philosophen, die Luciane und ihres Gleichen auf der andern Seite, hätten alsdann freie Erlaubniß erhalten, über die Sache zu raisonniren und am Ende auch (nur mit Witz und Urbanität) zu scherzen, so viel ihnen beliebt hätte; und das Volk, das mit allen seinen Fehlern

und Unarten doch mehr Menschenverstand hat, als man ihm zutraut, würde unvermerkt so umgestimmt worden seyn, daß es ganz gelassen eine Anstalt nach der andern hätte machen sehen, um die Weissagung des ehrlichen Demetrius in Erfüllung zu bringen.

XXII.

Ich hoffe, man wird es mir nicht als einen Mangel an Ehrerbietung gegen gekrönte Häupter ausdeuten, wenn ich sage, daß gewisse Meinungen, die seit den Zeiten Papst Gregors des Siebenten nach und nach von Mönchen, Jesuiten und andern Clienten des römischen Hofes ausgebrütet worden sind und durch die erstaunlichen Prätensionen des besagten Hofes eine Art von Scheinbarkeit erhalten haben — z. B. daß ein jeweiliger Papst Gott auf Erden oder wenigstens ein Mittelwesen zwischen Gott und Mensch sey, daß er alle Gewalt im Himmel und auf Erden habe, daß er Unrecht zu Recht machen könne, daß er über alle Gesetze sey, Könige ab- und einsetzen könne, und was dergleichen propositiones male sonantes mehr sind — daß, sage ich, diese und ähnliche Meinungen, eben so wie die Gottheit der Diana, von unserm Belieben, sie zu glauben oder nicht zu glauben, abhangen.

Sanct Paul würde unfehlbar, aus dem ganz simpeln Grunde — „ein Mensch, wie wir andern, könne, so wenig als ein hölzernes Bild, ein Gott oder Halbgott seyn" — sich für das Nichtglauben entschieden haben.

Wir stoßen also, wenn ich so sagen darf, gleichsam mit der Nase auf die Auflösung des großen Problems, das von Vielen für so schwer als die Verfertigung des Steins der

Weisen gehalten wird; und ich brauche es kaum zu sagen, daß der römische Bischof weder mehr noch weniger als der Erste unter den abendländischen Bischöfen, seinen Brüdern, seyn würde, sobald man für gut fände, sich über diesen Punkt lediglich an erwiesene Facta, alte Urkunden, gesunde Vernunft und Natur der Sache zu halten.

Und damit wäre vielleicht viel gewonnen! Denn so könnte alles Gute, was eine ziemlich natürliche Folge eines plötzlichen Untergangs der Stadt Rom wäre, erhalten werden, ohne daß man es eben mit dem Umsturz des Vaticans, der Peterskirche, des Museum Clementinum, der Villa Borghese u. s. w. so übermäßig theuer erkaufen müßte. Man dürfte sich nur entschließen, in Allem gerade so zu verfahren, als ob das Unglück geschehen wäre; so würde wahrscheinlicher Weise auch Alles so erfolgen und beinahe eben so leicht, wenn auch etwas langsamer, in seine alte und natürliche Ordnung kommen.

Ein Erdbeben würde freilich schneller wirken und eine Menge Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten auf einmal applaniren; so wie ehemals die Gothen, da sie unter dem heillosen Kaiser Gallienus den Tempel der Diana von Ephesus verbrannten und zerstörten, ihrer Gottheit auf einmal ein Ende machten: aber ich gestehe, daß ich diese heroischen Mittel nicht liebe; und ich möchte der Vernunft zu Ehren wünschen, daß eine so glückliche Veränderung vielmehr ihr Werk als die blinde Wirkung empörter Elemente seyn möchte.

Im Grunde würde es auch, in mehr als einer Rücksicht, besser seyn. Man erinnert sich vermuthlich, was für ein höchst ehrwürdiger und liebenswürdiger Mann der Papst Pius der Sechsundzwanzigste (oder wie er heißt) im Jahre 2440 seyn wird — wie so ganz und gar er der Gegenfüßer

eines Gregors des Siebenten, eines Johannes des Zwölften und Zweiundzwanzigsten, eines Clemens des Fünften, Alexanders des Sechsten, Julius des Zweiten, Leo des Zehnten u. s. w. — kurz, der größten Zahl seiner Vorfahrer ist — und wie vollkommen dieser vortreffliche Pontifex Maximus durch seine Aufklärung, Weisheit, Güte, Bescheidenheit und Uneigennützigkeit der hohen Würde eines ersten Priesters und allgemeinen Vaters der Christenheit Ehre macht. — Dazu könnte es nun, mittelst eines demüthigen Vorschlags, noch vor dem Jahre 2440 kommen: und wie ersprießlich für die Kirche und die Welt wäre nicht eine solche Verwandlung! Ihre heilsamen Folgen sind so wichtig und ausgebreitet, daß ein Freund der Menschheit sich kaum erwehren kann, ungeduldig darüber zu werden, wenn die Maulwurfshügel, die ihr im Wege stehen, noch immer für unersteigliche Berge angesehen werden.

In der That sehe ich nur einen erheblichen Einwurf, der gegen das obige Mittel, diese wünschenswürdige Revolution zu beschleunigen, gemacht werden könnte — nämlich: „daß dadurch die mannigfaltigen Besteurungen und Tribute wegfallen dürften, welche die Nachfolger Hildebrands (denn Sanct Peter hatte und begehrte weder Silber noch Gold) von dem blinden Glauben, dem blinden Gehorsam und allen übrigen blinden Sünden der Ultramontaner bisher gezogen haben.“ Allein, da es bei mehr besagtem Vorschlage nicht darauf abgesehen ist, die Fürsten der Kirche ihrer rechtmäßigen und wohl erworbenen Temporalien berauben zu wollen: so blieben dem Administrator des Kirchenstaates, bei einer besser eingerichteten Wirthschaft, auch ohne jene fremden Zuflüsse, noch immer Einkünfte genug übrig, seine erhabene Würde mit Anstand zu behaupten und die Peterskirche nebst den

übrigen sechs Basiliken zu Rom in baulichen Ehren zu erhalten.

Falls nicht etwa die heimlichen und öffentlichen Verschwörungen, die unter allerlei Namen, Anstalten und Vorspiegelungen gegen die gesunde Vernunft gemacht werden, uns unversehens wieder in die Barbarei und Finsterniß der Hildebrandischen Zeiten zurückwerfen sollten: — so ist zu hoffen, daß mit zunehmendem Tage die Augen und, so Gott will, auch die Hände und Füße sich immer mehr stärken werden; und so könnte denn wohl am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts Manches zur Wirklichkeit gediehen seyn, was man am Schlusse des achtzehnten mit dem gelindesten Namen — Träume eines radotirenden Weltbürgers nennen wird.

XXIII.

Nach dieser kleinen Abschweifung, — die uns, denke ich, nicht sehr weit von unserm Wege abgeführt hat — kehre ich dahin zurück, wo ich am Schlusse des vierzehnten Abschnitts in meiner Gedankenfolge stehen blieb.

Wenn eine gute Anstalt ihren Zweck so gröblich verfehlt hat, daß gerade das Gegentheil von dem, was sie bewirken sollte, heraus gekommen ist, so sind (wenn ich nicht sehr irre) nur zwei Dinge zu thun: „Man muß entweder die gute Anstalt völlig eingehen lassen," — und dieß wäre thöricht, wofern man nicht gewiß wäre, etwas Anderes an ihre Stelle setzen zu können, das den Nutzen, den sie schaffen sollte, gewisser und besser schaffen würde; — oder „man muß so lange nachforschen, woran es liegt, daß sie ihren Zweck verfehlte, bis man es ausfindig gemacht hat, und alsdann

dem entdeckten Uebel durch die zweckmäßigsten Mittel aufs schleunigste abzuhelfen suchen."

Ist aber das Gute, aus welchem wider seine Natur Böses heraus gekommen ist, von solcher Art, daß es, erstens, nicht von uns abhängt, ob es da seyn oder nicht da seyn soll; ist, zweitens, die Sache so beschaffen, daß sich Jedermann durch bloses Aufthun seiner Augen überzeugen kann, das Uebel sey blos daher gekommen, „weil sich mit jenem Guten etwas Böses vermischt hatte, das nicht nur die heilsamen Wirkungen desselben hinderte, sondern es durch seine Beimischung sogar in ein verderbliches Gift verwandeln mußte;" und ist es endlich, drittens, eben so augenscheinlich, daß es völlig in unsrer Gewalt steht und im Grund eine leichte und mit wenig oder gar keiner Gefahr verbundene Operation ist, dieses Böse, das so heillose Wirkungen gethan hat, von dem Guten, wenigstens bis auf einen solchen Grad der Reinheit des letztern, abzuscheiden, daß es schlechterdings nicht möglich ist, es weiter darin zu bringen: so ist, däucht mich, die Frage, „was also zu thun sey?" für Leute, die bei ihren fünf Sinnen sind, keine Frage mehr. Und wenn (Alles dieß vorausgesetzt) dem Uebel gleichwohl nicht abgeholfen wird: so wissen wir wenigstens, was wir von dem Verstande oder dem guten Willen der moralischen Aerzte und Apotheker, die zu Heilung unserer moralischen Gebrechen angestellt sind, zu denken haben; und dann möchte es auch wohl Zeit werden, mit Ernst darauf zu denken, wie wir uns selber helfen wollen.

XXIV.

Nun zur Anwendung dieser ziemlich unwidersprechlichen praktischen Wahrheiten auf unsern vorhabenden Gegenstand!

So weit uns die Geschichte in die ältesten Zeiten zurück sehen läßt, sehen wir Religion und Aberglauben überall dicht neben einander aufwachsen und diesen, gleich einer üppig aufschießenden parasitischen Pflanze, jene umschlingen, ihr nach und nach allen Saft entziehen und sogar durch seine Einflüsse den Früchten, wodurch sie dem menschlichen Geschlechte wohlthätig seyn konnte, seine eigene giftige Beschaffenheit mittheilen.

Da hier schlechterdings Alles darauf ankommt, uns von der Religion einen von allem Aberglauben, von Allem, was Hang zur Sinnlichkeit, Phantasie, Leidenschaften und Priesterkünste beigemischt haben, gereinigten Begriff zu machen: so kann ich mir unter diesem Worte nichts Anders denken, als den Glauben an ein unerforschliches Urwesen, durch welches alle Dinge bestehen und nach unveränderlichen Gesetzen der vollkommensten Gerechtigkeit oder (was eben dasselbe sagt) der vollkommensten Güte und Weisheit in Ordnung erhalten werden — verbunden mit dem Glauben der Fortdauer unsers eigenen, uns nicht minder unerforschlichen Grundwesens, mit Bewußtseyn unsrer Persönlichkeit und einem solchen Fortschritt zu größerer Vollkommenheit, der durch unser Verhalten in diesem Leben modificirt wird.

Von diesem Glauben behaupte ich: daß er 1) ein moralisches Bedürfniß der Menschheit sey;

2) daß seine Wurzel so tief in unsrer Natur liege und gleichsam mit allen Fasern derselben so verschlungen sey, daß man, um sie im Menschen gänzlich auszurotten, den Menschen selbst zerstören müßte;

3) daß er durch die Vernunft hinlänglich unterstützt werde, um den Namen eines vernünftigen Glaubens zu verdienen; und

4) daß er, insofern er von Aberglauben oder Dämonisterei frei bleibt, nicht nur ganz unschädlich, sondern dem menschlichen Geschlechte höchst wohlthätig und in gewissem Sinne unentbehrlich sey.

XXV.

Unglücklicherweise war es in der Verfassung und den Umständen, worin sich die Menschen der ältesten Zeiten befanden, nicht möglich, daß ihre Religion -- wenn wir auch annehmen, es sey eine Zeit gewesen, wo sie (soviel es die Schwäche des kindischen Alters der Menschheit zuließ) einfältig und rein war — sich lange in dieser Lauterkeit hätte erhalten können.

Rohe sinnliche Menschen verlangten einen sichtbaren und palpabeln Gott. Durchdrungen von einem mächtigen aber dunkeln Gefühl des Göttlichen in der Natur, aber unfähig, dieses Gefühl zu einem reinen Vernunftbegriff zu erheben, füllten sie die ganze Welt mit göttlichen Naturen an und bildeten sich ihre Götter nach ihrem Bedürfniß. Sie hatten Götter nöthig, die zu ihnen herab stiegen, mit ihnen sprächen, sich ihrer Angelegenheiten annähmen, ihnen jagen und fischen hälfen, im Kriege vor ihnen her zögen und ihnen in zweifelhaften Fällen sagten, was sie thun oder nicht thun sollten.

Da sie so viel von ihren Göttern verlangten und erwarteten, fanden sie es billig, auch auf ihrer Seite etwas für die Götter zu thun und ihnen ihre Dankbarkeit und Ehrfurcht durch Opfer, Gelübde, Schenkungen, Denkmäler, Tempel, Statuen u. s. w. zu bezeigen.

Unvermerkt gewöhnten sich die Menschen an die täuschende Vorstellung, daß sie alles Gute, was ihnen die Natur

und der Zusammenhang der Dinge entweder freiwillig oder als die Frucht ihres eigenen Verstandes und Fleißes schenkte, als willkürliche Geschenke gewisser Gottheiten betrachteten.

Aber die Natur war von jeher beinahe eben so geschäftig, den Menschen Böses als Gutes zu thun: alle dem Menschen schädliche und verderbliche Naturwirkungen wurden also ebenfalls den Göttern zugeschrieben. Erdbeben, Ueberschwemmungen, Mißwachs, Hunger, verderbliche Seuchen, schreckende und die Hoffnung des Landmanns zerstörende Gewitter u. s. w. wurden als Ausbrüche ihres Zorns betrachtet, der durch bekannte oder unbekannte Vergehungen und Beleidigungen gereizt worden sey. Dieß ging endlich so weit, daß bei vielen Völkern sogar gewisse lasterhafte Leidenschaften und Handlungen, wenn sie ungewöhnliches Unglück über ganze Familien und Völkerschaften brachten, als Folgen des Zorns irgend einer beleidigten Gottheit betrachtet wurden. Die berüchtigte Familie des Tantalus und Pelops bei den Griechen ist ein weltbekanntes Beispiel hiervon.

XXVI.

Götter, die auf so vielfältige Art in das Schicksal der Menschen verflochten waren, von denen man so viel hoffte, und so viel fürchtete, die man so oft zu versöhnen hatte oder seinen Unternehmungen günstig machen wollte, konnten nicht lange ohne Priester, d. i. ohne Mittelspersonen, Procuratoren und Sachwalter der armen Sterblichen bei jenen höhern Wesen — und Priester nicht lange ohne Theologie seyn.

Da die Vernunft nur sagen kann, was Gott nicht ist, aber auf die Frage, was er sey, in Verlegenheit geräth und

entweder stammelt oder verstummet: so würde es eben keinen großen Künstler bedürfen, um die ganze Theologie der Vernunft auf ein Hirsenkorn zu graviren.

Natürlicherweise konnten Priester sich mit einer so compendiösen Götterkenntniß nicht behelfen. Sie mußten mehr von ihren Principalen wissen als gemeine Menschen; und woher hätte ihnen diese geheime Wissenschaft kommen können, als von den Göttern selbst? Diese offenbarten sich ihnen in Träumen, durch Erscheinungen oder auf andere Art; und bald sah man aus dieser übernatürlichen Quelle jene berühmten priesterlichen und magischen Wissenschaften entspringen, auf welche die Philosophie freilich nie gekommen wäre, wozu sie aber doch wenigstens den Schlüssel hat: die Theorie der guten und bösen Geister, der himmlischen, elementarischen und höllischen Dämonen; die Wissenschaft der Opfer, Aussöhnungen und Initiationen; die Wissenschaft, sich die höchsten Götter gnädig, die guten Dämonen günstig, die bösen unterwürfig zu machen; die Wissenschaft, Träume auszulegen und zukünftige Dinge aus gewissen Zeichen, wodurch die Götter sie uns andeuten, vorher zu sagen; die Wissenschaft, durch Amulete, Zauberworte, Zauberlieder und andere geheimnißvolle Mittel Krankheiten zu heilen u. s. w.

So wurden die Priester nach und nach zu Wahrsagern, Zeichendeutern, Aerzten und Wundermännern; so kam das Schicksal ganzer Völker, das Glück und Unglück der Familien und sogar das Leben der Menschen in ihre Gewalt; so bemächtigten sie sich der zwei stärksten Triebfedern der menschlichen Natur, der Furcht und der Hoffnung, um über unwissende Wilde und Barbaren unumschränkt zu herrschen; kurz, so wurde aus Religion Dämonisterei, aus Priesterthum Magie.

Beide walteten unter allerlei Namen und Modificationen über den Erdboden, als die christliche Religion entstand und, durch eine beim ersten Anblick erstaunliche, bei unbefangener Untersuchung aber sehr begreifliche Revolution, der Vielgötterei in dem ganzen Umkreise des alten römischen Reichs ein Ende machte, um auf die Trümmer der alten Religion eine neue Art von Theokratie und Hierarchie zu gründen, die sich durch die wohlthätigsten Absichten ankündigte und beliebt machte. Aber, wie himmlisch auch ihr Ursprung, wie wohlthätig ihr Zweck, wie einfach und unschuldig ihre Mittel waren, sie wurde — unter Menschen — durch Menschen ausgebreitet und konnte also nicht lange so rein bleiben, wie sie aus ihrer ersten Quelle geflossen war.

Die Vorsteher der Gemeinen lernten bald genug durch die Leichtigkeit, womit sie sich der Herzen zu bemächtigen gewußt hatten, die Schwäche der Menschen und die Stärke ihrer eigenen Hülfsmittel kennen; und wie hätte der Bischof der Hauptstadt der Welt nicht endlich verleitet werden sollen, die Macht eines gewissen wundervollen Doppelschlüssels immer weiter auszudehnen? Unglücklicherweise bediente man sich derselben mit so wenig Bescheidenheit, daß ihr Einfluß und ihre Oberherrschaft endlich drückender, schädlicher, grausamer und verderblicher für die Humanität und die bürgerliche Gesellschaft wurde, als es der in seiner eigenen unverlarvten Gestalt herrschende Dämonismus und Magismus nie gewesen war.

XXVII.

Man weiß, — bringt es aber öfters bei den wichtigsten Gelegenheiten viel zu wenig in Anschlag, — wie mächtig

Gewohnheit und Vorurtheile, in denen wir aufgewachsen sind, über den gemeinen Menschenverstand tyrannisiren: und wie sollten sie — sie, die uns fähig machen, gegen das Zeugniß unsrer eigenen Sinne zu glauben — nicht die Gewalt haben, unsre Vernunft zu fesseln, und uns zum Beispiel in einem Buche, für dessen Buchstaben man uns schon die tiefste Ehrfurcht eingeprägt hat, ehe wir den Sinn und Geist desselben zu fassen, ja nur zu ahnen fähig waren, nicht Dinge verborgen bleiben lassen, die einem jeden ganz unbefangenen Menschen beim ersten Lesen desselben in die Augen springen?

Es soll mich also nicht wundern, wenn das, was ich jetzt sagen werde, vielen meiner Leser anstößig wäre, wiewohl es darum (wenigstens meiner Ueberzeugung nach) nicht weniger wahr ist — und das ist: daß zwischen dem Geist und Zweck Jesu, — so wie er sich uns in dem größten Theile der vier Evangelien darstellt, in welchen Alles, was wir von seiner Person und Geschichte wissen, enthalten ist — und zwischen einigen Dingen, die er gesagt und gethan haben soll, eine so auffallende Disharmonie, ein so starker Widerspruch obwaltet, daß es beinahe unmöglich, wenigstens gegen alle Regeln der Kritik ist, zu glauben, daß er diese letztern Dinge wirklich gesagt und gethan habe.

Meine Gedanken über dieses Phänomen ausführlich zu entwickeln, würde mich hier zu weit führen und bleibt auf eine andre Gelegenheit ausgesetzt; ich sage also zu meiner dermaligen Absicht nur so viel und hoffe, daß wenigstens Mancher, der die Evangelien mit etwas mehr als gewöhnlichem Nachdenken gelesen hat (denn gewöhnlich werden sie ohne alles Nachdenken gelesen), darin mit mir einstimmig seyn werde: daß Christus zwar die Religion seines Volkes habe reinigen und verbessern, aber keine eigentliche neue,

noch weniger eine neue politische Religionsverfassung, am allerwenigsten aber die, welche mehrere Jahrhunderte nach seinem Tode auf dem von seinen Jüngern schon gelegten Grunde nach und nach aufgeführt wurde, habe stiften wollen.

Die Religion, von welcher er zugleich Lehrer und Vorbild war, die, welcher der Name der christlichen, das ist der Religion Christi, im eigentlichsten Sinne zukommt, ist kein Institut, das einen Theil der bürgerlichen Verfassung ausmacht, sondern blose Angelegenheit des Herzens. Sie ist ganz auf das Verhältniß zwischen Gott, als allgemeinem Vater der Menschen, und diesen, als seinen (gutartigen oder verkehrten, gehorsamen oder widerspenstigen) Kindern, gegründet. Sie erhebt das dunkle Gottesgefühl, das der menschlichen Natur angeboren und eigen scheint, zu der einfachsten, humansten, der Gottheit würdigsten und dem Bedürfniß der Menschheit angemessensten Vorstellung von Gott, reinigt sie von allem dämonistischen und magischen Aberglauben und macht sie in jeder menschlichen Seele, in welcher sie lebendig und herrschend wird, zu einer unversieglichen Quelle von grenzenlosem Vertrauen auf Gott, von Liebe alles Guten, von allgemeiner Humanität, von aushaltender Stärke im Unglück, von Mäßigung und Bescheidenheit im Wohlstand, von Geduld im Leiden, von Geringschätzung Alles dessen, was uns die Weisheit gering schätzen lehrt, von innerm Frieden des Herzens, Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen und immer währender Hoffnung einer bessern Zukunft. — Seine Religion war echte Theosophie im einfachsten Sinne dieses Wortes. — Gott war ihm Alles in Allem, Alles in der Natur, Alles in ihm selbst. Daher das Reich Gottes, dessen Annäherung er ankündigt, wozu er alle Menschen einladet, wozu Alle berufen, aber Wenige auserwählt

sind: weil ihm unverborgen war, daß nur wenige Menschen so einfältigen Sinnes und guten Willens sind, um mit ganzer Seele in diese seine Vorstellungsart und Gesinnungen einzugehen und ihm in Allem diesem — das ist in Allem, was er mit den weisesten und besten Menschen, die jemals lebten, gemein, und was er vor ihnen voraus hatte — gleichförmig zu werden und also den Namen seiner Jünger im eigentlichen Verstande zu verdienen. Alle konnten und mußten dazu eingeladen werden: aber die Natur der Sache brachte es mit sich, daß diejenigen, die wirklich mit ihm eines Sinnes und Geistes waren, nur eine kleine Gesellschaft von Brüdern ausmachten; und eben in dieser kleinen Anzahl und in der Einförmigkeit ihres innern Sinnes lag der Grund der brüderlichen Gleichheit, die er unter ihnen einführte, und der engen liebevollen Verbindung, worin sie, als Kind eines Vaters, unter einander lebten oder leben sollten.

XXVIII.

Indem ich mir diese Vorstellung von der Religion Jesu und der ersten Brüdergemeine, deren Stifter er war, mache, begehre ich keineswegs zu leugnen, daß es in der Folge nicht möglich sollte gewesen seyn, eine mit den Grundsätzen und der Moral desselben übereinstimmende Volks- und Staats-Religion zu gründen, die von allem dämonistischen und magischen Aberglauben rein hätte bleiben können. Ja, ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich sage, daß sich sogar eine auf jene Grundsätze gebaute hierarchische Religionsverfassung denken (nur nicht so leicht ins Werk stellen) lasse, die von allen Priesterkünsten, aller tyrannischen Priestergewalt,

Herrschaft über die Gewissen, Unterdrückung der Vernunft, Intoleranz, ungebührlicher Einschränkung der Vorstellungen, die man sich von den übersinnlichen und unbegreiflichen Dingen zu machen habe, und so weiter, mit einem Worte, von der ganzen Litanei der Mißbräuche, die seit so vielen Jahrhunderten unter der sogenannten Christenheit im Schwange gingen, frei wäre; — wie denn etwas diesem von fern Aehnliches seit den Zeiten der Königin Elisabeth in England zu sehen ist.

Wie schön aber auch das Ideal seyn möchte, welches man auf diese Möglichkeit bauen könnte, — dieß wenigstens ist unwidersprechlich: daß von des ersten Constantins Zeiten an (ja, schon lange zuvor) das Christenthum und seine kirchliche Verfassung sich von dem Geiste dessen, nach welchem es sich nannte, immer mehr und mehr entfernte; daß es beinahe in allem das Gegentheil dessen wurde, was es hatte seyn sollen; und daß eine allgemeine gründliche Verbesserung endlich der große Gegenstand mehr als einer Kirchenversammlung und der sehnliche Wunsch aller Laien, ja sogar eines beträchtlichen Theils des Klerus wurde.

XXIX.

Diese Kirchenverbesserung, — die schon so lange für nöthig gehalten, mehrmals angefangen, von Rom aus immer wieder hintertrieben, aber selbst durch alle diese Bewegungen nicht weniger, als durch die Einflüsse der wieder erweckten griechischen und lateinischen Literatur, vorbereitet worden war, — ereignete sich endlich in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts mit dem bekannten Erfolge, wiewohl unter so heftigen Erschütterungen, unter einem so hartnäckigen

Widerstande der herrschenden Partei und so vielen wilden Ausbrüchen fanatischer Leidenschaften auf beiden Seiten, daß die errungnen Vortheile mit dem Preise, den sie gekostet haben, in gar keiner Proportion ständen, wofern die Verbesserung auf halbem Wege stehen bleiben, und nicht mehr wahrer Gewinn für die Menschheit davon heraus kommen sollte, als woran sich diejenigen genügen lassen, die alle fernere Verbesserung unnöthig finden, ja wohl gar die blose Meinung, daß das angefangene Werk noch weit von seiner Vollendung sey, für frevelhaft erklären.

In keinem andern Jahrhundert, selbst in den scheußlichen Zeiten der Kreuzzüge, der Waldenser-Verfolgung und der Ausrottuug der Tempelherren, sind der Religion in allen Theilen von Europa zahlreichere Hekatomben von Menschenopfern geschlachtet worden, als in diesem. Kein anderes bietet reichhaltigeren Stoff zu Betrachtungen über den gewaltigen Einfluß der Religion auf das zeitliche Wohl und Weh der Menschen dar!

Können wir, beim Ueberblick des unermeßlichen Elendes, das in diesen schrecklichen Zeiten durch Intoleranz, hierarchische Tyrannei, fanatischen Neuerungs- und Empörungsgeist, wüthenden Eifer der neuen, kaltblütige Grausamkeit der alten Partei, theils aus wirklicher religiöser Leidenschaft, theils unter der Larve der Religion, über Europa gebracht worden ist, — einen auffallendern, einleuchtendern Beweis verlangen, wie unendlich viel der menschlichen Gesellschaft daran gelegen sey, durch die möglichste Reinigung der Religion auch der blosen Möglichkeit zuvorzukommen, daß wir oder unsere Nachkommen solche Gräuel, solche Unmenschlichkeiten, solche Teufeleien um Gottes Willen wieder erleben könnten?

XXX.

„Dazu, sagt man, wird es so leicht nicht wieder kommen. Der Geist der Toleranz, der in unsern Zeiten herrschend geworden ist und selbst in Ländern, wo er die Oberhand noch nicht gewonnen, doch die Art, mit den Glaubensdissidenten zu verfahren, sehr gemildert hat, ist uns Bürge dafür.“

Gut! Aber wer bürgt uns für diesen Geist der Toleranz selbst? Von wie langer Dauer wird sein Reich, von welcher Stärke wird seine Macht gegen Aberglauben und Fanatismus seyn, wenn diese Duldung — deren bloser Name schon wider sie zeugt — nur eine momentane Folge vorübergehender Eindrücke einiger Modeschriften, nicht die natürliche Frucht wahrer allgemein verbreiteter Aufklärung und Ueberzeugung ist? wenn sie blos von der Denkart oder Laune oder Bonhommie oder Gleichgültigkeit der Regenten und von der zufälligen Schwäche über ihre Unmacht heimlich seufzender Molochspriester abhängt, anstatt auf dem festen Grunde der allgemeinen Vernunft und auf unwiderruflichen Staatsgesetzen zu beruhen? Kurz, was für Ursache haben wir, uns für sicher zu halten, wenn der wüthende unbezähmte Tiger — nur schläft, anstatt, wie der Dedschial der Muhamedaner, wenigstens bis zum Weltgerichte mit unzerreißbaren Ketten gefesselt zu seyn?

Gegen eine Partei, bei welcher die Intoleranz (in gewissem Sinne) sogar ein Grundartikel ihrer Religion ist, kann uns, solange sie bei dieser Denkart beharret, nichts als unsere politische Macht sicher stellen. Aber worauf gründet sich unsere innere Sicherheit? Und was schützt uns gegen die Intoleranz der abergläubischen Anhänglichkeit an alte

Terminologie und Formulare, gegen den fanatischen Eifer für die vermeinte Sache Gottes u. s. w. in unserm eigenen Mittel?

Die unter uns im Schwang gehende Gleichgültigkeit gegen die Religion ist eine sehr unzuverlässige, von dem leichtesten Anstoß zusammen fallende Schutzwehre. Wer mit der Geschichte der Menschheit und Religion bekannt ist, kann unmöglich gleichgültig darüber seyn, in welchem Zustande sich eine Sache befinde, die in den Händen des Thoren, des Schwärmers, des Tartuffe, sobald er mit einigem Ansehen bekleidet ist und Einfluß hat, zum Werkzeuge so vieles Unheils werden kann. Die Erfahrung unserer eigenen Zeit könnte und sollte uns belehren, daß diese Gleichgültigkeit, die dem ansehnlichsten und aufgeklärtesten Theile der Gesellschaft eine Zeit lang die Augen gegen viele ihrer Aufmerksamkeit würdige Dinge verschloß, von den Antipoden der Vernunft sehr vortheilhaft benutzt wurde, und daß sie gerade der Schatten ist, worunter alle Arten von religiösem Unkraut am besten gedeihen. Vielleicht braucht es nicht mehr, als noch fünfzig Jahre wie die letztverfloßnen, um es dahin zu bringen, daß Schwärmer und Zeloten unsern Nachkommen nicht mehr Freiheit zu denken und zu glauben übrig lassen, als die heilige Inquisition den Einwohnern zu Goa. Solange der Gebrauch dieser Freiheit blos zufällige Duldung ist; solange das Recht der Protestanten „an unbeschränkte Gewissensfreiheit und unbeschränkte Untersuchung aller menschlichen Meinungen, Auslegungen und Entscheidungen in Glaubenssachen" nicht als etwas Ausgemachtes anerkannt, sondern den Einen noch ein Problem, den Andern sogar Ketzerei ist: so lange haben wir wenig Ursache, uns vor einem Rückfall unter das Joch, das unsre Väter nicht ertragen konnten, sicher zu glauben.

XXXI.

„Aber wie kann (sollte man billig fragen), wie kann jenes Recht, auf welchem selbst die Existenz der Protestanten beruht, in ihrem eigenen Mittel noch problematisch seyn? Wo ist die Urkunde, durch welche diejenigen, die sich selbst in Freiheit gesetzt hatten, ihre Nachkommen zu neuen willkürlichen Fesseln verurtheilt hätten? Oder, wenn es eine solche Urkunde gäbe, welche Verbindlichkeit könnte sie für uns haben? Wer kann im Namen seiner Kinder auf den künftigen Gebrauch ihrer Vernunft Verzicht thun? Unter welchem Vorwande könnte eine so unnatürliche Enterbung jemals Statt finden? Das Recht, wovon hier die Rede ist, wenn sie selbst es hatten, mußten sie auch uns hinterlassen: denn es war entweder Naturrecht oder nichts.“

Unsere Väter im sechzehnten Jahrhundert warfen das Joch des blinden Glaubens ab, das die ihrigen so lange ziemlich ruhig getragen hatten. Sie erinnerten sich der heilsamen Ermahnung des Propheten: „seyd nicht wie Roß und Mäuler, die nicht verständig sind,“ und fingen an zu merken, daß die sehr reellen Uebel, von denen sie zu Boden gedrückt wurden, blose Folgen einer Art von Bezauberung seyen, welche in dem Augenblick vernichtet ist, da man aufhört, sich für bezaubert zu halten. Vorurtheile, die durch Alles, was man sah und hörte, von Kindheit an den Gemüthern eingeprägt worden waren, Wahnbegriffe, die durch alle Schrecken des zeitlichen und ewigen Feuers gegen den blosen Gedanken, sie zu bezweifeln, so lange gesichert gewesen waren, — wurden vor den Richterstuhl der Vernunft gezogen, in Untersuchung genommen und so, wie sie für das, was sie waren, für Vorurtheile und Wahnbegriffe, erkannt wurden, verworfen.

Tradition, Besitz von undenklichen Zeiten her, Entscheidungen von St. Peters Stuhl herab, Meinungen der heiligen Kirchenväter und Doctoren, ja sogar jene Ehrfurcht gebietende Formel der ersten Synode zu Jerusalem — „es gefällt dem heiligen Geist und uns“ — im Munde allgemeiner Kirchenversammlungen wurden von den Reformatoren und ihren Anhängern für nichts geachtet, sobald sie ihrer eigenen innern Ueberzeugung und den Beweisgründen, worauf sie beruhete, entgegen standen.

XXXII.

Alles dieß aber erfolgte nach und nach. Man wußte anfangs selbst nicht, wie weit und wohin der Weg, den man eingeschlagen hatte, führen würde, und war (wie es unter den damaligen Umständen nicht wohl anders seyn konnte) weit entfernt, auf einmal alle Autorität des römischen Stuhls, der Kirchenväter, der Concilien und der Tradition verwerfen zu wollen. Man empörte sich anfangs gegen blose Mißbräuche, welche die sogenannte Disciplin der Kirche betrafen; aber bald sah man sich genöthigt, auch die Dogmen anzugreifen, hinter welche sich jene verschanzten. Jeder falsch befundene Satz zog natürlicher Weise die Untersuchung anderer nach sich, mit denen er zusammenhing: und so konnte es nicht fehlen, daß man in wenigen Jahren einen großen Theil des alten Lehrgebäudes so wurmstichig und baufällig finden mußte, als er wirklich war. Man berief sich auf den Papst, solange man sich Hoffnung machte, daß er den Mißbräuchen, auf die der erste Angriff gerichtet war, abhelfen würde; aber sobald er gegen das, was Luther und seine Anhänger für unumstößlich erwiesene Wahrheit hielten, entschieden hatte,

sah man sich gezwungen, die Autorität der päpstlichen Heiligkeit näher zu beleuchten, und fand am Ende, daß er ein so fehlbarer Mensch sey, als ein anderer, und daß es mit seiner Statthalterschaft Christi nicht besser stehe, als mit seiner Nachfolgerschaft auf dem Stuhle des heiligen Peters, welcher Rom nie gesehen hatte, oder mit seiner Erbfolge in den Titeln und Rechten eines Pontifex Maximus, welche den Kaisern angehörten.

Eben so mußte es vermöge der Natur der Sache mit allen übrigen Autoritäten gehen. Man gab sich alle Mühe, die heiligen Väter, die großen Kirchenlehrer, die Tradition, die Entscheidungen der Concilien so viel möglich auf seine Seite zu ziehen; aber, sobald sie für die Gegner zeugten, wurde ihr Zeugniß abgelehnt und von ihrer Autorität an eine höhere appellirt.

Auch die so oft wiederholte Appellation an eine zu veranstaltende allgemeine Kirchenversammlung, wenn sie etwas mehr als ein durch die Noth der Umstände abgedrungener Behelf war, setzte ein Vertrauen auf die Majorität einer solchen Versammlung voraus, die der Ueberzeugung der Reformatoren von der Güte ihrer Sache gleich war. Denn, gesetzt, das Concilium würde gegen sie entscheiden, — welches denn auch das tridentinische zu thun nicht ermangelte — was blieb ihnen Anderes übrig, als die ganze versammelte Hierarchie für Menschen zu erklären, die zusammen genommen eben so wenig unfehlbar, dem Irrthum eben so unterworfen seyen, als einzeln.

XXXIII.

Man sah sich also bald genöthigt, die heilige Schrift für den einzigen entscheidenden Richter in Glaubenssachen und für

die einzige Quelle, woraus die christliche Glaubenslehre geschöpft werden müsse, zu erklären und alle übrige Autoritäten nur in so fern, als sie mit derselben vollkommen übereinstimmen, gelten zu lassen.

Wie viel oder wenig dadurch gegen die römische Kirche gewonnen wurde, und was diese mit Schein oder Recht dagegen einzuwenden hatte, gehört nicht hierher: genug, es konnte bei dem allmählig zunehmenden Tage nicht fehlen, daß man früher oder später gewahr werden mußte, daß ein Buch, wie untrüglich und göttlich es übrigens seyn möchte, nur alsdann für einen entscheidenden Richter in Glaubenssachen gelten könnte, wenn es (wie die Elemente der Geometrie) so beschaffen wäre, daß alle Menschen, die es läsen und verständen, nicht nur vollkommen einerlei dabei dächten, sondern auch von der Wahrheit seines allen Menschen gleich verständlichen und keiner Vieldeutigkeit unterworfenen Inhalts so anschaulich und innig überzeugt würden, daß es ihnen schlechterdings unmöglich wäre, daran zu zweifeln, oder über den Sinn und die Deutung dieser oder jener Stellen verschiedener Meinung zu seyn.

Ob ein solches Buch möglich sey, ist eine Frage, die ich mir so wenig zu beantworten anmaße, als sie zu meinem Zwecke gehört; aber dieß wird doch wohl Niemand zu leugnen begehren, daß die Bibel dieses Buch nicht ist. — Unstreitig muß man sehr viel Hebräisch und Griechisch wissen, sehr viele andere Bücher gelesen haben und eine unendliche Menge historischer, kritischer, antiquarischer, chronologischer, geographischer, physikalischer und anderer wissenschaftlicher Kenntnisse besitzen, um es mit Verstande zu lesen; und dessen ungeachtet enthält es, selbst für Leser, die mit allen diesen Kenntnissen versehen sind, beinahe auf allen Blättern solche

Stellen, die von verschiedenen Personen verschieden verstanden und ausgelegt werden. Nichts von vielen Stellen zu sagen, die mit einer so unerklärbaren Unbegreiflichkeit behaftet sind, daß alle angestrengte Bemühungen, den Glaubenspunkten, die dessen ungeachtet daraus gezogen wurden, nur so viel Licht, als zu einem nicht ganz vernunftwidrigen Glauben nöthig ist (d. i. nur so viel Licht, um zu wissen, was man glaube), zu geben, bis auf diesen Tag fruchtlos gewesen sind.

XXXIV.

Bei dieser unleugbaren und weltbekannten Beschaffenheit der Sache bleibt also — soviel ich wenigstens begreifen kann — in Ansehung Alles dessen, was in der Bibel vieldeutig, geheimnißvoll, im Widerspruch mit allgemeinen Vernunft- und Erfahrungswahrheiten oder mit andern Stellen der Bibel selbst, mit einem Worte, was nicht allgemein faßlich und verständlich ist, — nichts übrig, als diese Alternative:

„Entweder sich einem unfehlbaren Richter in Glaubenssachen, der allein über den Sinn zweifelhafter Worte und Sätze zu entscheiden berechtigt ist, zu unterwerfen,"

Oder „Allen, die darin mit uns übereinstimmen, daß sie sich zur Religion Christi halten und keinen unfehlbaren Richter in Sachen des Glaubens über sich erkennen, das Recht, nach ihrer eigenen Ueberzeugung zu glauben, oder (welches einerlei ist) das Recht, sich über alles Dunkle und Unbegreifliche der Religion diejenige Vorstellungsart zu machen, die ihnen die richtigste scheint (wie verschieden sie auch von der unsrigen seyn mag), einzugestehen, sie dieser Verschiedenheit ungeachtet für unsre Brüder zu erkennen und, durch diese dem Geiste Christi höchst gemäße Sinnesart, allen

gehässigen Zänkereien, Verketzerungen und Verfolgungen sammt allem in der bürgerlichen und christlichen Gesellschaft daraus entstehenden Unheil auf einmal und auf ewig ein Ende zu machen."

Wollen wir die erste Partei ergreifen, so sehe ich dann keine neue Alternative mehr. Dann bleibt uns nichts übrig, als gerades Weges uns zu den Füßen des „dreimal gesegneten Vaters in dem dreifach gekrönten Heiligthum" zu werfen, uns mit unsrer guten alten Mutter, der katholischen Kirche, aussöhnen zu lassen und zu glauben, was sie uns zu glauben befiehlt, wie übel sich auch unsre arme murrende Vernunft an der Kette dieses blinden Glaubens und leidenden Gehorsams befinden mag.

Oder welchem Doctor der Theologie aus unserm eigenen Mittel sollten wir das Recht zugestehen, uns vorzuschreiben, was und wie wir glauben sollen? die Linie auszustecken, über die wir im Forschen nach Wahrheit, im Streben nach Licht, im Versuch, unsern Verstand von verworrenen, materiellen, unschicklichen und mit den ersten Grundwahrheiten der Vernunft unverträglichen Vorstellungsarten in Sachen der Religion zu reinigen, nicht hinaus gehen dürften? Wer darf so dreist seyn, seinen Verstand, seine Einsichten nicht nur zum Maßstabe, sondern sogar zur Regel und zum Gesetz aller übrigen zu machen? Und wenn es vor zwei oder drei hundert Jahren erlaubt war, sich in Glaubenssachen gegen Autorität und Machtsprüche, gegen Papst, Kirchenlehrer und Concilien aufzulehnen: seit wann ist es unerlaubt worden, eben dasselbe gegen die Autorität und Machtsprüche einer noch so großen Anzahl protestantischer Kirchenlehrer zu thun, die (meines Wissens) kein echteres Creditiv ihrer Unfehlbarkeit, als die hochheilige Synode zu Trident, aufzuweisen haben?

Durften unsre Vorfahren prüfen und das Bessere (d. i. was ihrer damaligen Einsicht und innern Ueberzeugung nach das Bessere war) behalten: warum nicht auch wir? Warum sollen wir nicht fortsetzen dürfen, was sie nur anfangen, nicht vollenden konnten? was, vermöge der Natur der Sache, nie vollendet werden kann? Wer gab ihnen ein Recht, die Vernunft ihrer Nachkommen zu fesseln? ihren Glauben in Formulare zu zwingen? ihnen Vorstellungsarten aufzudringen, die mit den Einsichten und Kenntnissen, welche ihnen das Wachsthum aller Wissenschaften nach und nach verschafft hat, unverträglich sind? mit einem Worte, über ihren Verstand zu herrschen und ihr Gewissen zu tyrannisiren?

XXXV.

„Das wollen wir nicht," sagen die Verfechter der Formulare und alt hergebrachten Glaubensreglements. „Es steht bei euch, zu glauben, was ihr könnt: nur geht von uns aus, verlaßt Amt, Einkommen, Haus, Hof und Vaterland, entsagt eurer ganzen bürgerlichen Existenz, sucht euch in den Sandwüsten von Africa oder in den noch unbewohnten Inseln des Südmeers einen Ort aus, wo ihr unangefochten philosophiren, glauben und hungern könnt, so viel euch beliebt; nur verlangt nicht, daß wir euch für Brüder und Mitchristen erkennen und die bürgerlichen Vortheile, zu denen uns unsere Terminologien und Formulare berechtigen, mit euch theilen, solange ihr selbst gesteht, daß ihr, als Dissidenten, nicht dazu berechtigt seyd."

XXXVI.

Ich habe dem Protestanten, der so zu reden oder doch zu handeln fähig ist, als ob er so dächte, keine Antwort zu geben.

Aber ich frage jeden unbefangenen ehrlichen Mann, ob eine solche Art, mit denen zu verfahren, die über dunkle und geheimnißvolle Glaubenspunkte anders denken als gewisse Doctoren des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, oder als die nicänische oder irgend eine andere Kirchenversammlung, ob eine solche Art zu verfahren dem Geiste des Protestantismus gemäß sey?

Unsere Vorfahren konnten zu der Zeit, da sie die Fesseln des blinden Glaubens und Gehorsams abschüttelten, durch politische Verhältnisse und Erfordernisse der Zeit genöthigt seyn, von ihrem Glauben öffentlich Rechenschaft zu geben: aber weder sie noch irgend eine menschliche Gewalt konnte berechtigt seyn, eine solche Confession zu einer absoluten Glaubensregel für ihre noch ungebornen Nachkommen zu machen. Das Recht, selbst zu denken, selbst zu untersuchen, ihrer eigenen Ueberzeugung zu folgen, dessen sie sich bedienten, weil sie es hatten, haben auch ihre Kinder.

Ich sage noch mehr: weder die allererste christliche Gemeine, noch irgend eine folgende, hatte ein Recht, konnte ein Recht haben, durch die Majorität zu bestimmen, wie ihre Mitchristen die dunkeln und verschiedener Deutung fähigen Stellen der Reden Christi und der Schriften seiner Apostel zu verstehen hätten oder Formeln festzusetzen, wie sie sich über irgend einen Artikel, der nicht von einleuchtender Deutlichkeit ist, auszudrücken schuldig wären. Christus selbst hat kein Glaubensformular festgesetzt. Auch das apostolisch genannte Symbolum ist, seines respectabeln Alters ungeachtet, bekanntermaßen kein Werk der Apostel.

Wenn also die immer zunehmende Menge der Bekenner des christlichen Glaubens es nöthig machte, die Artikel, worin sie alle übereinstimmten, in einen kurzen und faßlichen

Lehrbegriff zu bringen, der zum Unterricht der Jugend dienen konnte: so mußte doch wenigstens die Vorstellungsart über einen jeden Artikel, der verschiedene Vorstellungsarten zuläßt, frei bleiben; — oder man müßte (gegen alle Vernunft und gegen Alles, was in der Lehre Christi allgemein verständlich ist) behaupten wollen: „die christliche Religion könne ohne Gewissenszwang und willkührliche Herrschaft über den menschlichen Verstand nicht bestehen." — Eine abscheuliche Behauptung, deren Niemand fähig seyn kann, in dessen Seele jemals auch nur eine leise Ahnung von dem, was der Sinn und Geist Christi war, gekommen ist.

XXXVII.

Die Gemeine hatte also nie ein Recht, über Vorstellungsarten zu entscheiden, — das, was in der Schrift unbestimmt und problematisch ist, zu bestimmen, — noch in streitigen Fällen einer von den verschiedenen Meinungen eine ausschließliche Sanction zu geben: so wie die Lehrer nie berechtigt waren, ihre besondern Meinungen und Vorstellungsarten für die einzig wahren auszugeben und zu Glaubensartikeln zu machen.

Es ist Unsinn, unerklärbare Dinge erklären, unerweisliche Dinge beweisen zu wollen; aber es ist Unsinn und Frevel zugleich, in einem solchen Falle seine Erklärung, seinen Beweis Andern als Wahrheit aufzudringen. Den Vorstehern der Gemeinen oder vielmehr der Obrigkeit kam es zu, solchen Freveln in Zeiten auf eine schickliche Art zu steuern; aber nie und nimmermehr waren sie berechtigt oder können sie jemals berechtigt seyn, irgend eine Meinung, die den Grundgesetzen der Vernunft und den beiden Haupt- und

Grundartikeln der Religion Christi nicht offenbar widerspricht, unter verhaßten Benennungen zu einem Verbrechen zu machen und als ein solches zu bestrafen.

Daß einst eine Zeit war, wo man diese so sonnenklaren Wahrheiten mißkannte; — daß Leute mit solchen Köpfen und Herzen, wie der Bischof Alexander von Alexandria und sein getreuer Waffenträger Athanasius und ihres Gleichen nach andern Grundsätzen zu Werke gingen; — daß die Arianer um kein Haar besser waren als ihre Gegner und, sobald sie den Meister spielten, mit den nunmehrigen heterodoxen Orthodoxen eben so ungerecht, unmenschlich und unchristlich verfuhren, als die Alexandrianer und Athanasianer, wenn die Mehrheit der Stimmen und der Schutz der weltlichen Macht oder ihre Intriguen und Gewaltthätigkeiten ihre Partei zur rechtgläubigen machten, mit ihnen; — daß Constantin, zur Schmach des christlichen Namens der Große genannt, seine Pflichten und seine Rechte so wenig kannte, diese heillosen Händel, anstatt sie in der Geburt zu ersticken, durch die Art, wie er sich dabei benahm, zu unterhalten und selbst in die Flamme zu blasen: Alles dieß, mit allen den Gräueln, die aus diesen und ähnlichen die Menschheit schändenden Streitigkeiten und aus dem sinnlosen Betragen der Regenten dabei entstanden — was geht es uns Protestanten im achtzehnten Jahrhundert an? Und was Anderes als ein dem Menschengeschlechte gehässiger Dämon könnte uns noch jetzt — bei so unendlich veränderten Umständen und in einer Zeit, die an Erleuchtung und selbst an Sittlichkeit so viel vor den Zeiten der Constantine und Theodosier voraus hat, anstiften, diese Gräuel wieder erneuern zu wollen?

XXXVIII.

Wohl dem Lande, in welchem Aufklärung und Glaubensfreiheit gleichen Schritt mit einander halten, und wo wenigstens diejenigen, die den Uebrigen zu Lehrern und Regenten gesetzt sind, sich überzeugt haben:

„Daß Religion eine Angelegenheit des Herzens, nicht des Kopfes ist.

„Daß sie nicht darin besteht, daß wir über das göttliche Wesen grübeln und streiten, sondern, daß wir uns bestreben, den Willen Gottes zu thun.

„Daß (nach dem klaren Ausspruch Christi und seines Lieblingsjüngers) reine und thätige Liebe der Menschen, die wir sehen, das untrüglichste Kennzeichen unserer Liebe zu Gott, den wir nicht sehen, ist; und daß wir unsern Glauben nicht durch Bekenntnisse und Formulare, sondern durch unsere Werke zu zeigen angewiesen sind.

„Daß Gott an unserm Geschwätz und Gezänke, was er sey oder nicht sey, an unserm kindischen Lallen über sein Wesen, seine Eigenschaften, seine Wirkungen, seine Oekonomie, seine Absichten, und was er wolle oder nicht wolle, könne oder nicht könne u. s. w., in der heiligen Schrift nirgends sein Wohlgefallen bezeigt, hingegen auf alle mögliche Art erklärt hat: wer fromm sey und recht thue, der sey ihm angenehm; und

„Daß, mit einem Worte, nicht Uebereinstimmung in religiösen Meinungen und Formeln — sondern thätiger Glaube an Gott und den von ihm zu den wohlthätigsten Zwecken auf die Welt gesandten Christus, thätige Liebe der Menschheit und lebendige Hoffnung eines bessern Lebens für diejenigen, die sich dessen in dem gegenwärtigen fähig machen, — der wahre Vereinigungspunkt der Christen und, jene Gesinnungen

in diesen zu bewirken, das Ziel desjenigen seyn müsse, der des ehrwürdigen Namens eines Lehrers der unverfälschten Christusreligion würdig seyn will."

XXXIX.

Da die Anwendung meiner bisherigen Betrachtungen auf unsre gegenwärtige Zeit sehr leicht zu machen ist, so überlasse ich sie dem eigenen Nachdenken meiner Leser und setze, zu Vermeidung alles möglichen Mißverstandes, nur noch dieses hinzu:

Meine Meinung ist keinesweges, irgend einem protestantischen Regenten zu rathen, daß er, durch ein öffentliches Proclama, alle Arten und Unterarten von Arianern, halben und ganzen Pelagianern, Eutychianern, Nestorianern, Manichäern, Gnostikern, mit allen andern Anern, Aeern und Isten, die es vom Jahre Christi 34 an bis auf diesen Tag in der lieben Christenheit gegeben hat, in seine Staaten einladen, ihnen Kirchen erbauen, Lehrer besolden und sich recht herzlich angelegen seyn lassen solle, die möglichste Verschiedenheit in Religionsmeinungen unter seinem Volke zu veranlassen und sorgfältig zu unterhalten.

Mein unmaßgeblicher Rath — wenn ich einen zu geben hätte — würde blos dahin gehen:

Gelehrten und hell denkenden Männern, besonders unter denen, die zum Lehramte öffentlich berufen sind, eine durch keine willkürliche oder alte nicht mehr passende Gesetze eingeschränkte Freiheit zu lassen, die Religionslehren ihrer Einsicht und Ueberzeugung gemäß vorzutragen.

Die Anwendung aller bereits erfundenen Ketzernamen auf irgend einen jetzt Lebenden und die Erfindung neuer öffentlich bei schwerer Strafe zu verbieten.

Nicht zu erlauben, daß irgend ein so genannter Ketzer der vergangenen Zeiten, wegen seiner Abweichung von dem, was in Kirchenversammlungen als die wahre Lehre über die geheimnißvollen und unerklärbaren Artikel des Glaubens festgesetzt worden, auf Lehrstühlen oder in Schriften für einen Feind Gottes erklärt oder mit andern verhaßten Benennungen belegt werde, die in dem christlichen Volke die Meinung erwecken müssen, als ob es Sünde und Verbrechen sey, sich in Religionssachen zu irren oder anders zu denken als wir.

Zu verordnen, daß man von den mehr besagten geheimnißvollen und über alle Vernunft gehenden Glaubensartikeln nie anders als in Worten der Schrift rede, sich aller Erklärung und spitzfindigen Speculationen über diese Dinge enthalte und sie überhaupt nur in so fern, als sie dem moralischen Zwecke der Religion förderlich seyn können, vortrage.

Sich in die gelehrten Streitigkeiten, die über speculative Sätze, Auslegung dieser oder jener Schriftstellen u. s. w. entstehen mögen, nicht einzumischen, keine öffentliche Partei darin zu nehmen und nur dahin zu sehen, daß die Herren Disputanten nicht aus den Schranken der allgemeinen Wohlanständigkeit hinaus gerathen, und aus einer bescheidenen Erörterung kein Stiergefechte werde.

Dafür zu sorgen, daß der öffentliche Religionsunterricht in Schulen und Kirchen von allen Ueberbleibseln der alten Barbarei gereinigt und in Allem dem großen Endzweck der innerlichen moralischen Besserung der Menschen (welcher offenbar der Zweck Jesu war) gemäß eingerichtet werde.

Außerdem würde ich mir die Freiheit nehmen, sie, wo möglich, zu überzeugen: daß unter den Lehrern diejenigen, die einen großen Eifer für die Sache Gottes, eine besondere

Frömmigkeit und eine eigene, aus Allem, was in der Bibel am unverständlichsten ist, zusammengesetzte Sprache affectiren, immer gegen Aufklärung und Aufklärer griesgramen, über die Gefahr des christlichen Zions und den Verfall der reinen Lehre stöhnen und den weltlichen Arm gegen die vermeintlichen Wölfe, die dem Schafstall Christi drohen sollen, auffordern, entweder übel organisirte Köpfe oder arme kranke Leute sind, die mit ihrem Arzt von der Sache sprechen sollten, oder zu einer Gattung gehören, die ein Andrer, der nicht so höflich wäre als ich, Heuchler, Pharisäer, Baalspriester und Tartuffen nennen würde; Leute, die, wenn sie vor tausend sieben hundert sieben und neunzig Jahren die Ehre gehabt hätten, im hochwürdigen Synedrium zu Jerusalem zu sitzen, aus wirklichem oder affectirtem Eifer für die Sache Gottes, das Kreuzige ihn! über den unschuldigsten und besten der Menschen, über den ersten Gegner aller Gleißnerei, vermuthlich so laut als Kaiphas und Klopstocks Philo geschrien haben würden. Vor dieser Art Menschen würde ich den Fürsten rathen, sich wohl in Acht zu nehmen, und mich übrigens versichert halten, daß auf dem angerathenen Wege am Ende mehr Uebereinstimmung des Glaubens heraus kommen werde, als auf demjenigen, den einige Zeloten so gern eingeschlagen wissen möchten.

XL.

Und nun — noch ein paar wohlgemeinte Worte an die Philosophen, für deren Freiheit ich bisher so laut gesprochen habe.

Anstatt die Philosophie mit Cicero als die Wissenschaft der göttlichen und menschlichen Dinge zu definiren, möchte ich sie lieber die Wissenschaft aller Begriffe nennen, welche sich die Menschen von natürlichen und göttlichen Dingen

machen können, und die Kritik aller Begriffe, die sie sich von jeher wirklich davon gemacht haben.

Ich kann mich unmöglich an Gott oder Christus oder an der Unsterblichkeit der Seele oder an Himmel und Hölle, an den guten oder bösen Geistern, an Sonne und Mond, noch am Mann im Monde (wenn einer ist) versündigen, wenn ich die Vorstellungen, Meinungen, Einbildungen, die sich diese oder jene Menschenkinder von ihnen gemacht haben, auf die Capelle bringe und nach den Gesetzen des vernünftigen Denkens untersuche, was davon wahr oder falsch seyn, was in die Luft verfliegen oder als Schaum und Schlacken oben schwimmen, oder als Caput mortuum zu Boden sinken möchte.

Es bleibt ewig dabei: Nichts in der Welt ist so heilig, daß es sich dem Richterstuhl der Vernunft entziehen, daß es nicht untersucht und auf die Probe gebracht werden dürfte: denn es sind nicht die Sachen, sondern die Begriffe und Meinungen der Menschen von den Sachen, die wir in Untersuchung nehmen.

Aber, liebe Herren und Freunde, wiewohl wir in gewissem Sinne Alles dürfen, so frommet doch nicht Alles.

Halt Maß in Allem, denn in Allem gibt's
Ein Mittel, dessen Linie, was recht ist,
Bezeichnet: dies= und jenseits wird gefehlt!

sagt Horaz. Ein weiser Mann untersagt sich alle Speculationen, die zu nichts helfen, wohl aber zufälliger Weise viel schaden können.

In einem christlichen Staate die Frage: ob ein Gott sey? aufwerfen oder, welches auf Eins hinaus läuft, von dem Daseyn Gottes als einem Problem sprechen, weil die Beweise desselben keine mathematische oder apodiktische Demonstrationen sind, ist etwas eben so Weises, als wenn Einer

zu Rom die Frage: was ist der Papst? aufwerfen oder zu Frankfurt am Main öffentlich disputiren wollte: ob es nicht besser wäre, die kaiserliche Würde eingehen zu lassen?

Der Glaube an Gott, nicht nur als an die erste Grundursache aller Dinge, sondern auch als unumschränkten und höchsten Gesetzgeber, Regenten und Richter der Menschen, macht, nebst dem Glauben an einen künftigen Zustand nach dem Tode, die ersten Grundartikel der Religion aus. Diesen Glauben auf alle mögliche Weise zu bekräftigen und zu unterstützen, ist eines der würdigsten und nützlichsten Geschäfte der Philosophie, ist in Rücksicht der Unentbehrlichkeit desselben sogar Pflicht; ihn anzufechten und durch alle Arten von Zweifeln und Scheingründen in den Gemüthern der Menschen wankend zu machen oder gar umzustoßen, kann nicht nur zu gar nichts helfen, sondern ist im Grunde um nichts besser, als ein öffentlicher Angriff auf die Grundverfassung des Staats, wovon die Religion einen wesentlichen Theil ausmacht, und auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit, deren Stütze sie ist.

Die Philosophie hat nützlichere Dinge zu thun, als die Schärfe ihrer Werkzeuge an den Grundpfeilern der moralischen Ordnung und an dem, was zu allen Zeiten der Trost und die Hoffnung der besten Menschen gewesen ist, zu probiren; und der Philosoph ist kaum dieses Namens werth, der nicht bedenkt, daß gegen einen Menschen, der der Religion ohne Nachtheil seiner Moralität und Gemüthsruhe entbehren kann, zehntausend sind, die, wofern sie auch ihren edelsten Zweck an ihnen verfehlte, doch ohne den Zaum, den sie ihnen anlegt, schlimmer, oder ohne die Hoffnung, die sie ihnen gibt, unglücklicher seyn würden, als sie sind.

Beilagen

zu der vorhergehenden Abhandlung.

An Herrn v. *** zu Br**.

Sie wünschen zu wissen, was ich von der Unterscheidung zwischen Preßfreiheit und Preßfrechheit denke, welche (wie Sie mir melden) vor Kurzem bei einer durch die Zeitungen schon bekannt gewordenen Gelegenheit geltend gemacht worden und einen kleinen panischen Schrecken in Ihren Gegenden verbreitet haben soll. Da das Recht, über alles Denkbare zu denken und das Gedachte Andern mitzutheilen, so gut man Beides kann, unter die Rechte gehört, die mit der Ehre, ein Mensch zu seyn, nothwendig verbunden sind: so nehme ich keinen Anstand, Ihnen freimüthig zu eröffnen, wie ich die Sache ansehe.

Ich halte mich versichert, daß der Urheber dieser Unterscheidung etwas ganz Bestimmtes dabei gedacht und einen ganz guten Zweck dabei gehabt haben oder zu haben vermeinen konnte (welches, wie Sie wissen, in Absicht des Willens auf Eins hinaus läuft), und daß es eben daher schwerlich seine Meinung war, sie jemals gegen die Freiheit der Presse geltend zu machen. Cajus oder Titius könnte ja wohl (wie uns

Allen im Eifer etwas Menschliches begegnen kann) in einem an sich gerechten, aber zu leidenschaftlichen Eifer für das, was er für Wahrheit und Recht und also für Sache der Menschheit erkannte, — in einer zu raschen Bewegung der Lebensgeister und der Einbildungskraft, wovor ein Schriftsteller, der mit beiden reichlich versehen ist und über eine äußerst interessante Sache schreibt, sich nicht immer genug hüten kann, — ich sage, dieser Cajus, oder wie er heißt, könnte ja wohl in einer solchen Stimmung hier und da, gegen seinen Vorsatz, ein wenig über die aristotelische Linie der Höflichkeit und des Respects hinüber gekommen seyn, ein wenig hyperbolisirt und mehr gesagt haben, als etwa ein seine Ruhe liebender Römer einem Augustus oder Titus — geschweige einem ihrer Diener (die es natürlicher Weise mit Beleidigungen immer schärfer nehmen als die Auguste selbst) — hätte ins Gesicht sagen mögen, wiewohl man jenen Cäsaren mitunter ziemlich starke Sachen ins Gesicht sagen durfte. Cajus könnte es also einem Asinius Pollio oder Lucius Piso (oder wen Sie ihm sonst gegenüber stellen wollen) mit Recht nicht sehr verdenken, wenn dieser Minister Augusts solche leidenschaftliche (wiewohl gar nicht übel gemeinte) Extravasationen, insofern sie über die gewöhnlichen Grenzen der Freiheit merklich hinaus gehen, mit einem Namen belegte, womit nach Adelungs Wörterbuche diejenigen bezeichnet werden, welche sowohl die Gefahr unbesonnener Weise verachten, als die Gesetze des Wohlstandes und der Ordnung ohne Scheu verletzen. Cajus würde selbst nicht leugnen können, daß es Fälle gibt, wo dergleichen Unbesonnenheiten und Uebereilungen eine verhältnißmäßige Rüge nach sich zu ziehen pflegen. Freilich könnte er sich mit seinem gerechten Eifer für die Sache der Menschheit entschuldigen; aber man würde ihm

antworten, ein weiser Mann müsse seine Leidenschaften, wie gerecht und gut auch ihr Gegenstand und Zweck seyn möge, in den gehörigen Schranken zu halten wissen. Vielleicht würde es ihm nicht an einer scheinbaren Gegenantwort fehlen; aber auf alle Fälle bleibt es eine große Regel, seinem Gegentheile keine Blöse zu geben.

Nichts ist indessen natürlicher, als daß so leidenschaftliche Wesen, wie wir arme Menschlein, bei Gelegenheiten, wo unser Eifer gar zu stark gereizt wird, uns mehr erhitzen, als nöthig oder räthlich war. In vorliegendem Falle scheint wohl — wie allemal, so oft die Menschen in partes gehen — die Horazische Bemerkung Statt zu finden:

Iliacos intra muros peccatur et extra.

Der Mann (sagt ein Sprichwort meiner Landsleute) zerbricht die Schüsseln, und die Frau die Töpfe. Gewöhnlich kommt bei einer solchen Wirthschaft nichts heraus — als Scherben. Uebrigens, mein Freund, werde ich immer dabei bleiben, daß man auch die stärksten Wahrheiten ungestraft sagen könne, wenn man sie in einem gelassenen Tone und ohne persönliche Beleidigung der anders Denkenden vorbringt. Ich will nicht, daß man Wahrheiten, von denen das Wohl der Menschheit abhängt, kalt und gleichgültig sage: aber man kann sie mit aller Wärme des Gefühls, im Ton der eignen Ueberzeugung und des reinen Wohlwollens und doch mit Ruhe und Mäßigung sagen, und man wird Niemand dadurch beleidigen; oder, falls Jemand eigensinnig und unbillig genug wäre, sich durch einen bescheidenen Widerspruch beleidigt zu finden, würde man die ganze vernünftige Welt auf seiner Seite haben. Es ist unsäglich, wie viel der besten Sache durch eine heftige, trotzige und die Eigenliebe der Gegner kränkende Art, sie zu behaupten, geschadet wird. Schadeten

wir blos uns selbst dadurch, so möchte es hingehen; wir hätten wenigstens den Trost, uns als Märtyrer der Wahrheit zu betrachten: aber die gute Sache leidet darunter. — Doch, verzeihen Sie mir eine Moral, die, wiewohl man sie nie genug predigen kann, derjenige, den sie trifft, uns immer mit dem Terenzischen Tu si hic esses aliter sentias zurückzugeben pflegt.

Sie sehen, mein Herr, daß ich die besagte Unterscheidung, welche Vielen so anstößig gewesen ist, in einem Sinne nehme, worin sie für sehr unschuldig gelten kann, welches sie keineswegs wäre, wenn ich ihr den gefährlichen Sinn zutraute, den man darin zu finden glaubt; nämlich, als ob es darauf abgesehen sey, um deßwillen, weil dieser oder jener sich der Freiheit zu denken mit einiger Unbescheidenheit bedient habe, die Schriftsteller überhaupt einer Art von Inquisition zu unterwerfen und der Preßfreiheit, unter dem Vorwande, die Preßfrechheit zu verhindern, willkürliche Fesseln anlegen zu wollen.

Ich weiß nicht, was manche wackere Leute für Ursache haben mögen, so Arges in ihrem Herzen zu denken; aber das bin ich gewiß, daß Augustus oder Titus es sehr übel genommen haben würden, wenn ihnen Jemand nur den Gedanken zugetraut hätte, die Freiheit zu reden und zu schreiben, um des allzu kühnen Gebrauchs willen, den ein Laberius davon gemacht hatte, unterdrücken zu wollen. Was würde man von der Weisheit eines Solon gedacht haben, wenn er seinen Athenern täglich bei Unzen und Scrupeln hätte vorwägen lassen wollen, wie viel sie essen sollten, weil die leidige Erfahrung lehrt, daß der Eine oder der Andere zuweilen mehr ißt, als recht ist? Und glauben Sie, daß Solon selbst (falls er die Vorsicht so weit zu treiben fähig

gewesen wäre) mit der Distinction zwischen Eßfreiheit und Freßfreiheit bei den Großvätern der Sokraten und Aristophanen durchgekommen wäre?

Ich hoffe, Sie durch diese kleine Betrachtung völlig beruhigt zu haben. Wer die Eßfreiheit zur Fresserei gemißbraucht hat, muß sich gefallen lassen, ein Digestivpulver oder ein Brechmittel zu schlucken; wer die Preßfreiheit zur Frechheit gemißbraucht hat, verdient nach Beschaffenheit des Vergehens eine verhältnißmäßige Züchtigung: aber die Preßfreiheit bleibt dessen ungeachtet, so gut wie die Eßfreiheit, so uneingeschränkt als zuvor — oder — — desto schlimmer!

An Ebendenselben.

Wer einen Erfahrungskreis von vierzig bis fünfzig Jahren um sich her hat, wie Ihr gehorsamster Diener, findet sich alle Tage mehr überzeugt, daß es keinen goldnern Spruch in der Welt gibt, als das berühmte Ne quid nimis des weisen Chilon. Mich dünkt, alle praktische Weisheit der ganzen Welt sey in diesen drei Wörtchen, „nichts zu viel," oder in dem einzigen Wörtchen „mäßig" enthalten; und ich bin vollkommen überzeugt, daß man — mit allen Eigenschaften, welche erfordert werden, um der größte Feldherr, Staatsmann, Finanzminister oder der größte Dichter, Maler, Tonkünstler oder der erste aller Schneider und Schuster, kurz in jedem Fach und jeder Profession der Erste zu seyn — in jedem Fach und jeder Profession nur ein Pfuscher ist, wenn man sich den tiefen Sinn dieses mehr als goldnen Sprüchleins nicht ganz eigen gemacht und sich gewöhnt hat, es nie aus den Augen zu verlieren. Ein einziger Moment, wo

uns dieses Unglück begegnet, ist hinlänglich, das schönste Leben, so wie das schönste Werk, zu verunstalten.

Ich gestehe Ihnen gern, daß so ein Sprüchlein leichter zu sagen als auszuüben ist, und daß nicht Jedermann ein so abgekühltes Blut haben kann als der alte Chilon und seine fünfzigjährigen Bewunderer. Aber der alte Chilon hat darum nicht weniger Recht; und gewiß würde er, wenn er noch lebte, auch Ihren beiden Parteien sein Ne quid nimis! zurufen. Mag doch jede glauben, daß sie allein Recht habe, daß ihre Sache die gute Sache sey: wenn die Leute nur auch glauben könnten, daß die beste Sache durch Unbescheidenheit, Uebereilung und Uebertreibung endlich zu einer sehr schlechten Sache wird. Ein Wort zu viel kann eine sonst wahre Behauptung falsch machen; ein zu starkes Wort, ein Grad von Hitze über dem Temperirten kann etwas zur Beleidigung machen, was, mit Mäßigung gesagt, den Gegner, wo nicht gewonnen, doch nicht erbittert hätte. Aber, in Leidenschaften noch gar philosophiren wollen, ist eine große Unweisheit; und wer die Sache der Vernunft auch in den wichtigsten Dingen nicht so ruhig und gelassen führen kann, als ob es um die Auflösung einer arithmetischen Aufgabe zu thun wäre, der thäte immer besser, er schwiege.

Ueberhaupt gibt es, wie Salomo sagt, eine Zeit zu reden und eine Zeit zu schweigen. Schweigen nützt der guten Sache oft mehr, als declamiren wie ein Cicero, und immer unendliche Mal mehr, als sich erhitzen und in dem Feuer, in welches man sich selbst hineingeschrieben hat, Wahres und Falsches unter einander mengen und, um sich recht stark und kräftig auszudrücken, mehr sagen, als man verantworten kann. Was halfen Cicero's Philippicae der Republik? Nichts. Aber ihm selbst kosteten sie seinen grauen Kopf.

Mit Leuten, die ihre Partei ein für allemal genommen haben, oder die so weit getrieben sind, daß sie sich nicht überwunden geben können, ohne ihre ganze Existenz zu verlieren, ist nicht rathsam zu streiten; oder, wenn man ja unglücklicher Weise in einen solchen Streit gerathen ist, so thut man wohl, in dem Augenblicke aufzuhören, wo man merkt, daß die Galle rege wird. Und auch bei dem vernünftigsten und kaltblütigsten Manne kann und muß endlich die Galle rege werden, wenn er es entweder mit ausgemachten Schwärmern zu thun hat oder mit Leuten, die sich nur durch Sophismen und Sykophantenstreiche retten können. Denn gegen die Einen und gegen die Andern hilft kein Raisonniren. Zudem spielt der größere Theil des Publicums bei solchen Gelegenheiten immer die Rolle des Volkes bei einer Execution. Dieses läuft herbei, um einem interessanten Schauspiele zuzusehen, und schwebt, indem es zusieht, in einer nicht unangenehmen Bewegung zwischen dem Gefühl der Billigkeit, daß dem Verbrecher sein Recht angethan werde, und den sympathetischen Regungen der Menschlichkeit. Aber, sobald es glaubt, dem armen Sünder geschehe zu viel, so hört auf einmal alles Schweben auf; das Gefühl der Unbilligkeit und Grausamkeit fällt in die Schale des Mitleidens, sie sinkt zu Boden, alle Hände heben sich mechanisch auf, die beleidigte Humanität an dem Handlanger der Gerechtigkeit zu rächen, und wehe ihm, wenn man Ursache zu der Meinung zu haben glaubt, daß er den armen Sünder nicht aus Ungeschicklichkeit, sondern vorsätzlich, härter und länger habe leiden lassen, als recht und billig war. — Ich überlasse Ihnen, die Anwendung dieses Gleichnisses selbst zu machen, und bin u. s. w.

Ueber den Hang der Menschen,

an

Magie und Geistererscheinungen zu glauben.

Gespenster, Elementargeister, Mittelwesen zwischen Engeln und Menschen, Feuer- und Luftgeister, Kobolde, Bergmännchen und Wasserniren, Schutzgeister oder Plagegeister einzelner Menschen, — mit einem Worte, alle Arten von angeblichen Erscheinungen und wunderbaren Einwirkungen unsichtbarer Wesen, werden — aller Einwendung einer gesunden Philosophie und aller durch sie bewirkten Aufklärung zu Trotz — in der Einbildungskraft und selbst in dem Herzen der Menschen immer einen Fürsprecher finden, der ihre gänzliche Verbannung unmöglich machen wird. Jede Erzählung dieser Art, Alles, was einer Anekdote aus der Geisterwelt ähnlich sieht und die Wirklichkeit dieser phantastischen Wesen zu bestätigen oder die Gründe, womit die Vernunft sie bestreitet, zu entkräften scheint, wird den Meisten immer willkommen seyn. Selbst der aufgeklärtere Theil der Menschen — Personen, die es auf keine Weise von sich gesagt wissen möchten, daß sie Gespenster, Gespenster-Erscheinungen, und was in dieses Fach gehört, im Ernste zu glauben fähig wären — unterhalten sich doch gern mit Gesprächen oder Lectüren dieser Art. Ja, sogar der Philosoph, indem er die Wahrheit der Begebenheiten, auf welche die Geisterseher ihren Glauben gründen, leugnet, fühlt sich unvermerkt von seiner eignen Phantasie überschlichen und ist oft selten von seinen Vernunftschlüssen überzeugt genug, daß nicht die instinctartige Neigung

zum Wunderbaren, die er mehr oder weniger mit den Ungelehrtesten gemein hat, den leisen Wunsch, des Gegentheils durch unleugbare Thatsachen überführt zu werden, in ihm erregen sollte.

Eine Tradition, die so alt als das Menschengeschlecht oder doch gewiß um viele Jahrhunderte älter als die Philosophie ist, hat eine Art von allgemeinem Glauben und Einstimmigkeit aller Völker über diese Dinge hervorgebracht. Von Kindheit wird unsre Einbildungskraft mit Bildern, Mährchen und angeblichen Geschichten angefüllt, welche sich auf diesen Glauben gründen und ihre ansteckende Kraft an uns beweisen, zu einer Zeit, da wir uns noch keines Betruges versehen, und die Vernunft uns noch mit keinen Waffen gegen unsre eigne und fremde Leichtgläubigkeit ausgerüstet hat.

Die Dichter, welchen mit dem Wunderbaren die reichste Quelle von Erfindung und Interesse genommen würde, nähren diese Anlage auf eine so verführerische Art, daß, wenn wir gleich Verstand genug haben, zu sehen, daß sie uns täuschen, wir doch mit Vergnügen einwilligen, so angenehm getäuscht zu werden. Mitten in der Ueberzeugung, daß die ganze Maschinerie ihrer Götter- und Geister-Erscheinungen, Zaubereien und Feereien aus blosen Geschöpfen ihrer Einbildungskraft zusammen gesetzt sey, ertappen wir uns über einem heimlichen Seufzer, daß doch diese Wunderdinge wahr seyn möchten; und je empfänglicher unsre Seele für die Einwirkungen dieser Art von Dichtungen ist, desto geneigter sind wir, uns durch Erzählungen, die sich (dem Vorgeben nach) auf Erfahrung und Thatsache gründen, von der Wahrheit dessen, was wir wahr zu finden wünschen, überreden zu lassen.

Wie viel endlich unter allen Völkern die Religion beigetragen habe, diese Disposition in den Gemüthern der Menschen zu verstärken, braucht hier kaum erwähnt zu werden. Und was ist's Wunder, wenn Priester (welche hierbei ein eben so begründetes und in verschiedenem Betracht ungleich wichtigeres Interesse hatten als die Dichter) geschäftig gewesen sind, den Glauben an übermenschliche Wesen und übernatürliche Wirkungen zu befördern; da selbst ein großer Theil der Philosophen, vornehmlich die von der Pythagorischen, Platonischen und Alexandrinischen Schule, diesen Glauben begünstiget und eine Geisterlehre, in welcher alle Artikel des populären Aberglaubens Unterstützung finden, zur Grundlage und zu den Hauptpfeilern des Lehrgebäudes gemacht haben?

Diese romantische Art zu philosophiren, die zu gleicher Zeit der natürlichen Trägheit der Menschen und ihrer Begierde nach erhabenen und wunderbaren Ideen schmeichelt, konnte nicht fehlen, sich in eine desto größere Achtung zu setzen, da sie sich, gleich den alten Mysterien (deren Stelle sie unvermerkt einnahm), in ein heiliges Dunkel verbarg, in welches nicht einem Jeden einzudringen erlaubt war. Aber, je größer und abschreckender die Schwierigkeiten, in diesen Geheimnissen eingeweiht zu werden, desto glänzender waren auch die Vortheile der Glücklichen, die zu diesem Vorzuge gelangten. Die magische Philosophie, deren vorgebliche Meister sich des Namens der Weisen im erhabensten Sinne des Wortes anmaßten (wie sie noch bis auf diesen Tag thun), versprach nichts Geringeres als die größte Veredlung der Menschheit, Erhöhung ihrer natürlichen Kräfte bis zur Gemeinschaft mit der göttlichen Natur. Sie rühmte sich, den Schlüssel zu besitzen zu den Pforten einer unsichtbaren

geistigen Welt, gegen welche die sichtbare sich verhalte, wie die Buchstaben einer Schrift zu den Worten, und die Worte zu den Ideen, deren blose Zeichen sie sind, oder wie ein todtes Steinbild zu einem lebendigen Menschen. Sie kannte (ihrem Vorgeben nach) nicht nur alle Arten von Geistern nach ihren verschiednen Ordnungen, Stufen, Kräften, Wirkungskreisen, Eigenschaften und Verhältnissen; sie besaß auch die Mittel, mit diesen unkörperlichen Wesen in Verbindung zu treten, die Freundschaft der guten unter ihnen zu erwerben, sich die bösen zu unterwerfen und mit Hülfe der einen und der andern die wunderbarsten Wirkungen hervorzubringen.

Der romanhafte und subtile Lehrbegriff und die wenig verständlichen Schriften eines Plotinus verloren sich während der langwierigen Finsterniß, welche nach Zerstörung des alten römischen Reichs über Europa kam: aber die Begriffe und Träume von Mittelgeistern und Zauberkräften, womit der Norden, so wie der Orient, von jeher angefüllt war, erhielten sich; und der immer tiefer einwurzelnde Aberglaube, von Mönchen und Romanendichtern auf alle mögliche Weise genährt, überhob die Adepten dieser Zeiten der ungelegnen Mühe, ihre Behauptungen zu beweisen oder mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu setzen. Was Wunder, daß selbst während der Dämmerung, welche im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert Europa die Wiederherstellung der Literatur und höhern Aufklärung der Wissenschaften vorbereitete, jene Afterphilosophie, unter dem Schutze der ehrwürdigen Namen eines Hermes Trismegistus, Zoroaster, Orpheus, Pythagoras, Platon u. s. w. sich nicht nur in Ansehen erhielt, sondern sogar wieder eine wissenschaftliche Form gewann, von welcher sich einige der besten Köpfe jener Zeiten verblenden ließen?

Irrthümer, die den Menschen Jahrtausende lang beherrscht haben, sind nicht so leicht zu verdrängen. Sie nehmen alle mögliche Gestalten an und bedienen sich aller möglichen Kunstgriffe, wodurch eine des Lichts noch ungewohnte Vernunft hintergangen werden kann. Ehmals waren es die Mönche und die Verfasser der Ritterbücher gewesen; nun waren's Philosophen, Aerzte, Naturforscher, Chymisten, die den populären Glauben an Geister-Erscheinungen, wiederkommende Seelen der Verstorbenen, Elementargeister, Kobolde, prophetische Träume und Ahnungen, Sympathien und Antipathien, Palingenesien und Metamorphosen, kurz, alle Wunder und Abenteuer der weißen und schwarzen Magie in ihren Schutz nahmen und mit neuem Ansehen bekleideten. Der Glaube an alle diese Dinge war im sechzehnten Jahrhundert so allgemein, daß man kaum einen berühmten Mann dieser Zeit wird nennen können, der nicht mehr oder weniger damit angesteckt gewesen wäre.

Nun hat zwar, Dank sey dem Himmel! diese poetische Art von Philosophie seitdem einer andern Platz gemacht, welche, mit neu erfundnen Werkzeugen bewaffnet, sich gleichsam neue Sinne zu verschaffen und damit die größten Schwierigkeiten zu übersteigen gewußt hat, die ehmals Jedem entgegenstanden, der mit der Fackel der Beobachtung ins Innere der Natur einzudringen versuchte. Die verworrenen und ungewissen Formen der Dämmerung scheinen nun in dem immer zunehmenden Tage zerflossen, und die bezauberte Welt von der natürlichen auf ewig verdrängt zu seyn. Aber die Einbildungskraft findet immer wieder Mittel, sich im Besitz ihrer alten Rechte zu erhalten. Der Kreis ihrer Wirksamkeit erweitert sich zugleich mit dem Kreise unsrer Kenntnisse. Die Natur (gleich als ob sie eifersüchtig sey, sich über ihren

verborgnen Mysterien von sterblichen Augen überschleichen zu lassen, erscheint immer wunderreicher, geheimnißvoller, unerforschlicher, je mehr sie gekannt, erforscht, berechnet, gemessen und gewogen wird. Die unendliche Mannigfaltigkeit und der grenzenlose Schauplatz ihrer Wirkungen verschlingt unsern Geist; er verliert sich in einem Ocean von Wundern, an welchen, wie viel wir auch erklären und begreifen zu können meinen, doch noch immer Unerklärbares und Unbegreifliches genug übrig bleibt, um die verlegene Imagination in ihre alte Lage zurückzuwerfen.

Denn was haben wir auch mit den scharfsinnigsten und unwidersprechlichsten Erklärungen Alles dessen, was im Himmel, auf Erden und unter der Erden ist, am Ende zu Befriedigung unsers Vorwitzes gewonnen, als — Erscheinungen zu kennen, deren Ursachen — Wirkungen zu berechnen, deren Kräfte — noch immer Geheimniß sind? Und wenn wir auch das ganze Uhrwerk der Körperwelt bis auf seine ersten Bestandtheile aus einander legen könnten; so nöthigt uns doch am Ende ein Gefühl, dem die Vernunft selbst nachgeben muß, geistige Kräfte anzunehmen, welche der Materie Zusammenhang, Bewegung, Leben, Empfindung und Gedanken geben, die nicht ihr eigen sind: und so befinden wir uns immer wieder da, wo uns die Philosophie gefunden hatte, glauben immer, daß sie uns gerade das nicht sagen könne, was wir am liebsten wissen möchten, uud fühlen uns also um so geneigter, Jedem Gehör zu geben, der unsre Einbildungskraft in Erwartung setzt und ihr eine Befriedigung zu versprechen scheint, die sie bei jener vergebens gesucht hatte.

Hierzu kommt noch ein andrer Umstand, der eine eben so natürliche Folge der Aufklärung ist, als er den Geistersehern günstig zu seyn scheint. Je weiter die Grenzen unsrer

Kenntnisse hinaus gerückt werden, je mehr wir die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Natur im Detail ihrer Werke kennen lernen, desto weiter dehnt sich auch der Kreis des Möglichen vor unsern Augen aus; und vielleicht ist es gerade der größte Naturforscher, der sich am wenigsten untersteht, irgend etwas, das nicht augenscheinlich in die Classe der viereckigen Dreiecke gehört, für unmöglich zu erklären.

Seitdem die unersättliche Wißbegierde mit geschärften Sinnen in alle Elemente eingedrungen ist; seitdem uns die Vergrößerungsgläser einen Abgrund von physischen Wundern, wovon Niemand zuvor die mindeste Vorstellung hatte, aufgeschlossen haben; seitdem uns die Entdeckung neuer, von keinem Demokrit oder Aristoteles nur geahneter Eigenschaften der Materie die Natur von ganz neuen Seiten gezeigt, und der unermüdliche Fleiß der Forscher fast täglich in dem Falle ist, auf Entdeckungen zu stoßen, welche die Hälfte dessen, was man vorher für wahr gehalten, wieder umstoßen oder zweifelhaft machen: seitdem haben auch unsre Begriffe vom Wunderbaren und Natürlichen, Möglichen und Unmöglichen eine merkliche Veränderung erleiden müssen. Mitten zwischen den grenzenlosen Tiefen des Unendlichgroßen und Unendlichkleinen, wo jeder Sonnenstaub eine Welt, und jede Welt ein Sonnenstaub, jeder belebte Keim eine ganze Schöpfung, jeder Punkt im Unermeßlichen ein Schauplatz ist, zu dessen Durchschauung das Leben eines Menschen nicht zureichte, lernt der Mensch bescheidner von seinen Einsichten denken und wird immer furchtsamer, zu entscheiden, was die Natur könne oder nicht könne, je öfter er schon in seinen zu raschen Urtheilen durch nachfolgende Erfahrungen beschämt worden ist. Vor einigen Jahrhunderten hatte das Wunderbare beinahe alle Begriffe vom Natürlichen aus den Köpfen unsrer Vorfahren

verdrängt: jetzt verenget die Natur immer mehr die Grenzen des Wunderbaren, und wir finden uns hier auf allen Seiten von so vielen Unbegreiflichkeiten umringt, daß uns beinahe nichts mehr in Erstaunen setzt.

So günstig indessen dieser Umstand den Geistererscheinungen, besonders den Gespenstern und Mittelgeistern (welche unter allen Einwohnern der bezauberten Welt noch immer die meisten und scheinbarsten Zeugnisse für sich haben) seyn mag: so ist doch unser Unvermögen, ihre Unmöglichkeit zu beweisen, Alles, was zu ihrem Behufe daraus geschlossen werden kann.

Und verbietet uns da nicht eben diese Vernunft — welche uns abhält, zu entscheiden, daß etwas darum unmöglich sey, weil wir uns keine deutliche Vorstellung machen können, wie es möglich sey — etwas blos darum für möglich zu erklären, weil wir nicht einsehen, wie und warum es unmöglich seyn sollte?

Wir befinden uns also hierüber in einem ziemlich wagerechten Schwanken; und das Gewisseste, wozu wir uns selber bringen können, ist das Gefühl, daß ein erscheinender Geist, an sich selbst und ohne Rücksicht auf besondere Erfahrungen und Zeugnisse, weder etwas so Unnatürliches sey, um für ganz unmöglich gehalten zu werden, noch natürlich genug, um uns nicht, in jedem besondern Falle, gegen seine Wirklichkeit mißtrauisch zu machen.

Der Erzähler einer Geistergeschichte, die er als vorgeblicher Augen- oder Ohrenzeuge in ganzem Ernste für wahr gibt, kann sich heutiges Tages darauf verlassen, daß er die meisten Personen von Erziehung und Kenntnissen, sogar diejenigen, die hierin blose Prätendenten sind, unglaubig finden werde. Wie glaubwürdig auch der Gewährsmann in unsern

Augen seyn mag, die Erzählung selbst ist es niemals; denn es ist einem seiner Vernunft mächtigen Menschen eben so natürlich, eine solche Geschichte nicht zu glauben, als zu glauben, daß die Sonne morgen wieder aufgehen werde. Dieser Glaube und jener Unglaube beruhen auf einerlei Grunde.

Lassen wir aber einen Philosophen auftreten und in einem ausdrücklich dazu geschriebenen Buche mit scharfsinnigen und scheinbaren Gründen aller Art beweisen, daß alle für historisch wahr ausgegebene Gespenster- und Geistergeschichten auf gar keinem glaubwürdigen Zeugnisse beruhen; und daß diese Erscheinungen, welche man ohne Einwirkung solcher Wesen, die zu keinem der bekannten Naturreiche gehören, nicht erklären zu können glaubt, sich aus bekannten natürlichen Ursachen sehr wohl erklären lassen: augenblicklich wird etwas, das (wenn ich nicht irre) nicht blos Widersprechungsgeist ist, in uns rege, welches uns drängt, die verfolgten Phantome in unsern Schutz zu nehmen.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, diese doppelte Bemerkung zu machen; und, ohne sie darum für etwas Allgemeines zu geben, glaube ich, daß man von dem größern Theile derjenigen, welchen dermalen die Benennung von Personen von Erziehung zukommt, sagen könne: daß sie, ungeachtet des Unglaubens, den sie allen Erzählungen von Geistererscheinungen, welche bei Gelegenheit in einer Gesellschaft circuliren, entgegen setzen, im Herzen doch sehr geneigt sind, die Partei der Geister gegen einen Jeden zu halten, der ihnen entweder das Daseyn selbst oder wenigstens alle Gemeinschaft mit uns irdischen Menschen absprechen wollte.

Mir däucht, diese Neigung habe, außer der Liebe zum Wunderbaren, noch einen besondern Zusammenhang mit der

Hoffnung (die dem Menschen eben so natürlich ist als jene), nach diesem Leben in einem andern persönlich fortzudauern. Von Kindheit an mit Gespenstergeschichten genährt, welche sehr zuversichtlich auf angebliche Erfahrungen oder glaubwürdige Berichte gestützt werden, gewöhnt sich unsre Phantasie, die Gespenster und die übrigen Geister, deren Daseyn auf der Tradition beruht, als Einwohner jener unsichtbaren Welt anzusehen, in welche dereinst überzugehen unser Schicksal seyn werde. Ohne einen besondern religiösen oder philosophischen Glauben, der uns von diesem künftigen Leben angenehme und wünschenswürdige Vorstellungen macht, ist der Mensch, natürlicher Weise nichts weniger als geneigt, sich dieses Land der Seelen sehr reizend vorzustellen. Es sind ihm, wie dem guten Kaiser Hadrian, Loca pallida, lurida, livida, bleiche, bleifarbne, licht- und freudenleere Gegenden. Der Sund, der zwischen seinem jetzigen Leben und einem künftigen liegt, schneidet alle natürliche Gemeinschaft zwischen beiden ab: er weiß, was er zurücklassen und verlieren wird; aber, was er gewinnen werde, ist unbekannt oder ungewiß. Er erwartet es also zwischen Furcht und Hoffnung. Aber da der Gedanke an diese große Veränderung, so gern er ihn gänzlich aus dem Gesichte verliert, sich doch von Zeit zu Zeit aufdrängt, und der Mensch sich nun einmal nicht verbergen kann, daß es dazu kommen muß: so ist ihm Alles interessant, was einer Nachricht aus dem unbekannten Lande gleich sieht; und gerade darum, weil er weiß, daß ordentlicher Weise Niemand von dort zurück kommt, bemächtigt sich Jeder, der sich als einen außerordentlichen Gesandten oder Ueberläufer aus demselben ankündigt — so unglaublich auch die Sache an sich selbst ist — seiner ganzen Aufmerksamkeit.

Diese Vorstellungsart liegt, wenn ich mich nicht sehr irre, mehr oder weniger bei jedem Menschen zum Grunde, auf welche Weise sie auch durch andre Umstände modificirt worden seyn mag. Der Philosoph mag sich selber noch so deutlich beweisen, daß Gespenster und Hausgeister (Spiritus familiares) und Wassernixen, welche die Kinder ins Wasser hinab ziehen, um sie mit Mandeln und Rosinen hübsch rund zu füttern und dann aufzuessen, — in eine und eben dieselbe Kategorie, nämlich in das Fach der Ammenmährchen, gehören; der Weltmann mag alle solche Dinge, die nach dem Aberglauben unsrer guten dummen Altvordern riechen, noch so witzig belächeln; und das Hofgesindel des guten Königs von Schlaraffenland Alcinous mag noch so laut und bacchantisch über die Leute lachen, die keinen Magen und keinen Bauch mehr haben: Philosophen, Weltleute und lustige Brüder sind am Ende doch nur — Menschen wie Andere, und (einen Jeden ausgenommen, der ein ordentliches scientifisches Buch gegen die Gespenster geschrieben hat) gilt auch in diesem Stücke von ihnen Allen, was Horaz von der Natur überhaupt sagt: „Wie verächtlich wir auch gewisse Gefühle, die allen Menschen gemein sind, von uns stoßen, immer gibt es Augenblicke, wo sie uns unvermerkt überschleichen." Wo die Natur den Menschen überhaupt schwach gelassen hat, da ist jeder zu verwunden, hätte er auch die gefährliche Stelle mit siebenfältigem Erze verwahrt.

Diese Erwägungen wären allein schon hinreichend, uns gewisse auffallende Thatsachen begreiflich zu machen, wodurch seit einigen Jahren unsre Zeit, aller ihrer gerühmten Aufklärung zu Trotz, auf einmal in die dickste Verfinsterung der barbarischen Jahrhunderte zurück zu stürzen scheint. Ein Rückfall, der Vielen nicht so unbegreiflich vorkommen würde,

wenn sie bedächten, daß, aus immer fortdauernden, in der schwachen Seite des Menschen gegründeten Ursachen, nicht nur Aberglaube und Schwärmerei unter dem größten Theile der Menschen mit der Aufklärung unter dem kleinsten Theile immer gleichen Schritt hält; sondern, daß die Zeiten der größten Verfeinerung, des größten Luxus und der ungezähmtesten Liederlichkeit von jeher immer diejenigen gewesen sind, wo die schelmischen Schlauköpfe, die von Allem diesem zu Erreichung ihrer geheimen Absichten Vortheil zu ziehen wissen, das beste Spiel haben.

Ich berühre diese unangenehm schnarrende Saite blos darum, weil es sehr gegen meine Absicht wäre, wenn Jemand meine bisherigen Betrachtungen so ausdeuten wollte, als ob ich dem groben und, wofern er minder schädlich wäre, lächerlichen Mißbrauche, der in unsern Tagen von dem Hang der Menschen zum Wunderbaren und Uebernatürlichen gemacht wird, und der in eine wahre Dämonomanie auszuarten anfängt, das Wort reden wollte. Wenn wir gleich eine schwache Seite haben müssen; wenn es sogar wahr ist, daß diese schwache Seite mit gewissen Empfindungen und Neigungen, die einen Theil unsrer Glückseligkeit ausmachen, unmittelbar zusammen hängt: so bleibt darum nicht weniger wahr, daß unser angelegenstes Interesse erfordert, gegen die gefährlichen Täuschungen, denen sie uns blos stellt, auf unsrer Hut zu seyn. Der Hang zum Neuen und Wunderbaren, das Verlangen, in den Mysterien der Natur ohne langwieriges und anstrengendes Studium initiirt zu werden, der Glaube an geistige Beweger der Natur und an eine unsichtbare Welt, in welche wir überzugehen wünschen, die Deisidämonie oder die Furcht vor den unsichtbaren Bären, gegen die wir uns eben darum nicht wehren können, weil sie unsichtbar sind, der

Wunsch, daß das Wasser der Unsterblichkeit, das Elixir der ewigen Gesundheit, das Hütchen des Fortunatus, das Horn und der Becher Oberons und der Stein der Weisen wirkliche Dinge und in unsrer Gewalt seyn möchten, sind freilich lauter Neigungen und Wünsche, die theils dem menschlichen Herzen, theils der menschlichen Trägheit, Leichtfertigkeit und Albernheit sehr natürlich sind. Aber folgt daraus, daß wir uns, mit geschlossenen Augen und gebundnen Händen, von Isispriestern, Magen, Fakirn, Bonzen, Mystagogen, Traumdeutern, Weisenmeistern, Spähmannen und Thyrspakurn, Schatzgräbern und Geisterbannern, wie die unwissendsten nord- und südländischen Wilden, zu Narren machen lassen sollen? — Eben darum, weil der Hang zum Uebernatürlichen, der Glaube an unsichtbare Bären und der Wunsch, mehr zu wissen und zu können, als Menschen wissen und können sollen, das arme menschliche Geschlecht von jeher allen diesen Betrügern in die Hände geliefert, ihm dadurch unzerreißliche Ketten angelegt und unheilbare Wunden geschlagen hat: eben darum nenne ich diesen Hang, diesen Glauben, diesen Wunsch — die schwache Seite der menschlichen Natur; und eben darum ist es so nöthig, daß wir uns da, wo die größte Gefahr ist, durch die untrüglichen Grundsätze, welche Natur, allgemeine Erfahrung und allgemeiner Menschenverstand darbieten, auch am stärksten zu befestigen suchen.

Euthanasia.

Erstes Gespräch.

Selmar und Wilibald, Bewohner einer kleinen Stadt in **, leben von ihren Schuljahren an in einer Art von freundschaftlicher Verbindung, die weder durch äußere Umstände noch irgend etwas Unverträgliches in ihrer Sinnesart und Lebensweise gestört wird und sich daher, mancher Ungleichheiten ungeachtet, ja vielleicht eben dieser wegen, schon seit vielen Jahren immer gleich erhalten hat. Durch eine lange Gewohnheit ist es ihnen zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden, alle Wochen wenigstens ein paar Abende allein bei einander zuzubringen, um sich unter vier Augen, in zwangfreier Offenheit, mit diesem oder jenem, was der Moment zufällig darbietet, und was für beide Interesse hat, zu unterhalten. Niemals oder sehr selten wird eine dritte Person zu diesen traulichen Abenden zugelassen; Blandinen, Wilibalds Schwester, ausgenommen, eine junge Wittwe, die bei ihrem Bruder lebt und, in einer Ecke des Zimmers mit der Stricknadel beschäftigt, gewöhnlich nur als Zuhörerin an der Unterredung Antheil nimmt; es wäre denn, daß die beiden Freunde selbst sie darein zu ziehen suchen, oder die Sache, worüber gesprochen wird, von solcher Art ist, daß eine gebildete und gesetzte Person ihres Geschlechts sich ohne Anmaßung berechtigt glauben kann, eine active Rolle dabei zu spielen.

Es war an einem solchen Abend, daß folgendes Gespräch vorfiel, zu welchem eine vor Kurzem erschienene seltsame Druckschrift die Veranlassung gab. Blandine, die unter andern

Vorzügen ein außerordentliches Gedächtniß besitzt, konnte der Versuchung nicht widerstehen, es Tags darauf, ohne Vorwissen ihres Bruders, von Wort zu Wort aufzuschreiben. Eine Freundin, der sie es zu lesen gab, konnte sich eben so wenig enthalten, es im Vertrauen einer andern mitzutheilen; und so gerieth es von einer Freundin zur andern endlich in die Hände eines Freundes, der es heimlich abschrieb und, da er selbst ein Schriftsteller ist, die üble Gewohnheit hat, von Allem, was ihm lesenswürdig däucht, gedruckte Abschriften in die Welt zu schicken.

Selmar fand, bei einer seiner nächtlichen Zusammenkünfte mit Wilibald, ein kleines Buch aufgeschlagen auf dem Lesepult seines Freundes liegen. Er nahm es auf und fand mit einem sichtbaren Ausdruck von Vergnügen, daß es die von einem durch die Buchstaben D. J. K. W** bezeichneten Ungenannten „Jedermann zur Beherzigung und den Psychologen zu unparteiischer Prüfung dargestellte Geschichte der wirklichen Erscheinung seiner Gattin nach ihrem Tode" war.

Ich habe dich doch nicht im Lesen gestört, lieber Wilibald? sagte Selmar, indem er das Buch wieder hinlegte, wie es gelegen hatte.

Wilibald. Ich bin kurz vor deinem Hereintreten damit zu Ende gekommen.

Selmar. Findest du es nicht auch sonderbar, daß eine so merkwürdige Geschichtserzählung wie diese so wenig Aufmerksamkeit bei den Psychologen und im großen Publico überhaupt zu erregen scheint?

Wilibald. Mir, lieber Selmar, käm' es noch viel sonderbarer vor, wenn eine solche Geschichte Aufmerksamkeit erregte.

Selmar. Und warum das, wenn ich bitten darf?

Wilibald. Das solltest du mich kaum fragen, wenn du die Schrift des D. W**ls gelesen hast.

Selmar. Ich habe sie gelesen und wiederhole eben darum meine vorige Frage.

Wilibald. Nun dann, so ist meine Antwort: weil in unsern unglaubigen Zeiten schwerlich Jemand lebt, der sich

weiß machen läßt, daß Madame W**l ihrem Gemahl nach ihrem Tode wirklich erschienen sey.

Selmar. So beweise wenigstens ich mit meiner Person gegen deine Behauptung. Ich bin, wie du weißt, eben Keiner von den Leichtgläubigsten und habe bei Weitem den größten Theil der Gespenstergeschichten, deren ich eine unzählige Menge in meinem Leben gehört und gelesen, immer mit den Mährchen meiner Mutter Gans in einerlei Rubrik gestellt; aber unter jenen allen ist auch vielleicht nicht eine, an welcher ich so auffallende Kennzeichen der Glaubwürdigkeit und Wahrheit gefunden hätte, als an dieser.

Wilibald. Was die Glaubwürdigkeit der Erzählung betrifft, lieber Selmar, so begehre ich nicht zu leugnen, daß Herr D. W**l sich wirklich einbilden mag, Erscheinungen von seiner Frau nach ihrem Tode gehabt zu haben: aber, ob ihm seine Einbildung keinen Streich gespielt, das ist ein Anderes, und davon kann ich mich weder aus seiner Erzählung noch aus seiner Hypothese von der feinern Körperhülle der Verstorbenen auf keine Weise überzeugen.

Selmar. Aber ich bitte dich, Wilibald, was kannst du, um der Erzählung einer geschehenen Sache Glauben beizumessen, mehr verlangen, als Alles, was du bei dieser vereinigt findest? Der Erzähler ist — wie er selbst mit einer Freimüthigkeit versichert, die das Bewußtseyn voraussetzt, daß Niemand, der ihn kennt, das Gegentheil behaupten könne — der Erzähler, sage ich, „ist ein Gelehrter, der sich durch Schriften über beinahe alle philosophische Disciplinen nicht unvortheilhaft bekannt gemacht hat. Freunde und Feinde (sagt er) müssen ihm bezeugen, er habe von Kindheit an einen bemächtigten Unglauben an Hexen, Gespenster, Geister u. s. w. geäußert und, so oft sich etwas dieser Art ereignet haben

sollte, nichts angelegener gehabt, als die Sache mit der größten Unerschrockenheit selbst zu untersuchen, um ihr auf den Grund zu kommen und sich und Andere von der Nichtigkeit solcher Hirngespinster zu überzeugen; und wiewohl der Uebermuth, womit er dabei verfahren zu seyn gesteht, sich in seinen männlichen Jahren allmählich gemildert, so habe er doch nie aufgehört, allen Arten von Vorurtheilen, besonders dem Aberglauben auf der einen und dem grundlosen Unglauben auf der andern Seite, bei jeder Gelegenheit eifrigst entgegen zu wirken." Diesem Charakter gemäß bewies Herr D. W**l in der ganzen Erscheinungsgeschichte, die er uns bis auf die kleinsten Umstände darzustellen beflissen ist, einen in solchen Fällen vielleicht beispiellosen Grad von Muth, Besonnenheit und Vorsichtigkeit gegen alle mögliche Täuschung. Er blieb immer so ganz Herr über seine Einbildungskraft, hütete sich so sorgfältig vor jeder Ueberraschung, jedem voreiligen Trugschluß, leistete so treulich Alles, was von einem zuverlässigen Beobachter gefordert werden kann, daß mir wenigstens keine angebliche Begebenheit dieser Art bekannt ist, wobei derjenige, dem sie begegnet seyn soll, nur halb so viel Behutsamkeit angewandt hätte, um weder von sich selbst noch von Anderen betrogen zu werden. Wenn mich nun ein solcher Mann in ganzem Ernst versichert, daß seine verstorbene Ehegattin, einem vor ihrem Tode gegebenen (wiewohl nachher wieder zurückgenommenen) Versprechen zufolge, ihm bei völligem Bewußtseyn, daß er mit allen seinen Sinnen wache, bei Nacht und sogar bei hellem Tag erschienen sey und ihn vernehmlich angeredet habe: so muß ich bekennen, ich sehe nicht, wie ich ihm meinen Glauben versagen könnte. —

Wilibald. Nämlich, daß er sich's wachend oder träumend eingebildet, ja! diesen Glauben können wir ihm ohne

Beleidigung nicht versagen: aber, zu glauben, daß die Verstorbene selbst sich ihm in eigener Person wirklich dargestellt habe, dazu finde ich, wie gesagt, in seinem ganzen Buche keinen hinreichenden Grund; wiewohl vielleicht Niemand lebhafter wünschen mag, als ich, sich von der Realität einer solchen Erscheinung überzeugen zu können.

Selmar. Ich bin sehr begierig zu hören, was du gegen den vorliegenden Fall einzuwenden haben kannst.

Wilibald. So vieles, lieber Selmar, daß ich dir rathe, dich vorläufig mit Geduld zu waffnen; denn du nöthigest mich, in eine Untersuchung einzugehen, womit wir vor der Geisterstunde schwerlich zu Rande kommen werden.

Blandine. Da könnte ja Madame W**l dir, Bruder, und uns Andern einen großen Dienst erweisen, wenn sie so artig wäre, selbst zu kommen und ihrem Manne Zeugniß zu geben, daß er sie wirklich gesehen habe. Das würde uns ohne weitere Untersuchung auf einmal aus dem Wunder helfen. —

Wilibald. — oder uns noch zehnmal tiefer hinein werfen.

Selmar. Wie, Blandine? Sie hätten den Muth, sich eine solche Erscheinung zu wünschen, und getrauten sich, sie auszuhalten?

Blandine. Warum nicht? Was sollte ich von einem guten Geiste zu befürchten haben? Zumal in so guter Gesellschaft —

Wilibald. — und da die Geister der Verstorbenen, wie der größte aller Geisterseher Swedenborg bezeugt, sich weit mehr vor uns Lebenden fürchten, als wir uns vor ihnen.

Selmar. Ich denke doch, wir würden alle drei große Augen machen, Blandine, wenn wir einen solchen Besuch

bekämen; ihr unglaubiger Bruder vermuthlich die größten. Aber, weil sich doch wohl auf eine solche Gefälligkeit gegen unsre Sinnen von Seiten der seligen Frau Doctorin keine Rechnung machen läßt, so würdest du mich sehr verbinden, Freund Wilibald, wenn du einstweilen meinem Verstande zu Hülfe kommen und mir die Einwendungen ausführlich mittheilen wolltest, die du gegen die Erscheinung der W**lschen Gattin zu machen hast. Alles, was ich mir dabei ausbedinge, ist, daß du dich, da ich kein Philosoph von Profession bin, so viel möglich zu mir herablassest und nichts vorbringest, wozu mehr als Menschenverstand und gewöhnliche Sprachkenntniß erfordert wird.

Wilibald. Du sollst dich nicht über mich zu beklagen haben, Selmar. Also ohne Weiteres zur Sache oder zu dem, was Herr D. W**l das Experiment und Factum selbst nennt. Die Dame, die dieses sonderbare Duodrama mit ihm spielt, und die er uns als eine Frau von vorzüglichen Eigenschaften schildert, wurde etwas über ein Jahr vor ihrem Tode von einem bösartigen schleichenden Fieber befallen, welches endlich eine entschiedene Wassersucht herbeiführte, wie der Herr Doctor als Physiolog vermuthet hatte, ungeachtet sein damaliger Arzt diese Vermuthung lächerlich fand und behauptete, „daß eine so starke, große, robuste und junge Frau in ihren besten Jahren eher alles Andere in der Welt bekommen könne als die Wassersucht.“ Gleichwohl traf die Vorhersehung des scharfsichtigern Gemahls nur zu bald ein; und wiewohl ein anderer geschickterer Arzt die Wassersucht dreimal hob, so mußte doch, da sie zum vierten Mal wieder kam, auch dieser gestehen, daß alle ärztliche Hülfe und Kunst an dieser hartnäckigen Krankheit scheitern werde. Nun begab sich's, „da der Tod in den beiden letzten Monaten

schon ganz unvermeidlich schien," daß Herr D. W**l (dessen philosophischer Apathie und jovialischer Fröhlichkeit auch eine so traurige Aussicht nichts anhaben konnte) seine todtkranke Gemahlin „mehr im Scherz als im Ernste bat, ihm (wenn es ihr anders möglich seyn sollte) auf irgend eine für ihn ganz untrügliche, völlig überzeugende und befriedigende Art bald nach ihrem Tode wieder zu erscheinen; damit er, wiewohl von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele als Mensch und als Christ überzeugt, auch als Philosoph von der lebendigen Fortdauer des menschlichen Geistes nach diesem Leben auf immer außer allen Zweifel gesetzt werden möchte." — Die gefällige Frau, wiewohl sie zweifelte, ob ihr „die pünktliche Erfüllung eines solchen Versprechens möglich seyn würde," gab ihm doch „mit liebevollem Lächeln und feierlichem Ernst ihr Wort, daß sie ihm wo möglich nach ihrem Tod erscheinen wolle; nahm aber ihr Versprechen am Abend vor ihrem Ableben (aus Beweggründen, die den Philosophen, der ihr so etwas zumuthete, billig hätten beschämen sollen) wieder zurück und bat ihn sehr ernstlich, sie desselben zu entlassen: entweder weil sie in Geheim befürchtete, daß sie durch ihr gegebenes Wort gezwungen seyn könnte, ihm auch wider ihren Willen zu erscheinen; oder weil sie die Erfüllung desselben für eine Pflicht hielt, wovon ihr Gemahl allein sie loszählen könne." Dieser entließ sie also ihres Versprechens mit Freuden, und von nun an ward nicht wieder daran gedacht.

Vierzehn Tage nach ihrem Tode, am 31. Juli, erhielt Herr Dr. W**l einen Besuch von seiner alten Mutter und der ältesten Tochter seines Bruders. Abends, da sie in der Hinterstube, neben der Schlafkammer, worin die Frau Doctorin gestorben war, in traulichem Gespräche beisammen saßen, sagte die Mutter auf einmal: Ich begreife nicht, was

mit dem Lichte vorgeht; der Wind scheint es beinahe auszulöschen, und doch weht draußen kein Lüftchen, das Fenster ist auch zugemacht, und es ist kein Zug auf dem Tische möglich. Ei, sagte die Nichte, wie der Wind draußen im Schlafcabinet braust und hier mit dem Vorhang weht! Er muß also doch gehen. — Um sich hiervon zu überzeugen, öffnete der Herr Doctor (der weder von dem Fackeln des Lichts noch von dem brausenden Wind im Schlafcabinet etwas gemerkt zu haben scheint) das Fenster, „konnte aber nicht den geringsten Luftzug oder auch nur ein sanftes Wehen wahrnehmen; vielmehr schien die ganze Natur zu schlummern und vom höchsten Grade der Hitze ermattet dahingesunken zu seyn.“ — Nun, Blandine, was sagst du zu diesem Wunder?

Blandine. Es ist offenbar, sollt' ich meinen, daß entweder die beiden Frauenzimmer getäuscht wurden, oder das Wehen und Brausen eine Ursache gehabt haben muß.

Selmar. Eine Ursache allerdings; aber was für eine natürliche Ursache läßt sich hier denken?

Blandine. Zu einer körperlichen Bewegung denke ich mir immer eine körperliche Ursache, wenn ich sie gleich nicht immer bestimmt angeben kann. Wie oft begegnet nicht, daß wir, zumal bei Nacht, etwas sehen oder hören, ohne daß wir uns von der eigentlichen Ursache gewiß machen können? Am Ende hatte wohl die Nichte Recht; es wird doch ein Wind gegangen seyn. Auf jeden Fall hätte Herr W**l wohl gethan, uns die ganze innere Beschaffenheit seiner Wohnung aufs genaueste zu beschreiben.

Selmar. So viel wenigstens sagt er ausdrücklich, daß aus dem Schlafcabinet oder Alkoven ein kleines Fenster in die Stube, worin sie sich befanden, gehe —

Wilibald. Und daß dieses kleine Fenster verschlossen gewesen, sagt er nicht ausdrücklich. Es ist also zu vermuthen, daß es offen war.

Blandine. Ehe ich ein Wunder glaube, will ich mir lieber einbilden, daß eine Fledermaus das Gebrause in dem Schlafzimmerchen und, etwa durch ein Loch in der Fensterscheibe, das Wehen des Lichts auf dem Tische hervorgebracht habe.

Wilibald. Bravo, Schwester! Auch unser Philosoph war nicht weniger unglaubig als du und suchte (wie er versichert) den beiden Personen das bemerkte Wehen und Windbrausen „ganz natürlich zu erklären, ohne dabei im mindesten an etwas Anderes zu denken.“ Die Sache mußte ihm also als etwas ganz Natürliches vorkommen; nur hätte er seine natürliche Erklärung den Lesern um so weniger vorenthalten sollen, da er überhaupt kein Bedenken trägt, seine Erzählung ohne alle Noth und wo seine Umständlichkeit für die Hauptsache ganz überflüssig ist, bis zum Ueberdruß der Leser in die Länge und Breite auszudehnen. Noch sonderbarer ist, daß „Tags darauf derselbe Fall wieder eintrat, aber die Aufmerksamkeit der drei anwesenden Personen im Ganzen (wie Herr W. sich ausdrückt) noch weniger auf sich zog als Abends zuvor; wiewohl auch an diesem ersten August kein wehendes Lüftchen in der Atmosphäre zu spüren war.“ — Ungeachtet dieser wenigen Aufmerksamkeit auf ein so außerordentliches, zum zweiten Mal wiederkommendes Ereigniß (welche mir weder an den beiden Frauenzimmern noch an dem Herrn Doctor selbst sehr natürlich scheint) ging er dennoch „erst ohne Licht, hernach mit brennendem Wachsstock in das Schlafcabinet, um zu sehen, ob etwa die in den Hof gehenden Fenster offen ständen und den Zug beförderten.

Aber Alles war zu, und nicht der geringste Zug vorhanden." — Nun erklärte der Herr Doctor dieses ganze Wehen theils für sinnliche Täuschung, theils für etwas sehr Natürliches, weil doch wenigstens die Thür offen stehe, „ohne daß er auch jetzt sich irgend einen andern Gedanken einfallen ließ, noch (wie er sagt) sich einfallen lassen konnte." Ich gestehe, daß ich diese Unmöglichkeit nicht einsehe; im Gegentheil, jeder Andere in seiner Lage würde durch eine unfreiwillige, aber höchst natürliche Wirkung der Einbildungskraft und des Gedächtnisses genöthigt worden seyn, an das ehemalige Versprechen der kürzlich Verstorbenen zu denken. Sie hatte es zwar mit seiner Bewilligung zurückgenommen: aber war es denn unmöglich, daß sie ihren Sinn zum zweiten Male geändert hätte? Und wenn dieß der Fall war, ist es denn etwas so Undenkbares, daß der mehrbesagte unerklärbare Wind eine Art von schonender Anmeldung seyn konnte, wodurch sie ihren Gemahl zu einer künftigen Erscheinung vorbereiten wollte? —

Blandine. Halt, Bruder! Mir fällt ein Ausweg ein, wie es mit diesem anscheinenden Wunder ganz natürlich zugegangen seyn könnte.

Selmar. Lassen Sie hören!

Blandine. Man hat Beispiele, daß es muthwillige Spaßvögel gibt, die sich kein Gewissen daraus machen, mit so hochgelahrten und treuherzigen Leuten, wie unser Doctor zu seyn scheint, bei Gelegenheit ihr loses Spiel zu treiben. Könnte nicht der Inhalt der zwischen Herrn W. und seiner sterbenden Gattin, des Erscheinens wegen, in Gegenwart der Krankenwärterin vorgefallenen Unterredung auf diese oder jene Art einem solchen Spaßmacher zu Ohren gekommen seyn? — Bei nächtlicher Weile läßt sich leicht eine kleine

Leiter an eines der in den Hof gehenden Fenster, die der großen Hitze wegen offen standen, anlegen. Braucht es sodann mehr als einen tüchtigen Blasebalg, um in dem Schlafcabinet so viel Wind zu machen, als nöthig war, damit Licht und Vorhang in dem anstoßenden Zimmer durch die offenstehende Thür in einige Bewegung gerathen konnten?

Wilibald. Deine Hypothese läßt sich hören, Blandine, und wir werden uns vielleicht noch gezwungen sehen, unsre Zuflucht zu ihr zu nehmen. Für jetzt folgen wir der Entwicklung dieser in ihrer Art einzigen Gespenstergeschichte. Am Abend desselben Tages legt sich der Herr Doctor zur Ruhe, kann aber so wenig als an den vorgehenden vierzehn Tagen und Nächten schlafen und sieht sich daher genöthigt, „zum Zeitvertreib an seine gelehrten Arbeiten, Beschäftigungen und Plane (kurz, eher an alles Andere als an seine selige Frau) zu denken.“ — Auf diese Weise „war es bei stiller mondheller Nacht über halb Eins geworden, als auf einmal, wie es ihm vorkam, ein plötzlicher Sturmwind sich erhob und zuerst zu dem kleinen, offenstehenden, oben an der Decke befindlichen Alkovenfensterchen, von dem vordersten Saal an der Treppe aus dem Hofe herein, so stark zu blasen schien —“

Blandine (zu Selmar leise). Merken Sie sich den Sturmwind, der zu blasen scheint —

Wilibald. — daß sein Deckbette wirklich in eine starke Bewegung gerieth. „Sein erster Gedanke war, Gott zu danken, daß doch wieder einmal ein kühles Lüftchen wehe;“ aber, dieses frommen Dankgefühls ungeachtet, wandte er sein nach der Wand des Alkovens gerichtetes Gesicht verdrießlich auf die Seite vor dem Bette herum. Siehe! da fühlte er, „daß ein eiskalter Wind ihm unter der durch

denselben aufgehobenen Decke auf den Rücken blies, und es nicht anders war, als ob ihm Jemand sein Deckbette mit Gewalt entreißen wolle." — Dessenungeachtet ließ sich Herr W**l noch immer nicht einfallen, daß etwas Anderes als ein wirklicher Sturmwind so unhöflich seyn könne. Ich will doch aufstehen, dacht' er weislich, und die Fenster zumachen. Gesagt, gethan! Aber, als er zu den Fenstern auf die Straße hinaus sah, war kein Lüftchen weder zu fühlen noch zu hören. Er machte nun auch die Fenster auf der hintern Etage zu und konnte auch dort nichts von einer Bewegung der Luft verspüren. Das scheint nun allerdings nicht recht natürlich zugegangen zu seyn, und dennoch machte es auf den hartglaubigen Mann „nicht den mindesten Eindruck." Er ging ruhig in sein Bette zurück; freilich nicht, um zu schlafen, sondern blos, „um seine unterbrochnen Meditationen weiter fortzusetzen, ohne sich vor der Hand um diesen Zufall weiter zu bekümmern."

Was für eine Vorstellung will Herr W**l daß wir uns von ihm machen sollen? Er hört mitten in der windstillsten Nacht plötzlich einen Sturmwind, der ihm die Bettdecke nehmen will und ihm von der Wand her eiskalt in den Rücken bläst; wie er aufsteht, um sich genauer zu erkundigen, überzeugt er sich, daß nicht das leiseste Lüftchen geht, und doch fällt ihm nur nicht ein, sich darüber zu verwundern und der Ursache eines so unnatürlichen Vorfalls nachzudenken. Das heiße ich doch das Epikuräische Nil admirari weit getrieben!

Selmar. Ich auch; indessen beweiset es mir die erstaunliche Unbefangenheit des Mannes bei dieser Geschichte, und wie wenig diese unerklärbaren Ereignisse auf seine Einbildung wirkten, wie völlig er also in der Verfassung war,

die dazu erfordert wird, eine außerordentliche Begebenheit mit kaltem Blut und freiem Geiste zu beobachten.

Wilibald. Es fällt ziemlich stark in die Augen, daß unser Philosophus diese Meinung von sich zu erwecken beflissen ist, um desto glaubwürdiger zu scheinen, wenn er endlich, nach so vielem Präambuliren, zur Hauptsache kommen wird. Indessen bleibt gerade diese seine Gleichgültigkeit, wenn sie nicht angenommen ist, immer ein noch größeres Wunder als der Sturmwind bei ruhiger Luft; und ich denke mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß es mit dem besagten Sturmwinde nicht so ganz richtig zugegangen seyn müsse. Es könnte leicht seyn, daß Blandinens Blasebalg hier im Spiel gewesen wäre. Vierzehn schlaflose Nächte hinter einander müssen endlich den kältesten Kopf erhitzen, die derbsten Fibern schlaff, und die stärksten Nerven allzu reizbar machen. Tief in der Nacht kann ein Mann, der sich in diesem Falle befindet, zwischen Wachen und Schlummern den plötzlichen Wind aus einem Blasebalg leichtlich, einen Augenblick lang, für einen Sturmwind halten. Fenster und Thüren standen offen, und das Wohnhaus des Herrn Doctors — wiewohl wir uns aus dem, was er nach und nach davon offenbart, keinen sehr deutlichen Begriff machen können — scheint doch so beschaffen zu seyn, daß der Spaßvogel, der in Blandinens Hypothese diesen Spuk macht, gar wohl Mittel und Wege finden konnte, einen Mann, der so fest entschlossen war, keine Gespenster zu glauben, um so leichter zu täuschen, je weniger Mißtrauen dieser in sich selbst setzte. Und daß der Sturmwind so gar arg nicht gewesen seyn könne, läßt sich auch schon daraus schließen, daß Herr W**l so wenig daraus machte, ihn in seiner Danksagung an Gott nur für ein kühles Lüftchen gelten ließ und, sobald er sich von der

Stille der äußern Luft überzeugt hatte, ruhig wieder zu Bette stieg, „ohne die Sache des geringsten Nachdenkens zu würdigen."

Aber nun erfolgte etwas, das seinen Gedanken auf einmal eine andere Richtung gab. Wie er in seinen Alkoven zurückkehren wollte, schlug sein Hund, Mignon (der in einem Korbe neben ihm zu schlafen pflegte), an, da er doch, kurz zuvor, bei dem Geräusch (des Sturmwindes oder des aufsteigenden Doctors?) munter geworden war und sich, ohne einen Laut von sich zu geben, gescharrt hatte. Nichts scheint weniger außerordentlich, als daß der Hund, der bisher geschlafen, durch das Geräusch, das der Herr Doctor beim Aufstehen machte, halb aufgeweckt und seinen Herrn witternd, sich ohne anzuschlagen blos vollends aus dem Schlaf kratzte und erst, da der Herr zurückkam, zu bellen anfing, um ihm einen Beweis seiner Wachsamkeit zu geben. Aber der Herr Doctor (dessen Imagination so unthätig nicht gewesen seyn mochte, als er uns glauben machen will, und der sich plötzlich erinnert zu haben scheint, daß die Hunde, wenn sie ein Gespenst wittern, vor Furcht keinen Laut von sich geben sollen) „fand es sonderbar," daß der Mignon, der sonst bei jedem Geräusch zu bellen pflegte, jetzt nicht den geringsten Laut von sich gab. „Du willst doch, dachte er zum Scherz, falls es ja möglich seyn sollte, daß etwa deine selige Gattin ein Späßchen mit dir machen wollte und könnte, laut fragen: „Wer da? Bist du's, Hannchen?" — Und so that er!

Blandine. Und was antwortete Hannchen ihrem scherzhaften Ehgemahl?

Wilibald. Leider keine Sylbe! Aber es war nicht anders, sagt Herr W**l, als ob etwas durch das Alkovenfensterchen nach dem Vorsaal hinaus an die Treppe kletterte,

ein kleines Geräusch, wie etwa eine Katze, machte, und klink, klirr! ging es silberhell in dem Alkovenfensterchen, als wenn Jemand mit dem Finger daran schnippte. „Sogleich (fährt er fort) sprang ich zum Bette heraus, warf den Schlafrock um, eröffnete die Saalthür und untersuchte den vom Mond erhellten Vorsaal, die Treppen und das ganze Haus, so weit es nicht verschlossen war; aber Alles vergebens. Auch keine Thür war offen; keine ging auf oder zu, ob ich gleich auf Alles genau gemerkt und jede Bewegung wahrgenommen haben würde."

Ich muß gestehen, sagte Selmar, und hielt wieder inne, etwas verlegen, wie es schien, über das, was er gestehen wollte.

Blandine. Nicht wahr, daß Hannchen, wenn sie die Katze war, die durch das Fensterchen nach dem Vorsaal hinaus die Treppe hinan kletterte und das Fensterglas klirren machte, in der That für einen seligen Geist ein sehr sonderbares, um nicht zu sagen, albernes Späßchen mit ihrem gewesenen Manne trieb.

Wilibald. Auch wollen wir uns nicht so gröblich an ihr versündigen und einer so verständigen, guten und christlichen Frau, wie Herr W**l sie uns weitläufig abgeschildert hat, eine so unziemliche Spaßhaftigkeit zutrauen; wenn gleich ihr selbst so scherzlustiger Gemahl es nicht für unmöglich hielt, daß sie sich etwa ein Späßchen mit ihm machen wolle und, „weil er dieß denn doch nicht glauben konnte," lieber annahm, daß hier etwas Unbegreifliches vorgegangen, als daß, wenn irgend ein unbekanntes Wesen bei nächtlicher Weile durch ein Alkovenfensterchen hinausschlüpft und eine Treppe hinankletternd ein Geräusch wie etwa eine Katze macht, dieses unbekannte Wesen eine wirkliche leibhafte Katze

gewesen sey. Wie die Katze in den Alkoven gekommen, was sie darin gesucht, warum sie sich durch das Fensterchen wieder zurückgezogen, und mit welchem Grade von forte oder piano dieß habe geschehen müssen, um an dem vermuthlich wackelnden Glase ein silberhelles Klirren hervorzubringen? ob man von Allem diesem das Wie und Warum angeben könne oder nicht, thut nichts zur Sache: genug, wir brauchen nur anzunehmen, daß eine wahre natürliche Katze den Spuk verursachte, so erklärt und begreift sich jeder Umstand von selbst; auch der, daß der Herr Doctor keine Thür auf- und zugehen hörte und Alles, was nicht immer offen war, verschlossen fand. Denn, daß die Katzen, wenn sie nur erst eine Treppe gewonnen haben, keine Thüren auf- und zuzuschließen brauchen, um sich aus dem Staube zu machen, kann für einen so geübten Naturforscher nichts Befremdendes haben. Und dennoch hatte diese kleine Kette unerwarteter, obgleich (den Sturmwind ausgenommen) höchst unbedeutender Ereignisse das Gehirn des guten Mannes so stark angegriffen, daß ihm die Sache vor der Hand unbegreiflich war. Es ging ihm wie dem Demokritus, von welchem die Abderiten, seine Mitbürger, erzählten, er habe sich acht Tage lang den Kopf darüber zerbrochen, warum die Feigen, die ihm seine Köchin vorgesetzt, nach Honig röchen und schmeckten, bis ihm diese endlich aus Mitleiden entdeckte, die Feigen hätten einige Tage in einem Honigtopfe gelegen. Tiefsinnige Leute übersehen oft die wahre Ursache eines Dinges blos deßwegen, weil sie ihnen vor der Nase liegt. Die Einbildungskraft unsers Doctors war nun einmal aufgeregt; je mehr er über die Sache nachdachte, je weniger „vermochte er der wahren Ursache dieser frappanten Begebenheit auf die Spur zu kommen.“ Daß vielleicht ein Blasebalg und eine Katze im Spiel

seyn könnte, fiel ihm so wenig ein, als dem edeln Ritter von Mancha, daß die Riesen, die ihm in der Ebne von Montiel aufstießen, nur Windmühlen seyn könnten. Kurz, allem seinem Unglauben zu Trotz richtete er — eine lange herzbrechende Anrede an die Verstorbene. „Solltest du es wirklich seyn, theures Hannchen, sagte er mit leiser Stimme, so gib mir deine Gegenwart auf eine untrügliche, gewisse, ganz unzweideutige Art zu erkennen. Bis jetzt muß ich noch der ungläubige Thomas bleiben u. s. w. Offenbare dich mir also, wenn es dir wirklich möglich und gefällig seyn sollte, auf eine unzweifelhaft zuverlässige Art, wo möglich auf eine handgreifliche; mit dieser jetzigen, wofern es eine seyn sollte, könnte ich mich unmöglich begnügen, wofern du nicht stärker, völlig untrüglich gewiß dich mir offenbartest oder erschienest."

Blandine. Eine handgreifliche Offenbarung ist, dünkt mich, eine seltsame Zumuthung von einem Philosophen an einen Geist. Eine tüchtige Ohrfeige von Hannchens Hand würde ihm also für einen vollständigen Beweis der Unsterblichkeit der Seele gegolten haben?

Wilibald. Und so wäre es ja ein wahres Unglück für ihn gewesen, daß dein postulirter Spaßvogel in diesem Augenblick nicht bei der Hand war und Gewandtheit genug besaß, dem Herrn Doctor bei dieser Apostrophe an das sel. Hannchen in den Rücken zu kommen?

Blandine. Ich bin sehr begierig zu hören, wie die gute Dame sich bei dieser Beschwörung benahm, worin ihr Thomas so viel Glauben und Unglauben zugleich zeigte.

Wilibald. „Auch auf diese Aufforderung (sagt der naive Mann) blieb Alles so still wie vorher."

Blandine. Dacht' ich's doch! Die Bedingungen, worauf er so eigensinnig besteht, sind für eine so kürzlich verstorbene

Frau auch gar zu hart. Um ihnen genug thun zu können, hätte es in ihrer Macht stehen müssen, ihren schon vierzehn Tage begrabenen Leichnam wieder zu beleben.

Wilibald. — und, um ihren Mann recht handgreiflich von ihrer Gegenwart gewiß zu machen, hätte sie sich wohl gar entschließen müssen, wie die berüchtigte Braut zu Korinth, mit ihm zu Bette zu gehen. Das wäre wenigstens freundlicher gewesen, als die Ohrfeige, wodurch du an ihrem Platz, wie es scheint, ihm dein Daseyn manifestirt hättest. Aber, ernsthaft von einer so ernsthaft possirlichen Sache zu reden, ich finde deine Bemerkung über das seltsame Schwanken des Doctors zwischen seinem Glauben und Unglauben an Hannchens Gegenwart sehr richtig. Könnte wohl etwas Lächerlicheres seyn als diese pathetische, wiewohl mit leiser Stimme (als schämte er sich vor sich selbst und ihr) vorgebrachte Aufforderung, wofern er nicht voraussetzte, daß sie ihn hören könne?

Selmar. Ihr verfahrt auch gar zu hart mit dem ehrlichen Doctor, der euch schon durch die blose so naiv treuherzige und arglose Art, wie er sich selbst und sein Hannchen der Welt preisgibt, zu einer mildern Behandlung bewegen sollte. Bedenke wenigstens, lieber Wilibald, daß es dem Doctor hier um ein Experiment zu thun ist, wobei es auf nichts Geringeres ankommt, als mit Gewißheit auszumachen, ob ihm seine verstorbene Frau wirkliche Beweise von ihrer fortdauernden Persönlichkeit in einem neuen geistigen Leben bereits gegeben habe oder noch geben werde. Da ist denn doch, däucht mich, unläugbar, daß er bei diesem Experiment mit der größten Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart und mit der behutsamsten Vorsicht zu Werke gegangen. Denn noch in derselben Nacht, wo ihm alle diese ungewöhnlichen Dinge

begegnet waren, schrieb er alles Vorgefallene mit Kreide auf den Tisch, um sich früh Morgens desto fester davon überzeugen zu können, daß es keine Täuschung seiner Phantasie gewesen. Sein Eifer, hinter die wahre Ursache jener ihm unerklärbaren Ereignisse zu kommen, war so groß, daß er ebenfalls noch in der nämlichen Nacht einen Versuch mit dem Alkovenfensterchen machte, ob er auf irgend eine Art einen ähnlichen hellen Klang hervorbringen könnte: es wollte ihm aber eben so wenig gelingen, als ihn die Erklärungen befriedigten, die er sich selbst zu geben vermochte. Auch Blandinens Katze, ja sogar der Gedanke, daß irgend ein Spaßvogel im Spiel seyn könnte, fiel ihm endlich ein: aber, da er nicht einsah, wie die Katze zum Alkoven herein oder heraus hätte kommen können, ohne von dem Hunde angebellt oder von ihm selbst gesehen zu werden: so gibt er diese Hypothese wieder auf; zumal, da der wunderbare Sturmwind, der ihm beinahe die Bettdecke nahm und ihm von der Wandseite eiskalt an den Rücken blies, durch die Katze nicht zu erklären war. Daß aber irgend ein Schalk ihn etwa zum Besten haben wolle, findet er darum nicht denkbar, „theils weil kein Mensch im Hause etwas von der Sache wußte, theils weil er in seinem Schlafcabinet jede Katze, also noch mehr jeden Menschen draußen auf der Treppe hätte schleichen hören.“ Da er sich also diese Dinge schlechterdings nicht aus natürlichen Ursachen zu erklären wußte, was Wunder, wenn der Gedanke, daß seine Verstorbene vielleicht daran Theil habe, sich ihm wider seinen Willen aufdrang? Nun konnte und wollte er zwar diesem Gedanken ohne die vollständigste Ueberzeugung kein Gehör geben: da er aber gleichwohl für die Unmöglichkeit einer solchen Erscheinung keinen entschiedenen Grund zu haben glaubte, was hätte ihn abhalten sollen, bei dieser Gelegenheit

einen Versuch zu machen, wobei, wie er auch ausfallen möchte, in keinem Fall nichts zu wagen war?

Wilibald. Wenn ich mich nicht schämte, daß verständige Leute, wie wir zu seyn glauben, sich länger bei solchen Armseligkeiten aufhalten sollten, so hätte ich noch Manches gegen die Abneigung unsers Philosophen, sich die Abenteuer dieser Nacht aus natürlichen Ursachen zu erklären, einzuwenden. So beweisen z. B. alle vergebliche Versuche, die er angestellt, um noch einmal einen so hellklingenden Ton aus dem Alkovenfensterchen hervorzulocken, nichts gegen meine Behauptung, daß es natürlich damit habe zugehen können. Aehnliche Fälle, wo eine bekannte oder unbekannte Ursache zufälliger Weise eine Wirkung hervorbringt, die mit aller angewandten Mühe und Kunst nicht wieder zu bewirken ist, kommen so häufig im gemeinen Leben vor, daß es lächerlich wäre, mehr davon zu sagen. Eben so ist es ja nicht unmöglich, daß etwa eine Dienstmagd oder auch eine andere Person im Hause ein eben so leises Gehör gehabt haben könnte, als der Herr Doctor, und unbemerkt gehorcht hätte, wenn er sich etwa mit seiner Mutter und Nichte über den nächtlichen Spuk am 31. Juli und 1. August besprochen; so daß Herr W**l leicht zu rasch urtheilen könnte, da er die Dazwischenkunft irgend eines leichtfertigen Spaßvogels für etwas Undenkbares hält. Aber, wenn wir auch so gefällig seyn wollten, als er nur immer verlangen kann, was wäre damit gewonnen, als daß wir am Ende annehmen müßten, das sel. Hannchen sey selbst der Spaßvogel gewesen und habe sich wirklich eine kleine, zwar unschuldige, aber etwas kindische Kurzweile mit ihrem ehemaligen Eheconsorten gemacht; sie sey es gewesen, die den übernatürlichen Windstoß in seiner Stube und Schlafkammer erregt und ihm, wie er sich im Bette von der Wand wegkehrte,

eiskalt in den — Rücken geblasen habe; sie sey durch das Alkovenfensterchen wie eine Katze die Treppe hinaufgeklettert, und sie habe das silberhelle Klirren des Fensterglases hervorgebracht. Ich gestehe, daß ich an Herrn W**ls Platz lieber Katzen und Ratten, Nachtvögel, Spaßvögel und Blasebälge zur Erklärung jener kleinen Ereignisse zu Hülfe rufen, als den Verdacht einer so läppischen, einem Geist aus der bessern Welt so unanständigen Spielerei auf meine gewesene Gattin bringen wollte. Wenn etwa ihre Meinung gewesen wäre, ihn auf eine künftige sichtbare Erscheinung allmählich vorzubereiten, sollte sie — die (nach ihres Gatten Versicherung) als Weise und Christin so exemplarisch gelebt und geduldet hatte und so erbaulich gestorben war, — sollte sie keine edlere, ihres Charakters und neuen Standes würdigere Mittel dazu haben erfinden können? Würde sie wohl die treuherzige Frage, bist du es, Hannchen? mit einem Eulenspiegelstückchen beantwortet haben? Oder würde sie ihm nicht auf seine so ernstliche und dringende Beschwörung, wo nicht eine befriedigende Antwort, doch wenigstens ein christliches Zeichen gegeben haben?

Selmar. Ich bitte nicht zu vergessen, daß Herr Dr. W. nicht behauptet, daß seine verstorbene Frau die Urheberin der sonderbaren Dinge gewesen sey, die ihm in jenen drei Nächten aufstießen. Er findet diese Dinge blos unerklärbar, und, wenn er für möglich anzunehmen scheint, daß die Verstorbene dabei geschäftig gewesen, so sollten wir vielmehr seine Einbildungskraft, die es ihm vorspiegelt, als seinem Verstand, der ihr widerspricht, deßwegen in Anspruch nehmen. Kurz, er erzählt uns die Facta, wie er sie aufs genaueste beobachtet zu haben sich bewußt ist, und gesteht nur, daß sie ihm unbegreiflich sind.

Wilibald. Sehr natürlich! Da er für einen ungewöhnlich starken Geist gelten möchte, der durch nichts aus seiner Fassung zu bringen ist und sich nur auf handgreifliche Beweise ergibt: so scheint er wohl selbst gefühlt zu haben, wie übel es sich schicken würde, wenn es das Ansehen hätte, als ob er sich durch so zweideutige Anscheinungen von seinem Unglauben bekehren ließe. Aber gibt er denn nicht durch die feierliche Anrede an sein Hannchen — selbst indem er sie versichert, noch immer der alte Thomas zu seyn — unleugbar zu erkennen, daß er an ihre Gegenwart glaubt und es nicht für unmöglich hält, daß die Neckereien jener Nächte von ihr herrühren könnten?

Selmar. In der That scheint dieß, wenigstens in der Nacht zwischen dem 2. und 3. August der Fall gewesen zu seyn. Aber schon am folgenden Nachmittag hatte er diese kleine Anwandlung von menschlicher Schwachheit so völlig wieder überwunden, daß er seinen vertrauten Freund, den Advocaten K., aufs positivste versicherte, er könne das Vorgegangene unmöglich für untrügliche Kennzeichen der Anwesenheit seiner Gemahlin halten: nur unzweideutigere, untrüglichere, ganz sichere könnten ihn davon überzeugen; sie müßte ihm NB. in eigner Person erscheinen und mit ihm reden.

Wilibald. Gleichwohl ist aus dem unmittelbar Folgenden klar, daß er selbst in diesem Augenblicke nicht recht wußte, was er wollte. Er versichert den Advocaten K. (dessen kindische Gespensterfurcht mit der prahlerischen Herzhaftigkeit unsers Philosophen sehr komisch contrastirt), „daß er zwar, wie bisher so auch künftig, in allen Fällen vorsichtig und behutsam, aber auch unerschrocken, muthig und entschlossen seyn werde und daher diesen Abend in derselben Kammer und in

demselben Bette, worin seine Frau gestorben, ganz ruhig zu schlafen gedenke, indem er versichert sey, daß ihr Geist die Erde verlassen habe, um dieselbe niemals wieder zu begrüßen. Indessen sollte ihm doch ihre Erscheinung das größte Vergnugen machen, weil dadurch sein Wunsch erfüllt würde, sich auch als Philosoph auf immer von der persönlichen Fortdauer unsers Geistes nach dem Tode völlig zu überzeugen. Zu fürchten sey da ohnehin nichts, weil sie ihm, selbst bei einer handgreiflichen Erscheinung, gewiß nichts zu Leide thun würde, es auch nicht vermöchte, daß sie (wie er glaubte) ihm in keiner andern als in Gestalt eines körperlosen Schattens und blos luftigen Wesens erscheinen könnte. „Doch ich werde (setzt er sogleich hinzu) nichts von dem Allen sehen, empfinden, erfahren, sondern vortrefflich schlafen und blos im Traume mich sehr angenehm mit der Verblichenen kindlich unterhalten, nur im Traume sie erblicken und vielleicht gar umarmen; nur auf diese Art wird sie mir erscheinen; sonst glaube ich an keine andere Wiedererscheinung, auf die ich gewiß ewig vergeblich warten müßte.“ Die Erfahrung rechtfertigte seine Voraussehung: er schlief in Hannchens Sterbebette so gut, wie er seit langer Zeit nicht geschlafen hatte; auch erschien sie ihm im Traume (was sie seit ihrem Tode fast alle Nächte gethan hatte) und offenbarte ihm (wie er sich ausdrückt) durch freundschaftlichen Umgang ihre liebevolle Gesinnung gegen ihn. Eben dasselbe widerfuhr ihm auch in der folgenden Nacht; er schlief, blos im lieblichen Traume mit der „Verstorbenen auf die angenehmste Art beschäftigt,“ ungestört bis gegen fünf Uhr. Sollte man nun nicht meinen, Herr W**l, so überzeugt, als er ist, daß seine Frau ihm auf keine andere Art als im Traume erscheinen könne und bei seiner mehrmaligen Entschließung, ruhig abzuwarten,

bis sich etwa eine natürliche Auflösung des Unbegreiflichen in seinem Abenteuer ergeben möchte, sollte man, sage ich, nicht meinen, er werde sich nun mit der außerordentlichen Geistesstärke, auf die er sich so viel zu Gute thut, diese Dinge aus dem Sinne schlagen, sich den Kopf nicht vergebens „auf seinem Sopha mit ernsthaftem Nachdenken darüber" zerbrechen und sich dadurch recht geflissentlich in dem ewigen Schwanken zwischen einem Glauben und einem Unglauben, die einander immer wechselweise ein dementi geben, zu erhalten suchen? Aber theils sein eigner Hang zum Grübeln, theils der leidige Freund, sein tägliches Brod (wie er ihn nennt), der alle Nachmittage kommt, sich zu erkundigen, was in der letzten Nacht vorgegangen, und ihm mit seinem unermüdlichen Deraisonniren den Kopf zu verwüsten, lassen ihn zu keiner Ruhe kommen. Was Wunder, daß, „nachdem er drei Nächte hinter einander in Hannchens Bette vortrefflich geschlafen, ohne (außer den blosen Traumbildern von der angenehmsten Art) durch irgend etwas gestört worden zu seyn," es endlich mit ihm zu neuen Erscheinungen kommt, gegen welche die vorhergehenden bloses Kinderspiel sind?

Blandine. Wirklich? Du erregst meine ganze Neugier, Bruder. Ich gestehe meine Schwachheit; nächst einem artigen Feenmährchen höre ich nichts lieber als eine hübsche Gespenstergeschichte, zumal wenn sie mir die Haare ein wenig zu Berge stehen macht.

Wilibald. So gut wird es dir hier schwerlich werden, liebe Blandine. Indessen behandelt doch Herr W**l die Sache ernsthaft genug, um uns zu reizen, ein wenig genauer nachzusehen, was an der Sache gewesen seyn könnte. Nachdem der Herr Doctor (wie gesagt) in drei Nächten nichts

Außerordentliches erfahren noch bemerkt hatte, apostrophirt er seine Verstorbene abermals in einer Anrede, welche drei Seiten seines Buchs einnimmt und in ihrer Art einzig ist. Man sieht daraus (das gute Hannchen wenigstens müßte gar zu treuherzig gewesen seyn, wenn sie sich durch seine glatten Reden hätte verleiten lassen, es nicht zu merken), daß es ihm nicht ganz recht war, kein neues, untrügliches und handgreifliches Zeichen ihrer Gegenwart erhalten zu haben. Er versichert sie zwar, als ein Mann, der Lebensart hat und einer Dame gehörig zu begegnen weiß, daß er an dem fortdauernden Leben ihres Geistes nicht zweifeln wolle, da sie selbst auf ihrem Sterbebette so fest davon überzeugt gewesen sey; zeigt ihr aber dennoch einen Augenblick darauf, daß er allerdings, zwar nicht als gefälliger Ehemann, nicht als Mensch, noch als Christ, aber, leider! „als Philosoph bisweilen noch manche Zweifel dagegen unwillkürlich bemerke u. s. w." Gleichwohl „wolle er sich mit dem erlebten (zu seiner Ueberzeugung freilich nicht zureichenden) Facto, wenn es anders von ihr herrühren sollte, lieber begnügen, als ihren Geist durch Bitten und Wünsche beunruhigen, ihm leibhaft und sinnlich wahrnehmbar zu erscheinen. Er glaube nun auch die Unmöglichkeit der Gewährung eines solchen Wunsches um so gewisser einzusehen, da er sich versichert halte, sie würde, wenn es in ihrer Macht stände, solchen aus Liebe zu ihm auch noch in der Ewigkeit erfüllen und ihm dadurch den letzten Beweis ihrer unaussprechlichen Ergebenheit geben; zumal da er nun bereits drei Nächte in ihrem Sterbebette gelegen, ohne das Geringste außer ihrer Erscheinung in seinen Träumen bemerkt zu haben." — In dieser Gemüthsverfassung nahm er dann gleichsam auf immer Abschied von ihr mit der wiederholten Versicherung, sie auch nicht durch den leisesten

Wunsch wieder in ihrer Seligkeit zu stören. „Jeder Gedanke daran" (so beschloß er seine lange und zärtliche Apostrophe an die sanfte, gute, theure Seele) „soll von jetzt an aus meiner Seele ganz und mit männlichem Nachdruck auf immer verbannt seyn!" Um diesem löblichen Vorsatz desto getreuer bleiben zu können, beschloß er weislich, diese Nacht wieder in seinem eigenen Bette vorn im Alkoven zu schlafen und alle mögliche Vorsicht zu gebrauchen, daß Niemand etwas von dieser Veränderung seiner Schlafstätte merken, und nicht etwa irgend ein listiger Spaßvogel ihm einen unerwarteten Streich spielen könne.

Blandine. Er scheint also doch selbst auf den Gedanken der Möglichkeit einer solchen leichtfertigen Spukerei gefallen zu seyn?

Wilibald. Auch schmeichelte er sich, seine Maßregeln so gut genommen zu haben, daß er von dieser Seite ganz sicher seyn könne. Er schlich sich gegen Mitternacht nach seiner gewöhnlichen Schlafstätte und „war nun bis gegen ein Uhr ganz Ohr, ohne das geringste Geräusch, Schleichen und dergleichen bemerken zu können."

Blandine. Begreift ihr etwas von diesem seltsamen Benehmen des Mannes? Warum und zu welchem Ende diese Vorsichtsmaßregeln, dieses stundenlange Lauschen, wenn er nicht die mindeste nähere Aufforderung erhalten? Drei Nächte hatte er ruhig und ungestört in seines Hannchens Sterbebette geschlafen; er durfte also hoffen, daß es auch in den folgenden so seyn würde; warum denn verändert er seine Schlafstätte? Und da er der Verewigten so feierlich versprochen hatte, jeden Gedanken an irgend eine sinnliche Offenbarung ihres Daseyns ganz und gar zu verbannen: wozu braucht er denn eine Glockenstunde lang ganz Ohr zu seyn und zu lauschen, wo nicht das Geringste zu erlauschen war?

Wilibald. Du siehst, Blandine, daß der gute Doctor, trotz seinem männlich nachdrücklichen Entschluß und Versprechen, sich das Experiment, das er so gern hätte anstellen mögen, nicht aus dem Kopfe schaffen konnte. Oder war es vielleicht eine geheime Ahnung dessen, was ihm nun bald begegnen sollte? Denn bald nach ein Uhr, als der gute Mann, „des vergeblichen Lauschens überdrüssig und (wie natürlich) verlassen vom wohlthätigen Schlaf, sich NB. ohne dabei unaufmerksam auf irgend etwas vor seinem Saale zu seyn, seinen gelehrten Meditationen überließ: siehe! da kam es ihm, als er gerade eine höchst interessante Idee gefaßt hatte, vor, als öffnete sich ganz leise sein Alkovenfensterchen, welches er (wohl zu merken!) vorher fest zugeschoben hatte." Sogleich war er leise auf den Füßen, horchte, schlich sich hinaus und öffnete pfeilschnell die Saalthür, ohne vorher und auch jetzt das Geringste gewahr zu werden. Zwar das Fensterchen (sagt er) war wirklich geöffnet, im Hause aber Alles ruhig bis Morgens um fünf Uhr, wo er auf jede Bewegung der Thüren Acht gab, die alle knarrten. „Wenn also auch," setzt der scharfsinnige Mann hinzu, „irgend ein schlauer Fuchs herumgeschlichen wäre (der aber in diesem Hause gar nicht anzutreffen war), so hätte ich denselben gewiß auf den knarrenden Treppenstufen bemerken müssen und können."

Blandine. Da wird also der Verdacht wohl wieder auf dem seligen Hannchen sitzen bleiben?

Wilibald. Keineswegs! Wenigstens war unser Mann von einem solchen Argwohn weit entfernt. Ich schob, sagt er, mein Fensterchen wieder fest zu, verwahrte es bestens und dachte: es rührt gewiß vom Winde her, ohne daß du denselben bemerkt hast, noch jetzt gewahr werden kannst.

Blandine. Hat man wohl jemals erhört, daß ein Wind, der nicht ging, ein fest zugeschobenes Fenster aufgeschoben hätte? Was sagen Sie dazu, Selmar?

Selmar. Ich muß gestehen, mir kommt es unmöglich vor, daß sogar ein heftiger Wind das fest zugeschobene Alkovenfensterchen hätte aufschieben können.

Blandine. Also Hannchens Geist?

Selmar. Das begreif' ich eben so wenig als der Doctor — aber —

Wilibald. So werden wir das Wunder entweder unerklärt lassen oder unsre Zuflucht, wo nicht zu einem herumschleichenden schlauen Fuchs, doch zu einem gewandten und behenden Spaßvogel nehmen müssen, der die Gelegenheiten zu Ausführung eines Spuks in einem baufälligen alten Hause (worin alle Thüren und Treppen knarren) besser kannte als unser Doctor. Wenigstens wundert's mich, wie der letztere, der sich selbst weiß machen konnte, ein ihm unbemerkbarer Wind sey vermögend gewesen, das Fensterchen aufzuschieben, für etwas Unmögliches hält, daß ein von ihm nicht bemerkter Spaßvogel der Thäter gewesen seyn könnte? Wer mit dem angestrengtesten Lauschen und Horchen einen so starken Wind überhören kann, sollte der nicht eben so leicht einen leisen Schleicher auf einer knarrenden Treppe überhören können!

Blandine. Man sollt' es meinen.

Wilibald. Wenn es die Verstorbene war, die das Fensterchen aufschob, so ist (wie Selmar selbst gesteht) schlechterdings nicht abzusehen, was sie damit wollte? Hatte er sich nicht deutlich genug erklärt, daß ihn nur eine unzweideutige, untrügliche, völlig überzeugende Offenbarung ihrer Gegenwart befriedigen könne? Und was noch mehr ist, hatte

er nicht auf alle Ansprüche an dergleichen Erscheinungen förmlich Verzicht gethan? Wenn sie sich ihm also gleichwohl wie mit Gewalt aufdringen wollte, warum wählte sie ein so zweckwidriges Mittel?

Blandine. Es müßte nur seyn, weil sie sich vielleicht durch diesen neuen Versuch, der schon etwas mehr Kraft als die vorhergehenden erforderte, zu einer künftigen handgreiflichen Erscheinung vorbereiten wollte. Ich stelle mir vor, daß es den Verstorbenen mit den neuen ätherischen Leibern, die sich ihnen anbilden sollen, wie den neugebornen Kindern geht, und daß es Zeit und mancherlei Versuche und Uebungen braucht, bis sie sich desselben nach Willkür zu bedienen wissen.

Selmar. Das läßt sich hören, und mich wundert, wie Herr W. nicht durch seine eigne Theorie von dem subtilen Organ, das die Seele im Tode aus dem groben irdischen Körper herauszieht und in ihr neues Leben mit sich nimmt, auf diese oder eine ähnliche Vermuthung geleitet wurde.

Wilibald. Die Theorie, die du im Sinne hast, und die er uns im Verfolg mit seiner gewohnten Redseligkeit vorträgt, scheint damals nur noch als ein ungebildeter Embryo in seinem Kopfe gelegen zu haben; sonst würde er doch wohl das leise Aufschieben des Fensterchens eher seinem Hannchen, als einem Winde, den er nicht gewahr werden konnte, zugeschrieben haben. Wie dem aber auch seyn möchte, genug, er setzte sich vor, den fatalen Vorfall möglichst zu vergessen, verschwieg ihn sogar seinem Freunde K. absichtlich und „marquirte auch an diesem Abend den Umstand, daß er sein Nachtlager abermals vorn (im Alkoven) nahm, auf die ausgesuchteste Art,“ ungeachtet er sich aufs vollkommenste von der Unmöglichkeit überzeugt hielt, daß ihm von irgend

Jemand in oder außer dem Hause ein muthwilliger Streich gespielt werden könne.

Blandine. Wozu also eine so außerordentliche Vorsicht?

Wilibald. Vermuthlich glaubte er, man könne in einem solchen Falle des Guten nicht zu viel thun, und wollte sich wenigstens gegen jeden möglichen Vorwurf, daß er es an mißtrauischer Vorsicht und Wachsamkeit habe fehlen lassen, auf alle Weise sicher stellen. Aber Alles vergeblich! In der nächstfolgenden Nacht, als er sich nach zwölf Uhr eben niederlegen wollte, „öffnete sich das Fensterchen abermals ganz deutlich, ohne daß draußen das Geringste zu bemerken war."

Blandine. Das war doch wirklich zu arg!

Wilibald. Und was würdest du nun an seinem Platze gethan haben, Schwester?

Blandine. Vorausgesetzt, daß ich mit der kaltblütigen Unerschrockenheit und Besonnenheit des Herrn Doctors begabt wäre, würde ich dem Spuk, ohne mich zu rühren, ganz gelassen zugesehen und ruhig abgewartet haben —

Wilibald. Man sollte denken, das wäre, was jeder gesetzte Mann an seiner Stelle gethan hätte. Aber unglücklicher Weise besitzt Herr Dr. W**l zu aller der Vorsicht und Wachsamkeit, kühnen Entschlossenheit und unerschütterlichen Herzhaftigkeit, die er uns in seinem Buch nicht oft und stark genug anpreisen kann, auch ein heftiges Temperament, das unter gewissen Umständen, seinem eigenen Geständnisse nach, wie ein Bergstrom unaufhaltsam losbricht. Es ist zu beklagen, daß dieses ungestüme Temperament gerade in diesem Augenblick losbrach, wo ruhige Aufmerksamkeit dem Beobachter so nothwendig gewesen wäre. Anstatt den weitern Erfolg in unbeweglicher Stille abzuwarten, „rief er Halt! und dieß so laut, daß sein Mignon es hinten hörte und

anschlug." — Ich war (sind seine eignen Worte) mit gespannter Aufmerksamkeit sogleich mit Allem versehen (womit, sagt er nicht, vermuthlich mit einem tüchtigen Prügel, den er auf alle Fälle bei der Hand hatte) und zur Saalthür hinaus, untersuchte Alles vergeblich, ließ den Hund heraus — und fand nichts.

Selmar. Aus diesem Benehmen ist, däucht mich, klar, daß Herr W**l, trotz seiner Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, daß ihm von irgend einem schlauen Fuchs ein loser Streich gespielt werden könne, einen geheimen Argwohn hegte, das Fensterchen könnte doch wohl von einem mit Fleisch und Bein bekleideten Gespenste geöffnet worden seyn.

Wilibald. Aber auch in diesem Falle würde er besser gethan haben, anstatt so laut aufzuschreien, daß der Hund davon erwachte und zu bellen anfing, lieber den Athem an sich zu halten und zu lauschen, ob er irgend eine Bewegung hören könne, oder was etwa die Folgen des aufgeschobenen Fensterchen seyn möchten. Jetzt war es Zeit zum Lauschen, und da hätte ihm seine gespannte Aufmerksamkeit gute Dienste thun können. Denn, wenn der Spuk von einer Person herrührte, die den Herrn Doctor zum Besten haben wollte, so war vorauszusetzen, diese werde ihre Maßregeln so genommen haben, daß sie nur wenige Augenblicke nöthig hätte, um sich den Nachforschungen des geäfften Doctors zu entziehen. Während der letztere Halt rief, aus dem Bette sprang, in seinen Schlafrock schlüpfte, sich mit allem Nöthigen versah und die Saalthür öffnete, mußte doch mancher Augenblick vergehen. Die gespannte Aufmerksamkeit kam nun zu spät, nachdem er durch den Lärm, den er machte, den behutsamen und behenden Schleicher zu einem schleunigen Rückzug genöthigt hatte.

Blandine. Es ist wirklich zu bedauern, daß Herr W**l uns keinen Grundriß oder wenigstens keine genaue und vollständige Beschreibung von allen Theilen seines Wohnhauses und von dessen Umgebungen mitgetheilt hat, damit wir uns besser überzeugen könnten, ob die ihm begegneten außerordentlichen Dinge durch einen ihm gespielten künstlichen Betrug zu erklären seyen oder nicht. Denn seine Versicherung, daß er nichts dergleichen habe gewahr werden können, und sein fester Glaube an die Ehrlichkeit und den guten Willen der übrigen Hausbewohner reichen nicht zu, einem unglaubigen Thomas alle Zweifel zu benehmen. — Aber was that er nun, nachdem seine Bemühung, dem Wunder auf den Grund zu kommen, abermals vergeblich gewesen war?

Wilibald. „Verdrießlich (sagt er) ging ich zur Ruhe, mit dem festen Vorsatz, nun vollends an nichts mehr zu denken, auf nichts mehr draußen zu merken und in meinem Alkoven übrigens Alles ruhig abzuwarten, wenn ja irgend einmal etwas sich ereignen sollte, welches doch unmöglich von außen herrühren konnte, wenigstens von keinem Menschen.“

Blandine. Diesen festen Vorsatz, an nichts mehr zu denken und auf nichts mehr zu merken, hat er schon mehr als einmal gefaßt und immer schlecht gehalten. Mir ist unbegreiflich, wie ein so besonnener Mann nicht wenigstens nach diesem neuesten Ereigniß auf einen Einfall kam, der ihn wahrscheinlich gegen alle künftige Beeinträchtigungen dieser Art gesichert hätte. Die Quelle alles Uebels war am Ende doch das Alkovenfensterchen. Er hatte es zwar allemal wieder zugeschoben, so oft es von der unsichtbaren Hand aufgeschoben worden war: aber was hatte das geholfen? An seiner Stelle würde ich den Schieber mit drei oder vier tüchtigen Bretnägeln zugenagelt haben. Ich wette, was man

will, das Fensterchen würde nicht wieder aufgeschoben worden seyn.

Wilibald. Sehr wahrscheinlich; es sey nun, daß ein loser Schelm oder das wohlselige Hannchen dabei im Spiele war. Wenigstens zeigte sich's, daß auch die letztere, da sie ihm, in der zweiten Nacht auf diese, sichtbar erschien, nicht anders als durch das aufgeschobene Fensterchen herein kommen konnte.

Blandine. Sie machte also doch endlich Ernst aus der Sache? Das freut mich. Ich bin sehr begierig zu hören, wie die liebe Dame sich dabei benahm, sie, die ihm bisher schon in Traumbildern von der angenehmsten Art ihre unaussprechliche Ergebenheit so oft bewiesen hatte.

Wilibald. Vermuthlich brauchte sie zu einer sichtbaren Erscheinung etwas mehr Anstalten. Sie ließ ihn also in der nächstfolgenden Nacht ungestört, sogar ohne alle Träume, bis an den hellen Tag schlafen. Unser Mann war darüber so vergnügt, „daß er, um sich auf alle Art zu zerstreuen, sich von seinem Freunde K. in Gesellschaft führen ließ." Das Mittel schlug an. „Heiter, vergnügt und zerstreut (sind die eigenen Worte des Herrn Doctors), Sorgen und Kummer vergessen, aber nicht im Geringsten von hitzigen Getränken (die ich nie liebte) berauscht, sondern seelenvergnügt und bei vollem Verstande kehrte ich Abends nach Hause und sang mir zum Zeitvertreibe Hölty's Aufruf zur Freude: Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen u. s. w. Nach einem Stündchen begab ich mich gegen halb ein Uhr zur Ruhe, ohne an die Vergangenheit zu denken, und mich um irgend etwas zu bekümmern."

Blandine. Hannchen war also damals, kaum vier Wochen nach ihrem Tode, schon rein aus seiner Erinnerung

weggewischt. Das konnte ihr freilich nicht sehr angenehm seyn. Es sollte mich nicht wundern, wenn sie ihn deßwegen ein wenig bei den Ohren gezupft hätte.

Wilibald. So rachsüchtig war die gute anspruchlose Seele nicht. Höre also, was geschah, und erröthe über deine Vorschnelligkeit! Der sorgenfreie Doctor hatte ungefähr ein halbes Stündchen abermals gelauscht und vergeblich einzuschlafen gestrebt —

Blandine. Gelauscht? Wozu gelauscht, da er sich um nichts bekümmerte und nicht an die Vergangenheit, also auch nicht an das schon zweimal wunderbarer Weise geöffnete Alkovenfensterchen dachte, noch an irgend einen im Hause herumschleichenden Fuchs, der es etwa aus Neckerei aufgemacht haben könnte? Was war also hier zu lauschen?

Wilibald. Wer wird auch einem Philosophen wie Herrn W**l so streng auf jedes Wort lauern und bei Allem immer nach dem Warum fragen? Genug, da er nicht einschlafen konnte, weil er einzuschlafen strebte und sich also in einer mit dem Einschlafen unverträglichen Thätigkeit erhielt, so lauschte er vermuthlich zum Zeitvertreib; und, siehe da, „bei völliger Stille der schweigenden Nacht öffnete sich auf einmal sein Fensterchen deutlich, ein schwacher Strahl erhellte seinen Alkoven etwas, und mit gespannter Aufmerksamkeit und ruhiger Entschlossenheit erblickte er wirklich eine weißliche Figur in Lebensgröße seiner verewigten Gattin, die mit sanfter, aber ihm vernehmbarer Stimme sagte: Karl, ich bin unsterblich! Erst einst sehen wir uns wieder!"

Blandine. Bald glaube ich, Herr W**l hat wieder eine Ahnung gehabt. Hätte er sein Fensterchen vernagelt, so wäre ihm diese tröstliche Erscheinung nicht geworden.

Wilibald. In Vergleichung mit den vorigen Aeußerungen der Gegenwart seiner Verstorbenen konnte diese allerdings für sehr bedeutend gelten. Aber unser Mann, dem vielleicht (wiewohl er sich nichts davon merken läßt) eine Zauberlaterne eingefallen seyn mochte, begnügte sich nicht am bloßen Sehen; er wollte durch handgreifliche Betastung von der Wirklichkeit dieser Gestalt seiner Gattin überzeugt seyn und „sprang pfeilschnell auf sie zu: aber noch schneller verschwand sie wie leichter Nebel, als er sie eben umfassen wollte.“

Blandine. Das hätt' ich ihm vorher sagen können.

Selmar. Gleichwohl begreife ich nicht, wie der Schäker, welchen Herr W**l selbst im Verdacht gehabt zu haben scheint, Zeit und Gelegenheit hätte finden können, seine Zauberlaterne ins Spiel zu setzen.

Wilibald. Ich muß gestehen, der rasche Mann ließ ihm wenig Zeit dazu. Sein heftiges Temperament brach schon wieder wie ein Bergstrom los. Ein kaltblütiger besonnener Mann, dem es darum zu thun gewesen wäre, bei dieser Gelegenheit ein Experiment anzustellen, würde ganz ruhig das Weitere abgewartet, die Gestalt scharf betrachtet und, da sie sprechen konnte, einige Fragen an sie gethan haben, um zu erfahren, ob sie auch hören könne. Er würde, anstatt Lärm zu machen, Augen und Ohren auf ihre leisesten Bewegungen gespitzt und besonders auch die Art ihres Verschwindens genau beobachtet haben. Von Allem diesem thut unser Philosoph nichts. Wie ein Satyr über eine zitternde Nymphe, fallt er über die weißliche Figur her, um handgreiflich zu erkundigen, was er vorher schon wissen konnte, und ergreift — nichts. Denn das konnte er doch mit der größten Gewißheit voraussetzen, daß die lebensgroße Gestalt einer

so ansehnlichen und robusten Frau, wir er uns die seinige durch den Advocaten K. beschreiben ließ, wenn sie durch das kleine Fensterchen hereingeschlüpft kam, weder Fleisch und Bein haben, noch aus irgend einem andern tastbaren Stoffe bestehen konnte. Dieses pfeilschnelle Losspringen auf die Gestalt war also in jeder Hinsicht zweckwidrig und unverständig, auch überdieß seinem so festen Vorsatz, sich, wenn ihm wieder etwas Sonderbares begegnen sollte, ganz ruhig zu verhalten, schnurstracks entgegen. Uebrigens ist aus seinem weitern Benehmen offenbar, daß, sobald er durch das plötzliche Verschwinden der Gestalt wieder zu einiger Besonnenheit kam, sein erster Gedanke war, der Spuk könnte doch wohl von irgend einem Geiste mit Fleisch und Bein herrühren. Um sich hievon zu überzeugen und den leichtfertigen Kobold, wo möglich, auf der That zu ertappen, „war er sogleich mit der auf dem Kamin versteckten brennenden Laterne und mit den Geräthschaften zur Saalthür hinaus und untersuchte in Begleitung des Mignons Alles genau, mit dem festen Entschluß, das Aeußerste zu wagen und den vorwitzigen Fuchs seinen Spaß theuer bezahlen zu lassen.“ Aber glücklicher Weise konnte er nicht das Geringste entdecken; Alles war und blieb im Hause ruhig.

Blandine. Das will ich gern glauben. Der Herr Doctor hatte auch dem vorwitzigen Fuchse Zeit genug gelassen, sich zurückzuziehen. Wenn ein solcher wirklich im Spiele war (die Möglichkeit wenigstens setzt Herr W**l durch die vorgenommene Visitation voraus), so müssen wir auch als etwas sich von selbst Verstehendes annehmen, daß die Bedingungen, unter welchen es möglich war, vorhanden seyn mußten. Keinen sehr weiten Weg mußte also der Fuchs nicht zu schleichen haben, um sich wieder aus dem Staube

zu machen; auch hatte er vermuthlich weder Schuhe noch Stiefel an, und daß ihn keine knarrende Thür verrathe, dafür war vermuthlich auch gesorgt. Mit der Behendigkeit und Vorsicht, die man einem Schalke wohl zutrauen kann, der sich vermißt, einen so unerschrockenen und hitzigen Mann, wie unsern Doctor, zum Besten zu haben, konnte jener sogar die Zeit ziemlich genau berechnen, die ihm zu seinem Rückzug bleiben würde. Natürlich konnten vom ersten Moment an, da der durch das geöffnete Fensterchen einfallende schwache Strahl die Aufmerksamkeit des schlaflosen Doctors spannte, und während der Augenblicke, die dazu nöthig waren, um die Figur, die ihm seine verewigte Gattin darzustellen schien, recht ins Auge zu fassen und die zehn Worte, die sie zu ihm sprach, zu vernehmen, nicht wohl weniger als sieben bis acht Secunden verstreichen. Auf den raschen Sprung, den er, ohne sich vermuthlich Zeit zu nehmen, vorher in seinen Schlafrock zu fahren, auf die weißliche Figur that, rechne ich nur e i n e Secunde; aber —

W i l i b a l d. Verzeihung, daß ich dir in die Rede fallen muß, Blandine. Ich habe vergessen, den merkwürdigen Umstand zu erwähnen, daß der Doctor, indem er eben die Gestalt umfassen wollte, die aber unter seinen Händen wie ein leichter Nebel verschwand, „etwas gleich einem elektrischen starken Schlag verspürte, der (wie er sagt) seinen ganzen Körper noch mehr erschüttert haben würde, wenn ihn nicht seine Entschlossenheit, wie ein gedruckter Palmbaum, doppelt stark emporgehalten hätte.“

B l a n d i n e. Desto besser für meine Rechnung! Denn du wirst mir nicht abstreiten können, daß diese gewaltige Kraftäußerung, die der Mann anwenden mußte, um seinen so stark erschütterten Körper emporzuhalten, wenigstens wieder

ein Paar Secunden wegnahm. Erwägen wir nun, wie manche Secunde erfordert wurde, bis er in Schlafrock und Pantoffeln war, sich mit seiner auf dem Kamin versteckten Laterne und mit allen zu Schutz und Trutz nöthigen Waffen versehen und die verschlossene Saalthür aufgemacht hatte: so wird man es schwerlich übertrieben finden, daß die Zauberlaterne, welcher ich diese Erscheinung zuzuschreiben geneigt bin, sicherlich 20 bis 24 Secunden Zeit hatte, sich so unbemerkt, als sie gekommen war, wieder zurückzuziehen.

Wilibald. Du merkst an dem sanften Kopfschütteln unsers Freundes, daß ihm deine Zauberlaterne nicht recht einleuchten will. In der That läßt sich ohne genauere Localkenntnisse nicht wohl etwas Bestimmtes über die hypothetische Möglichkeit oder Unmöglichkeit, einen solchen Streich glücklich auszuführen, behaupten. In jedem Falle müßte der Mensch, der mit einem so handfesten und entschlossenen Manne, wie Dr. W**l, ein so gefährliches Spiel hätte treiben wollen, ein Wagehals von der ersten Größe gewesen seyn. Eine einzige Secunde zu wenig Behendigkeit würde dem Spaßvogel theuer zu stehen gekommen seyn. „Er wäre zuverlässig ein Kind des Todes," sagt der Herr Doctor zu seinem Freunde K. „Entwischen sollt' er mir und meinem Hunde bei Gott! nicht! Wenigstens würde ich den Ertappten auf der Stelle empfindlich züchtigen, festhalten und (er möchte auch seyn, wer er nur immer wollte, selbst wenn Sie es wären) ihn der Obrigkeit zur gebührenden Strafe gewiß überliefern."

Blandine. Wie hart wohl die gebührende Strafe seyn dürfte, die eine vernünftige Obrigkeit einem Menschen, der sich gegen die Majestät der Philosophie unsers Doctors so schwer versündigt hätte, zuerkennen würde? Wenigstens würde

sie gegen die Todesstrafe, womit ihm dieser in der ersten Hitze drohte, vermuthlich sehr gelinde ausfallen. Dieß wußte denn auch der Magiker (falls ein solcher im Spiele war) ohne Zweifel sehr wohl, und gegen die Fäuste des Philosophen verließ er sich, denk' ich, auf seine eigenen. Doch ich bin von Herzen bereitwillig, meine Hypothese aufzugeben, weil Ihr Herren doch so viele Schwierigkeiten dabei findet. Aber was bleibt uns denn zur Erklärung der wunderbaren Erscheinung übrig? Die Einbildungskraft des Doctors, wenn man ihr auch alles Uebrige aufbürden wollte, kann doch wenigstens das Alkovenfensterchen nicht aufgeschoben haben.

Selmar. Da erwartete ich Sie, Blandine! Es ist klar, daß wir gern oder ungern bekennen müssen, der abgeschiedene Geist der Frau Doctorin selbst sey der Urheber dieser Erscheinung gewesen. Kein Viertes gibt es nicht; wir müßten denn nur den leidigen Satan ins Spiel ziehen wollen!

Wilibald. Das sey ferne, guter Selmar! Vor der Hand halten wir uns an den Geist des seligen Hannchens —

Blandine. Das Schlimme ist nur, daß ich dabei noch viel größere Schwierigkeiten sehe, als bei der magischen Laterne. Wenn Hannchens Geist in eigner Person erscheint, so wird es hoffentlich nicht weniger natürlich dabei zugehen, als wenn eine ihr ähnliche weißliche Figur aus einer Zauberlaterne herausschlüpft. Ich will sagen: der Geist muß nicht nur in seinem dermaligen Zustande ohne Wunder unter dieser Gestalt erscheinen können, sondern dieß muß auch auf eine ihm geziemende und zweckmäßige Art geschehen. Ich gestehe, es will mir nicht recht in den Kopf, daß die selige Frau das Alkovenfensterchen aufschieben mußte, um ihrem unglaubigen Karl einen Besuch zu machen. Ich gebe gern zu, daß sie, wenn sie ihm sichtbar werden wollte, einen Körper haben

mußte; aber, von welcher Composition der Körper gewesen seyn kann, in welchem sie sich ihm zeigte, kann ich mir nicht einbilden. Kein ätherischer war es nicht, sonst hätte er eben so ungehindert durch die Glasscheiben gehen können als das Licht. War er aus blosen Düften zusammen geblasen (wie man aus dem Umstand schließen sollte, daß er dem über ihn her stürzenden Doctor wie ein leichter Nebel entschwand), woher kam ihm so viel Kraft, ein wohl verschlossenes Fenster aufzuschieben? Dazu gehört doch schon ein Körper von einer beträchtlichen Dichtigkeit; besaß er aber diese, so hätte ihn der Doctor auch betasten können. Wenn er hingegen ein bloses Duftgebilde war, wie war es möglich, daß eine so lockere Scheingestalt vernehmlich reden konnte? Unser Doctor scheint sich in diesem Augenblick nicht erinnert zu haben, wie viele feingebildete Sprachwerkzeuge von der verschiedensten Art zusammen spielen müssen, um nur die vier Worte: „Karl, ich bin unsterblich," vernehmlich auszusprechen. Dieß ist indessen noch nicht Alles, was diese Erscheinung verdächtig macht. Daß Hannchen in ihrer neuen Standeserhöhung binnen vier Wochen ihre ehemalige Muttersprache noch nicht vergessen hat, mag ihr meinethalben von wackern deutschen Patrioten sogar zum Verdienst angerechnet werden; aber, wenn sie denn noch immer deutsch sprechen will, so sollte sie es wenigstens ohne allzuderbe Sprachfehler sprechen. Was für eine barbarische Mundart mag das seyn, worin man sagt: „Erst einst werden wir uns wiedersehen." Und wie kann sie das sagen, da sie sich ja in diesem nämlichen Augenblick wiedersehen?

Selmar. Die Frau Doctorin scheint eine Liebhaberin dieses „erst einst" gewesen zu seyn; denn sie versicherte ihren Gemahl schon auf dem Sterbebette zu zweien Malen, daß sie

sich erst einst wiedersehen würden. Wofern übrigens diese Redensart auch undeutsch wäre, so scheint sie doch einen nicht unbedeutenden Beweis gegen den Verdacht eines Betrugs abzugeben. Denn, wenn wir auch annehmen wollten, daß irgend ein unentdeckt gebliebener Schäker das Schattenbild der Verstorbenen durch Kunst hervorgebracht und mit der Anrede an ihren Karl begleitet habe, so wäre doch nicht zu erklären, wie er gerade auf dieselbe sprachwidrige Redensart, deren die Selige sich zweimal auf ihrem Krankenlager bedient hatte, verfallen seyn sollte.

Blandine. Bei meiner Art, die Erscheinung zu erklären, muß ich voraussetzen dürfen, es sey nichts Undenkbares, daß es auf der hohen Schule, wo Herr D. W**l sich aufhält, einen Menschen gegeben, der (aus welchem Beweggrunde, gilt hier gleichviel) sich besonders aufgelegt oder aufgefordert gefühlt haben könnte, ihm bei Gelegenheit einen losen Streich zu spielen. Es ist eben so wenig unmöglich, daß dieser Mensch in dem Hause, wo unser Doctor wohnt, Zutritt hatte und mit allen Gelegenheiten desselben bekannt war. Er kann von dem, was zwischen der Frau Doctorin und ihrem Manne auf ihrem Krankenlager vorgefallen, durch Zufall oder Ausforschung der Wärterin, so viel gehört haben, als er wissen mußte, um den Scenen, die er dem Doctor spielen wollte, die möglichste Wahrscheinlichkeit zu geben. Da ich in Allem diesem nichts Unmögliches sehen kann, so mag ich mir lieber einbilden, die Sache sey auf diese Weise natürlich zugegangen, als eine wirkliche Erscheinung der Verstorbenen zugeben, welche so vielen Einwendungen und Schwierigkeiten unterworfen ist.

Wilibald. Wie dem auch sey, unser Mann hatte ganz andere Gedanken bei der Sache. Nachdem er von der

vorbesagten Untersuchung, ohne etwas Verdächtiges entdeckt zu haben, zurückgekommen war, stellte er Betrachtungen über das Vorgefallene an, die er uns mit der ihm eigenen Redseligkeit und Naivetät auf sechs ganzen Octavseiten mittheilt. „Gott! (dachte er) sollte es möglich seyn, daß du, ewigtheure Gattin, wirklich mir erschienen wärst, aus unauslöschlicher Liebe zu mir noch nach dem Tode an mich gedacht, dich vielleicht in dem reinsten Genusse der Seligkeit freiwillig unterbrochen, auch wider Neigung nochmals dein Jammerthal betreten hättest und mir wirklich in der einzigen Absicht wieder auf die überzeugendste Art, die dir vielleicht möglich gewesen wäre, erschienen wärest: o, wie unaussprechlich müßte deine Liebe gegen mich noch jetzt, und wie gränzenlos müßte sie einst gewesen seyn! wie hoch müßtest du (um menschlicher Weise zu reden) bei Gott angeschrieben stehen, damit dir vielleicht von ihm oder durch ihn auf eine unbegreifliche Art dieß vergönnt worden wäre!" — Mir, ich gesteh' es, ist diese Apostrophe im Mund eines Philosophen noch viel unbegreiflicher, als die Art der Erscheinung selbst.

Blandine. In meinen Augen ist sie das beste Portrait von unserm Doctor werth. Mir däucht, ich seh' ihn vor mir stehen, wie er leibt und lebt.

Wilibald. Das Lustigste kommt indessen hinten nach. „Aber dann (fährt er fort sein Hannchen in Gedanken anzureden), dann wünschte ich gar sehr, daß du länger bei mir vielleicht hättest verweilen können oder wollen." —

Blandine. Wirklich? Wünschte er das so gar sehr? Und wer, um alles Wunders willen, war denn Schuld daran, daß sie so schnell wieder verschwand? Verjagte er sie denn nicht selbst durch sein pfeilschnelles unartiges auf sie Zuspringen?

Wilibald. Wahrscheinlich würde jeder Andere sich selbst dieser unbesonnenen Uebereilung wegen angeklagt und die bitterste Reue darüber gefühlt haben. Aber Herr W. denkt, sagt und handelt nicht leicht wie andere Leute. Immer völlig mit sich selbst zufrieden, expostulirt er lieber mit seiner Ewigtheuren, daß sie vielleicht nicht länger habe verweilen wollen, um alle die wichtigen Fragen anzuhören, welche er an sie zu thun so sehr gewünscht hätte.

Blandine. Die wünschte ich doch selbst zu hören!

Wilibald. „Wie viel hätt' ich dich alsdann noch zu fragen gehabt! sagt er: z. B. wie es dir ginge? Auf welchem Planeten, in welcher Sphäre vielleicht dein Geist schwebt? Ob du wohl auch gar deine beiden, dir vorangegangenen Lieblingshündchen, Diane und den ersten schönen Mignon, wiedergefunden hättest oder noch finden würdest, von denen du so oft in deiner Krankheit träumtest, sie wären auf deinem Bette herumgehüpft, um dich zu holen, worüber du so sehr erfreut warst? Ob sie also auch wohl fortlebten?"

Blandine. Das sagt' er wirklich? —

Wilibald. Und in vollem Ernst, wie es scheint. Aber das Beste ist der Schluß, worauf er seine Hoffnung, daß die holden Geschöpfe wohl noch in der andern Welt fortleben könnten, gründet. „Solltest du mir jetzt wirklich erschienen seyn, dann wäre es wohl möglich anzunehmen, daß unsre ehemaligen Lieblinge ebenfalls fortlebten."

Blandine. Die Leute müssen keine Kinder gehabt haben, daß sie eine so zärtliche Liebe zu ihren Hunden trugen.

Wilibald. So scheint es aus allen Umständen. Ich übergehe mehrere andere Fragen dieser Art — und mache euch nur auf die häufigen Vielleicht aufmerksam und auf den

ewigen Zweikampf zwischen Glauben und Unglauben oder vielmehr die seltsame Parallele, worin beide nebeneinander fortlaufen, bis sie endlich in dem immer wiederkehrenden Zweifel, „doch am Ende ist vielleicht dieß Alles blose Täuschung meiner Einbildungskraft?“ zusammen fließen.

Selmar. Wir wollen billig seyn, liebe Freunde. Es ist aus dem ganzen Buche und besonders aus den Unterredungen des Doctors mit seinem Freunde K. ersichtlich, daß er (außer dem Vorwurf von Uebereilung und Schwäche), nichts so sehr fürchtet, als vor der Welt in dem lächerlichen Licht eines Geister- und Gespenstersehers zu erscheinen und für einen leichtglaubigen, mit altväterischen Vorurtheilen behafteten, in einer gemeinen Vorstellungsart befangenen Philister angesehen zu werden. Offenbar ist die Furcht vor einem solchen Verdacht die wahre Ursache, warum er sich das Ansehen zu geben sucht, er selbst glaube nicht an die Realität der gehabten Erscheinungen, wiewohl er sein Möglichstes thut, die Leser von derselben zu überzeugen. Ueberdieß ist es ihm ja darum zu thun, ein Experiment anzustellen, wobei er gegen Täuschung, Uebereilung und Trugschlüsse nie zu viel auf seiner Hut seyn kann. Aus dieser zweifachen Ursache erkläre ich mir die ewigen Zweifel, die ihn sogar da nicht verlassen, wo das Zeugniß seiner eignen Sinne, bei vollem Bewußtseyn, daß er wache, und bei der Ueberzeugung, daß nirgends kein Betrug in der Sache möglich gewesen sey, ihn, wie es scheint, zum Glauben zwingen sollte.

Wilibald. Das ist es eben, was mich, meines Orts, zu glauben zwingt, daß unser vermeinter Philosoph in einer seltsamen Selbsttäuschung befangen seyn muß. Eines von Beiden muß doch nothwendig Statt finden: entweder er ist gewiß, daß keine Täuschung weder von innen noch außen bei

der Sache möglich gewesen, oder er ist nicht gewiß davon. Im ersten Falle muß er seinen Sinnen glauben, und alle Zweifel verstummen von selbst; im zweiten hätte er weislich gehandelt, wenn er, anstatt dem Spott (vor welchem er sich so sehr fürchtet) so viele Blösen zu geben, die ganze Erscheinungsgeschichte seiner verstorbenen Frau ein Geheimniß zwischen ihm und seinem Freunde K. hätte bleiben lassen. Denn, so wie er von der Sache spricht, glaubt man einen Fieberkranken irre reden zu hören. — Erst (aber unter der ausdrücklichen Bedingung, wofern alles Vorgegangene wahr und möglich wäre) eine lange zärtliche Herzensergießung an seine theure Gattin, wogegen nichts einzuwenden ist, als daß er sie drucken ließ, und unmittelbar darauf: „Aber am Ende ist dieß Alles blose Täuschung meiner Einbildungskraft.“ — Und doch gleich darauf wieder: „Aber, bei Gott! das konnt' es nicht seyn; ich war vor jener Erscheinung so munter und wach, als jetzt, und so kummerlos und freudenvoll, daß ich auch mit keiner Sylbe an so etwas dachte, noch denken konnte; auch hatte ich die vergangenen Nächte sehr gut geschlafen, folglich konnte ich mich aus Schläfrigkeit weder selbst täuschen noch auf irgend eine Art täuschen lassen. Und, gesetzt, es hätte Jemand seinen Scherz mit mir treiben wollen, so hätte er doch draußen selbst auf keine Art, z. B. mit einem verborgenen künstlichen Spiegel und Lichte, mit Phosphorus und dergleichen, diese meiner verewigten Gattin im Sarge ganz ähnliche Gestalt in leichtem Schimmer, noch weniger aber gerade diese vernehmlichen Worte hervorbringen und so ganz die Stimme meiner Gattin dabei nachahmen, am wenigsten aber von mir unbemerkt bleiben können, da ich ganz Ohr war, Alles sogleich aufs genaueste untersuchte, ohne daß hiebei abermals der Mignon gebellt hätte. Also

vor Selbsttäuschung bin ich eben so fest gesichert, als vor fremder Hintergehung.“ — Und was ist nun das Resultat dieser Ueberzeugung bei unserm Philosophen? „Doch wollt' ich, sagt er, lieber Eines von Beiden, als so etwas mir ganz Unbegreifliches annehmen.“ — Welche lächerliche Scheu vor dem Unbegreiflichen? Wie Vieles ist in der Natur, oder richtiger zu reden, ist denn nicht Alles in ihr unbegreiflich? Das Unbegreiflichste indessen dürfte doch seyn, daß Herr W**l, aus lauter Furcht vor dem Unbegreiflichen, auch etwas unbegreiflich findet, womit es auf eine sehr begreifliche Art hatte zugehen können. Vorausgesetzt, daß eine sogenannte Zauberlaterne hinter dem Alkovenfensterchen habe angebracht werden können, und daß der Zauberer in einem geheimen Verständniß mit der mehrbesagten Krankenwärterin gestanden, ist in der ganzen Erscheinung kein Umstand, der sich nicht, wie Blandine bereits bemerkt hat, ganz natürlich erklären ließe. Denn, daß die Einbildungskraft des Doctors in dem Augenblick, da sich ihm eine der Verstorbenen ähnliche Gestalt so unvermuthet darstellte und ihn mit leiser, aber vernehmlicher, der Stimme seiner Gattin ähnlicher Stimme ansprach, so ganz müßig geblieben und dem Künstler, der Beides hervorbrachte, nicht ein wenig nachgeholfen habe, das muß ein Mann, der sich auf seine Psychologie so viel zu gute thut, weder sich selbst noch Andern weiß machen wollen; zumal da die ganze Erscheinung so schnell wieder verschwand, daß er unmöglich Zeit haben konnte, den Grad der Aehnlichkeit und das, was seine Einbildung unwillkürlich dazu beitrug, so genau abzumessen. Daß aber jene Voraussetzungen bei dem vorliegenden Fall schlechterdings keine Statt gefunden haben könnten, hätte Herr W**l seinen Lesern ausführlich und (wie er zu sagen pflegt) handgreiflich,

so daß gar keine Möglichkeit des Gegentheils denkbar wäre, beweisen müssen. Uebrigens ist noch bemerkenswürdig, daß unser Philosoph seiner Besonnenheit bei diesem ganzen Ereigniß so wenig traute, daß er sich selbst sagte: „Schliefe ich jetzt ein, so würde ich Alles nach einigen Stunden sicherlich für Täuschung irgend einer Art halten. Um also recht sicher zu gehen, ist nun das beste Mittel, munter zu bleiben, ein Pfeifchen anzuzünden und ein wissenschaftliches Werk zu lesen, dessen anziehlicher Inhalt mich nicht zum Einschlummern kommen läßt. Noch sicherer ist es aber, ich schreibe auch diesen Vorfall mit Kreide sogleich auf diesen Tisch."

Blandine. Federn, Dinte und Papier müssen sehr rar bei dem guten Manne seyn, daß er immer mit Kreide auf den Tisch schreibt.

Wilibald. Er zog nun sogleich am folgenden Morgen bei der Haushälterin seines Wirthes und den übrigen Personen im Hause Erkundigung ein, ob sie in der vergangenen Nacht nichts gehört hätten, und Alle antworteten mit Nein. Auch konnte er in der Folge nicht die geringste Spur entdecken, daß Jemand im Hause von den beiden Hauptvorfällen etwas merke oder gar wisse. Was kann er aus diesem Umstand schließen? Würde dieß nicht auch der Fall gewesen seyn, wenn eine von den Personen im Hause wirklich Antheil daran gehabt hätte? Er schließt also nicht richtig, wenn er daraus folgert: „Vor fremder Täuschung war ich also eben so sicher als vor Selbsttäuschung." Indem er aber hinzusetzt: „ohne gleichwohl der Wahrheit selbst um einen Schritt näher zu kommen," — so weiß man vollends nicht, was man von ihm denken soll. Von welcher Wahrheit ist denn hier die Rede, kann hier die Rede seyn? Doch wohl von keiner

andern als der Thatsache, daß sein verstorbenes Hannchen ihm ihr fortdauerndes Leben durch eine förmliche Erscheinung zu wissen gemacht? Vor Selbsttäuschung war er, wie er sagt, so sicher dabei als vor fremder Täuschung; was bleibt also übrig als die Wahrheit der gehabten Erscheinung? Wie will er ihr näher kommen, als er's schon ist? Er hat die Gestalt der Verstorbenen gesehen; er hat ihre Stimme gehört; sie hat ihn vertraulich bei seinem Namen genannt und ihn versichert, daß sie unsterblich sey, und daß sie sich einst wieder sehen würden. Was will er mehr? — Ach! ja, freilich will er mehr; er will auch begreifen können, wie Hannchen es angestellt habe, um ihm diesen Besuch zu machen. Das ist gar zu viel gefordert — Und doch, wer weiß, was für Aufschlüsse er von ihr hätte erhalten können, wenn er ihr nur Zeit dazu gelassen hätte? An ihrem guten Willen lag es wenigstens nicht, wenn sie ihn von ihrer Unsterblichkeit nicht überzeugen konnte. Sie ging mit bewundernswürdiger Behutsamkeit und Artigkeit zu Werke, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, ohne ihn zu erschrecken. Anfangs machte sie blos Wind im Zimmer, machte das Licht flackern und den Vorhang wehen. Wie sie sah, daß er nichts darauf gab und lieber das Unnatürliche natürlich erklären, als auch nur einer blosen Vermuthung, daß der Wind von ihr herrühren könnte, Platz geben wollte, rückte sie ihm schon näher auf den Leib: sie versuchte ihm das Deckbette zu nehmen und blies ihm eiskalt in den Rücken. Dieß wirkte, aber leider nur den profanen Einfall: seine selige Gattin wolle vielleicht ein Späßchen mit ihm machen. Natürlich nahm die Selige dieß ein wenig übel, und anstatt ihm auf sein grobes Wer da? und die lose Frage: Hannchen, bist du's? zu antworten, fuhr sie durch das silberhell klirrende

Alkovenfensterchen nach dem Vorsaal hinaus und kletterte mit einem kleinen Geräusch, wie etwa eine Katze, die Treppe hinan. Da auch diese Bethätigung ihres Daseyns des nachdrücklichsten Zuspruchs seines würdigen Freundes K. ungeachtet nichts bei ihm verfangen wollte, ging sie einen Schritt weiter. Ihr Gemahl hatte das vormals offen gestandene Fensterchen indessen zugeschoben; sie schob es ganz leise wieder auf und nahm ihre Zeit so gut, daß er es hören mußte und wirklich hörte. Aber der unglaubige Mensch wollte lieber glauben, daß ein Wind, der gar nicht zu spüren war, das Fensterchen aufgeschoben habe. Nun sah sie sich genöthigt, die Sache ernsthafter anzugreifen. Sie ließ ein paar Nächte vorübergehen, um ihm Zeit zu bessern Gedanken zu geben, und in der dritten schob sie das Fensterchen abermals auf und stellte ihm vermittelst eines schwachen Strahls, der den Alkoven etwas erhellte, eine ihr ähnliche weiße Figur in Lebensgröße dar, die ihn freundlich anredete und vielleicht noch mehr zu sagen bereit war, wenn er sie nicht durch ungestümes auf sie Losspringen augenblicklich wieder verscheucht hätte. Sie durfte jetzt mit gutem Fug erwarten, daß sie ihre wohlgemeinte Absicht bei dem Unglaubigen erreicht habe; aber nichts weniger. Wiewohl völlig überzeugt, daß keine Art von Täuschung dabei habe vorgehen können, beharrte er doch hartnäckig auf der Meinung, daß er der Wahrheit durch diese Erscheinung nicht um einen Schritt näher gekommen sey. Dieser skeptische Starrsinn hätte vielleicht tausend andre Frauen an Hannchens Stelle von einem fernern Versuch abgeschreckt; aber diese treue Gattin trieb ihre beispiellose Liebe so weit, daß sie ihm endlich sogar bei hellem Tag erschien. Er hatte sich so eben nach Tische, um der Mittagsruhe zu pflegen, in seiner Studirstube auf den Sopha, „an eben der

Stelle, wo seine verewigte Gattin in den letzten Tagen ihres irdischen Daseyns, bevor sie völlig bettlägerig wurde, zu sitzen pflegte, hingelegt.“ Hier ruhete er neben seinem Hunde erst seit einigen Minuten mit dem Haupt auf dem Arm in einer Ecke des Sophas und mit offenen nach der Thür gerichteten Augen. Auf einmal öffnete sich die Thür leise, und die Verewigte erschien ihm in eben der Gestalt, wie ehedem in der Nacht, und wie sie im Sarge aussah, mit demselben weißen Anzug und freundlichen Blick, und sagte ihm leise, doch vernehmlich: „Karl, beruhige dich! Ich bin unsterblich. Mehr vermag ich nicht dir zu offenbaren. Bis auf einstiges Wiedersehen lebe wohl!“ Mit diesem Worte verschwand sie vor seinen Augen, als er sich eben aufrichten und sich ihr nähern wollte, und während dieser Rede wedelte der Mignon mit dem Schwanze zum Zeichen der Freude über das Wiedersehen seiner Frau, die er jetzt auch wirklich erblicken und wieder erkennen mußte.

Blandine. Ich muß gestehen, daß sich das ganze Drama der Erscheinungen der Frau Doctorin mit dieser Schlußscene auf eine sehr anständige Art endigt. Aber, wenn ich sagen soll, was ich denke, so zweifle ich keinen Augenblick, daß er diese letzte Erscheinung — einem Traume zu danken hatte.

Selmar. Der Doctor versichert ausdrücklich, daß sie ihm in völlig wachendem Zustande widerfahren sey —

Wilibald. Und beruft sich, zum Beweis, daß sie unmöglich blose Täuschung seiner Phantasie habe seyn können, auf seinen Hund, der sich sonst auch getäuscht haben müßte.

Blandine. Schade, daß wir den Hund nicht constituiren und fragen können, warum er mit dem Schwanze gewedelt habe. Wenn übrigens eine Täuschung hier vorwaltet, so bestand sie blos darin: daß der Herr Doctor zu wachen

vermeinte, da er doch träumte. Im Traum erschien ihm seine Gattin; im Traum sah er den Hund mit dem Schwanze wedeln. Oder sollten die Naturkündiger wirklich beweisen können, es sey unmöglich, zu träumen, daß man wache und mit offenen Augen sehe und höre, was man blos im Traum sieht und hört?

Wilibald. Diese Unmöglichkeit ist keineswegs zu beweisen, und die Erfahrung streitet für das Gegentheil. Es mag wohl wenige Menschen geben, die diese Erfahrung nicht mehr als einmal in ihrem Leben gemacht hätten. Nichts ist natürlicher, als daß Herr W**l, indem er auf seinem Sopha die Sieste hielt, unvermerkt einschlummerte und Alles, was er uns hier erzählt, träumte, während er (wie alle Träumende) zu wachen glaubte.

Blandine. Auf alle Fälle däucht mir diese Art, die letzte Erscheinung der Dame W**l zu erklären, viel natürlicher, als zu glauben, daß sie solche in eigner Person bewerkstelligt habe. Wäre das Letztere, warum hätte sie nöthig gehabt, zur Thür hereinzukommen, da sie wieder unsichtbar werden konnte, ohne zur Thür hinauszugehen? Ein Geist, der die Thür aufmachen muß, wenn er mir erscheinen will, verliert sogleich allen Respect bei mir. Und warum sollte sie nicht vermögen ihm mehr zu offenbaren, als daß sie unsterblich sey? Das sieht einer Ausrede der Einbildungskraft ähnlich, die hier im Spiele war und freilich sehr wohl wußte, daß ihr der Mann im Mond nicht unbekannter sey als der Zustand der Seelen nach dem Tode, und die also ihre Unwissenheit hinter eine geheimnißvolle Miene zu verstecken sucht. Auch möchte ich wohl wissen, warum die selige Frau gerade die Leichengestalt, die sie im Sarge hatte, wählte, um dem Gatten ihre Unsterblichkeit anzukündigen? Ich gestehe,

daß ich mir kaum etwas Grausenhafteres denken kann als eine lebendig herumwandelnde Leiche. Oder sollen wir glauben, diese Gestalt sey dermalen ihre eigene, und es habe nicht in ihrer Macht gestanden, sich ihm in einer tröstlichern darzustellen?

Wilibald. Ich bin deiner Meinung, Blandine; wäre ich an des Doctors Platz gewesen, so würde mich eine solche Erscheinung, wenn ich sie für mehr als einen Traum gehalten hätte, noch weit mehr verwirrt und verlegen gemacht haben als alles Vorhergegangene. Um so sonderbarer muß es einem Jeden vorkommen, daß er, der sich bisher immer mit Händen und Füßen gegen den Glauben an die Realität der ihm begegneten Wunderdinge gesträubt hatte, gerade bei dieser Erscheinung, die ihn am meisten hätte befremden sollen, nicht den mindesten Zweifel äußert. Es wird aber sogleich begreiflich, sobald man weiß, daß er inzwischen seine Hypothese über den subtilen Körper, der mit dem Geiste als ein unentbehrliches Werkzeug und Verbindungsmittel mit der Welt auf immer vereinigt ist, so weit ausgearbeitet und aufs Reine gebracht hatte, daß er sich nun die Sache vor der Hand (wie er sagt) recht gut erklären kann. Freilich gewinnt das Factum selbst dadurch nicht viel, und es bleibt noch immer ungewiß und, aufs gelindeste zu urtheilen, höchst unwahrscheinlich, daß die selige Frau ihrem gewesenen Ehegemahl wirklich erschienen sey, oder (bestimmter zu reden) daß sie alle die seltsamen Ereignisse (von dem Sturmwind bei ruhiger Luft bis zu der Erscheinung bei hellem Tage) in selbsteigner Person gewirkt habe: aber Herr W**l wenigstens scheint hierüber, seitdem er sich vermittelst seiner Hypothese alles Geschehene begreiflich machen kann, vor der Hand völlig beruhigt, wünscht aber nun desto eifriger, daß diese ihm äußerst wichtig scheinende Sache auch von der ganzen Menschheit dafür

anerkannt werde. Er bittet daher am Schluß seines Büchleins „alle Psychologen und Anthropologen, Metaphysiker, Philosophen, Welt- und Menschenkenner, Denker und wahrheitliebende Menschen, ihm nicht allein ihr ganz unparteiisches, reiflich überlegtes, auf sichere Gründe gestütztes Urtheil über dieses sonderbare Factum, sondern auch möglichste Aufklärung und freundschaftliche Belehrung darüber unumwunden mitzutheilen.“ — Er geht noch weiter: er hofft und erwartet sogar, daß „der Menschheit wohlwollende Fürsten und Regenten aller Art ihren hiezu fähigen Unterthanen, vorzüglich den Professoren, die Anstellung ähnlicher Experimente gewiß zur Pflicht machen werden,“ und zweifelt um so weniger, daß diese zu Erfüllung derselben sich um so williger finden lassen werden, da hiedurch die Richtigkeit seiner Erzählung am ersten, besten, strengsten und zweckmäßigsten geprüft und erkannt werden könne.

Blandine. Sage mir doch, Bruder, was Herr W**l wohl unter der Anstellung ähnlicher Experimente versteht?

Wilibald. Da fragst du mich mehr, als ich selbst weiß, und ich muß offenherzig bekennen, daß ich weder verstehe noch begreife, was der gute Mann damit sagen will. Soviel ich einsehe, kann man weder das, was er für wirkliche Erscheinung seiner Gattin nach ihrem Tode hält, noch das, was er selbst dabei gethan, ein Experiment im gewöhnlichen Sinne des Wortes nennen. Verdiente es aber auch diese Benennung, so sehe ich nicht, wie in einer Sache dieser Art durch die von Andern dazu geschickten Personen angestellten Experimente die Richtigkeit seiner Erzählung am besten und strengsten geprüft und erkannt werden könnte. Gesetzt, hundert, ja tausend Psychologen und Anthropologen in der Welt hätten mit ihren Weibern, Anverwandten oder Freunden

eine solche Abrede getroffen, wie Herr W**l mit seinem Hannchen, und die Zusage derselben, ihren besagten Männern, Verwandten oder Freunden nach ihrem Tode zu erscheinen, wäre ohne allen Erfolg geblieben: so würde und könnte kein vernünftiger Mensch hieraus allein einen hinlänglichen Beweis gegen die Richtigkeit seiner Erzählung herleiten. Denn, was zehntausend Andern nicht begegnet wäre, könnte gerade ihm allein begegnet seyn. Auch kann Herr D. W**l sicher darauf rechnen, daß ihm alle Philosophen, denen er ein ähnliches Experiment ansinnen will, ins Gesicht lachen und ihn fragen werden: wie er habe vergessen können, daß zu Anstellung eines Experiments erfordert werde, daß die Bedingung, unter welcher der bezweckte Erfolg desselben allein möglich ist, völlig in unserer Gewalt sey? Wie sollten es aber die Philosophen anfangen, um einen Geist zum Erscheinen zu nöthigen, wenn er nicht kann?

Blandine. Herr W**l muß sich aber doch etwas dabei gedacht haben, wenn er behauptet, daß durch die Experimente, auf die er so ernstlich dringt, die Wahrheit seiner Erzählung geprüft werden könne?

Wilibald. Wenigstens müßte er in dem Augenblick, da ihm diese seltsame Behauptung entfuhr, schon wieder vergessen haben, daß er unmittelbar vorher gesagt hatte: „Nur ein Thor oder Unwissender oder —" (was dieser Strich bedeute, ist leicht zu errathen) „könnte die Reinheit meiner Absicht und die aufrichtige Wahrheitsliebe, die Zuverlässigkeit meiner Erzählung des erlebten und hier dargestellten Factums verkennen, bezweifeln, sich in Vermuthungen, Andichtungen und Anschwärzungen verlieren."

Blandine. Ei, ei! wie würde es uns beiden ergehen, Bruder, wenn dieser Mann, der einen so handfesten Glauben

an sich selbst hat, jemals erfahren sollte, was für profane Gedanken das Factum, das ihm in einem so hohen Licht erscheint, in uns veranlaßt hat. Aber was für ein Kopf muß das auch seyn, der die blose unschuldige Vermuthung, daß er ohne seine Schuld getäuscht worden seyn könnte, mit Anschwärzungen in dieselbe Reihe stellt?

Wilibald. Unglücklicherweise glaubt der Mann, seine Ehre sey so stark bei dieser Sache interessirt, daß er, wenn am Ende ein Verdacht von Selbsttäuschung auf ihm ersitzen bliebe, „vor aller Welt beschimpft und mit hoher Indignation von allen Wahrheit liebenden und rechtschaffnen Menschen belegt werden müßte."

Selmar. Dieß könnte höchstens der Fall seyn, wenn ihm bewiesen werden könnte, daß er, aus welcher Absicht es auch seyn möchte, die ganze Erscheinungsgeschichte erdichtet habe. Aber vor dieser Gefahr ist er, dünkt mich, sicher. Möchte er vor der Möglichkeit, daß er von einem Andern oder von seiner eigenen Phantasie getäuscht worden, eben so sicher seyn! Ich muß bekennen, Freund Wilibald, daß die nähere Beleuchtung dieser Wunderdinge meinen ehemaligen Glauben sehr geschwächt hat.

Wilibald. Wie sollte sie auch nicht, da der gute Doctor selbst seiner Sache so wenig gewiß ist, daß er — sogar, nachdem er von der Bewahrheitung dieser Gespenstergeschichte als von einer dem ganzen menschlichen Geschlecht äußerst wichtigen Angelegenheit gesprochen und alle Regenten aufgefordert hat, ähnliche Experimente ihren Unterthanen zur Pflicht zu machen, — auf der vorletzten Seite seines Buchs noch immer als einen möglichen Fall voraussetzt, das Ganze könnte als Täuschung verworfen werden müssen. Dieß sagt er ausdrücklich und spricht gleichwohl noch auf dem nämlichen

Blatte von mehrmaligen Warnungen, die er von seiner verewigten Gattin erhalten haben will, und daß sie ihn, auch nach den ersten vier Wochen, wie ein Schutzgeist bis zu Ende des halben Trauerjahrs umschwebt habe. Da er so positiv von dieser unmittelbaren Verbindung spricht, die ein halbes Jahr lang zwischen ihm und der Verstorbenen stattgefunden, wer sollte zweifeln, daß er völlig überzeugt ist, die angeblichen Warnungen haben wirklich von ihr hergerührt, und weder sein Herz noch seine mit der Verstorbenen immer beschäftigte Phantasie habe thätigen Antheil daran gehabt? Aber warum sagt er seinen Lesern nicht mehr von diesen dämonistischen Beweisen, die er eine beträchtliche Zeit lang und (wie es scheint) ziemlich häufig von dem Daseyn und der Nähe seiner Gattin erhalten haben will? Warum sagt er uns nicht, worin diese Warnungen bestanden, oder, wofern er seine Ursachen hat, damit zurückzuhalten, warum dürfen wir nicht wenigstens wissen, an welchen sichern Merkmalen er erkannt habe, daß sie wirklich von ihr hergerührt? Gewiß hätten Anthropologie und Psychologie, für deren Vervollkommnung er sich so interessirt, auf alle Fälle mehr dabei gewonnen, als bei seinen mühsamen Experimenten mit dem Alkovenfensterchen.

Blandine. Weißt du auch, lieber Wilibald, daß die Gespensterstunde beinahe vorüber ist?

Wilibald. Wir haben also dem guten Doctor W. eine Unterhaltung zu danken, die nicht sehr langweilig gewesen seyn muß; und das ist mehr, als ich von dem größern Theile seines Buches rühmen kann.

Selmar. Indessen weiß ich doch nicht recht, ob ich mich bei dir bedanken oder über dich beklagen soll, daß du mir einen angenehmen Wahn geraubt und mich aus dem

Vortheil gesetzt hast, wenigstens eine Geistererscheinung anführen zu können, deren Wahrheit den entschiedensten Gegner aller Geister- und Gespenstergeschichtchen nach dem hartnäckigsten Widerstand endlich doch überwältigt und zum Glauben gezwungen hat.

Wilibald. Wenn dieser Verlust dein größter Kummer ist, lieber Selmar, so habe ich dir zwei oder drei wohlbeglaubigte Erzählungen von ganz andrer Wichtigkeit und Beweiskraft als die W**lsche mitzutheilen, die dich reichlich dafür entschädigen werden. Sie sollen dir auf unsre nächste Zusammenkunft vorbehalten bleiben. Für heute ist genug.

Euthanasia.

Zweites Gespräch.

Das nächstemal, da die beiden Freunde wieder zusammen kamen, vergaß Selmar nicht, Wilibalden an sein Versprechen zu erinnern. Ich berge nicht, sagte er, daß ich noch stark an der Meinung hange, daß eine über alle Möglichkeit von Täuschung hinweggesetzte Erscheinung eines Verstorbenen ein großer Gewinn für die Menschheit wäre. Noch vor Kurzem stand ich in dem Wahn, daß D. W**l uns mit einer solchen Erscheinungsgeschichte beschenkt habe. Du hast mir Zweifel gegen sie beigebracht, die meinen Glauben an sie gewaltig erschüttert haben. Es ist also nicht mehr als billig, daß du mich für meinen Verlust entschädigest, und ich bin begierig zu hören, wie du die Erwartung, in welche dein Versprechen mich gesetzt hat, zu befriedigen vermögend seyn wirst.

Wilibald. Ob eine über alle Zweifel weggesetzte Geistererscheinung überall unter die möglichen Dinge gehöre, ist eine Frage, lieber Selmar, die wir vor jetzt noch dahin gestellt seyn lassen wollen. Ich versprach dir nur ein paar Erzählungen aus diesem Fache, die von viel größerer Wichtigkeit und Beweiskraft für das Leben nach dem Tode seyn sollten, als die W**lsche; und ich denke dir Wort zu halten. In beiden Geschichten spielt der bekannte schwedische Bergrath Swedenborg die Hauptrolle. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß vor mehr als dreißig Jahren allenthalben von diesen Anekdoten als von ganz neuerlich geschehenen Dingen gesprochen wurde. Indessen, da mir die nähern

Umstände entfallen waren, und ich mich auf keinen glaubwürdigen Zeugen namentlich hätte berufen können, würde ich ihrer schwerlich erwähnt haben, wenn ich nicht in diesen Tagen zwar unverhofft auf einen Gewährsmann gestoßen wäre, der — nach meiner Schätzung wenigstens — eine ganze Wolke von gewöhnlichen Zeugen aufwiegt. Es ist kein geringerer als der Verfasser der Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin, Herr Dieudonné Thiébault, Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin u. s. w., der diese Anekdoten, so wie er sie unmittelbar aus dem Munde der zunächst dabei betroffenen Personen erhalten hatte, dem zweiten Bande des besagten Werks, unter der Rubrik: la Princesse Ulrique, Reine Douairière de Suede, einverleibt hat. Herr Thiébault hatte, so wie mehrere damalige Gelehrte seiner Nation, während des Aufenthalts dieser Königin zu Berlin öfters die Ehre, von ihr zur Tafel und zu ihren zwangfreien Abendgesellschaften gezogen zu werden. Bei einer solchen Gelegenheit begab sich's, daß die Rede auf den damals vielbesprochenen Geisterseher Swedenborg fiel. Thiébault und sein College Merian wünschten zu wissen, was die Königin von diesem außerordentlichen Manne halte. Vermuthlich um den Weg hiezu zu bahnen, erzählte Thiébault folgende Anekdoten, die er von dem damals noch lebenden preußischen Kammerherrn und gewesenen Minister in Holland und Frankreich, Baron v. Ammon (der französische Autor nennt ihn d'Hamon), unmittelbar erhalten habe. Der Schwager dieses Herrn von Ammon war vor einiger Zeit als holländischer Gesandter zu Stockholm plötzlich mit Tod abgegangen. Bald nachher brachte eine dortige Handlung der Wittwe, Schwester des besagten Barons, die Rechnung für eine beträchtliche Tuchlieferung, welche sie an ihren verstorbenen Gemahl noch zu fordern hätte.

Die Dame glaubte gewiß zu seyn, daß diese Rechnung bei Lebzeiten ihres Mannes schon bezahlt worden, konnte aber unglücklicher Weise die Quittung nirgends finden und würde sich folglich, da die Rechnungsbücher der Kaufleute gegen sie zeugten, zuletzt genöthigt gesehen haben, noch einmal zu zahlen. In dieser Verlegenheit rieth man ihr, sich an Swedenborg zu wenden, der, vermittelst seines freien Umgangs mit den Verstorbenen, Gelegenheit finden würde, sich bei ihrem Gemahl selbst nach der Sache zu erkundigen. Sie folgte dem Rath; Swedenborg versprach, sein Bestes zu thun, und nach einigen Tagen berichtete er ihr: „der verstorbene Gesandte habe die Quittung wirklich an dem und dem Tage, zu der und der Stunde in seinem Cabinet empfangen, als er eben den und den Artikel in Bayle's Wörterbuche gelesen; und da er gleich darauf durch ein anderes Geschäft unterbrochen worden, habe er die Quittung, zum Zeichen, wie weit er im Lesen gekommen, in dem Buche liegen lassen.“ Und hier fand sie sich denn auch wirklich, in dem angegebenen Theil und auf der angegebenen Seite. Die Königin (so fährt Herr Thiébault in seiner Erzählung fort) sagte hierauf: die Anekdote, deren Herr Thiébault so eben erwähnt habe, sey eine von denen, die auch ihr erzählt worden, und die ihr am meisten aufgefallen, ohne daß sie gleichwohl die Wahrheit davon zu erkundigen gesucht hätte, da sie wenig geneigt sey, an dergleichen Wunderdinge zu glauben. Indessen habe sie doch den Bergrath Swedenborg, den sie von Person kenne, auf eine Probe stellen wollen. Wie er sich also eines Abends bei ihrer Cour eingefunden, habe sie ihn auf die Seite genommen und ihn ersucht, er möchte ihren verstorbenen Bruder (den Prinzen von Preußen, Großvater des jetzigen Königs) fragen: was er ihr in dem letzten Augenblick, wo sie ihn

vor ihrer Abreise nach Stockholm gesehen, gesagt habe? — Der Gegenstand dieser Frage sey so beschaffen, daß der Prinz unmöglich das, was er ihr gesagt, irgend einer andern Person habe wieder sagen können; und eben so wenig habe es ihr selbst einfallen können, mit irgend Jemand davon zu reden. Einige Tage darauf wäre Swedenborg wieder gekommen, da sie eben beim Spiel gesessen, und habe sie um eine besondere Audienz gebeten, worauf sie ihm zur Antwort gegeben: er könne ihr vor Jedermann sagen, was er anzubringen habe. Aber Swedenborg habe geäußert: das, was er ihr wiederzusagen gekommen sey, lasse keine Zeugen zu. Diese Antwort habe sie gleich sehr unruhig gemacht; sie habe ihr Spiel einer andern Dame gegeben und den hier gegenwärtigen schwedischen Reichsrath von Schwerin ersucht, mit ihr zu kommen. Sie habe sich darauf in ein anderes Zimmer, wo sonst Niemand gewesen, verfügt, den Herrn von Schwerin an die Thür gestellt und sey mit Swedenborgen bis an das andere Ende des Zimmers gegangen, der ihr dann gesagt habe: „Gnädigste Königin, Sie haben Ihrem Herrn Bruder, dem hochseligen Prinzen von Preußen das letzte Lebewohl zu Charlottenburg gesagt an dem und dem Tag, in der und der Stunde Nachmittags; wie Sie darauf über die lange Galerie des Schlosses gingen, begegneten Sie ihm wieder, und da nahm er sie bei der Hand, führte Sie an dieses und dieses Fenster, wo er von Niemand als von Ihnen gehört werden konnte und sagte Ihnen folgende Worte: —" — „Die Königin (fährt Herr Thiébault in seiner Erzählung fort) theilte uns diese Worte nicht mit, versicherte aber, es wären eben dieselben gewesen, die ihr Bruder zu ihr gesprochen, und die sie sicherlich nicht vergessen habe; sie setzte hinzu, es wäre ihr in selbem Augenblick beinahe übel geworden;

auch forderte sie den Herrn von Schwerin zum Zeugen auf, der sich begnügte, in seinem gewöhnlichen lakonischen Styl zu sagen: Madame, das Alles ist wahr, wenigstens in dem, was mich betrifft." — Hier, lieber Selmar, hast du nun meine Anekdote aus der Geisterwelt, und ich hoffe, du wirst gegen die Glaubwürdigkeit einer Dame, wie die ehemalige Königin Ulrike, welche die Sache als ihr selbst begegnet, bezeugt, und eines Mannes wie Thiébault, der sie unmittelbar aus dem Munde der Königin der ganzen Welt wieder erzählt, nichts einzuwenden haben.

Selmar. Bei Gott! das ist eine erstaunliche Geschichte —

Blandine. In der That etwas ganz Unglaubliches, wenn es nicht von so unverwerflichen Zeugen bekräftiget wäre.

Wilibald. Das Schönste an der Sache ist, daß, wenn auch an allen den Geister- und Gespenster-Historien, wovon alle Lande und alle Spinnstuben der Welt voll sind, sammt und sonders kein wahres Wort wäre, nur diese einzige Erzählung der Königin Ulrike in ihren wesentlichsten Umständen auf einer wirklich geschehenen Thatsache beruhen dürfte, um uns von dem Leben und der fortdauernden Persönlichkeit nach dem Tode die größte Gewißheit zu geben und alle Experimente, wozu Herr D. W. die gesammte philosophische Innung auffordert, überflüssig zu machen. Swedenborg, ein angesehener und begüterter schwedischer Edelmann, ein Mathematiker, Naturforscher und Mineralog von Profession, der sich in diesen Fächern einen Namen gemacht und in den ersten fünfzig Jahren seines Lebens immer für einen sehr vernünftigen Mann gehalten worden war, versichert, daß ihm durch Gottes besondere Vergünstigung die unsichtbare Welt aufgethan worden sey, und daß er unter Anderem auch die

verstorbenen Menschen, in derselben Gestalt, worin sie sich bei Leibesleben gezeigt, im Reich der Geister auffinden und sich von Angesicht zu Angesicht mit ihnen besprechen könne. Diesem Manne trägt seine Königin (um ihn auf eine Probe, bei welcher ihr kein Betrug möglich schien, zu stellen) auf, ihren verstorbenen Bruder um etwas zu fragen, was außer ihr selbst und dem Verstorbenen keine Seele wissen konnte. Nach einigen Tagen kommt Swedenborg und sagt ihr von Wort zu Wort, mit Bemerkung aller Umstände des Orts und der Zeit, was sie zu wissen verlangte. Er mußte es also nothwendig von dem Verstorbenen selbst vernommen haben: er hatte ihn folglich gesehen und gesprochen: der Verstorbene lebte also noch in einer für uns Andern unsichtbaren Welt fort, erinnerte sich noch genau der besondersten Umstände seines vorigen Lebens und hatte folglich seine ganze Persönlichkeit behalten. Alles dieß ist gewiß und unleugbar, wofern es die Erzählung der Königin ist. Was können wir, billiger Weise, von dem Leben nach dem Tode mehr zu wissen verlangen?

Blandine. Ich berge nicht, daß ich, nachdem ich einmal so viel davon weiß, noch gar viel mehr wissen möchte.

Selmar. Dazu könnten also doch wohl die von D. W**l anempfohlenen Experimente dienlich seyn?

Wilibald. Es ging einmal (ich erinnere mich nicht, vor wie langer Zeit) eine Sage durch ganz Europa, daß einem Knaben (ich weiß nicht mehr wo) ein Zahn von gediegenem Golde gewachsen sey. Gelehrte aller Arten, Theologen, Philologen, Naturforscher, Aerzte und Chemiker beeiferten sich in die Wette, dieses Wunder zu erklären; es wurde viel darüber gesprochen, geschrieben und gestritten; eine Hypothese verdrängte die andere, und der Knoten wurde immer

verwickelter, je mehr Hände sich mit seiner Auflösung beschäftigten. Endlich, da man des Dings müde zu werden anfing, gerieth ein wackerer schlichter Mann, der weder Arzt noch Apotheker, weder Theolog noch Philolog noch Mineralog war, auf den Einfall: ob es nicht wohlgethan gewesen wäre, bevor man sich mit Erklärung des goldenen Zahns so viele Mühe gegeben, dem wirklichen Daseyn desselben genauer nachzufragen. Er that es, und es fand sich, daß der Knabe, dem der Wunderzahn gewachsen seyn sollte, einen Zahn hatte, der aus irgend einer zufälligen Ursach etwas gelblich geworden, übrigens aber ein so natürlicher Zahn war, als alle übrige. — Wäre es nicht auch von uns wohl gethan, wenn wir, bevor wir uns über die von Swedenborg gefundene Nordwest-Einfahrt in die Geisterwelt und die daher zu hoffenden Entdeckungen freuten, vor allen Dingen in Erwähnung nähmen, ob es mit der Anekdote selbst richtig sey?

Selmar. Könnte eine so respectable Garantie noch einen Zweifel zulassen?

Wilibald. Wenigstens scheint die Königin selbst, welche dieses wunderbare Abenteuer erzählt, von ihrem Unglauben nicht dadurch geheilt worden zu seyn. „Tausend Dinge, sagte sie zu den Herren Thiébault und Merian, scheinen übernatürlich und sind uns unerklärbar, weil wir nur die Resultate derselben kennen; und Personen von Verstand, die das Wunderbare lieben, profitiren davon, um sich in einen außerordentlichen Ruf zu setzen. Herr Swedenborg war ein gelehrter und in seinem Fache sehr geschickter Mann; auch hat er immer für einen rechtschaffenen Mann gegolten; ich begreife nicht, wie er dazu gekommen ist, etwas zu wissen, was Niemand hätte wissen sollen; aber dessenungeachtet glaube ich nicht, daß er eine Unterredung mit meinem verstorbenen

Bruder gehabt habe." — Und, aufrichtig zu reden, ich glaub' es eben so wenig als die Königin.

Blandine. Was sagt denn Herr Thiébault dazu?

Wilibald. Kein Wort.

Blandine. Das ist der kürzeste Weg, aus der Sache zu kommen.

Wilibald. Vermuthlich denkt er eben so davon wie die Königin.

Blandine. Am Ende könnten Ihre Majestät leicht eine sehr gute Ursache zu Ihrem Unglauben gehabt haben. Es wäre drollig genug, wenn sie die ganze Anekdote aus dem Stegreif blos darum erdichtet hätte, um die beiden Philosophen, die sich so ernstlich nach ihrer Meinung von einem Geisterseher erkundigten, zum Besten zu haben.

Selmar. Welch ein Einfall! Fast sollte man glauben, Blandine, Sie wären an der Königin Stelle fähig gewesen, der Philosophie einen solchen Streich zu spielen.

Blandine. Ich würde, wie es scheint, wenig damit über sie gewonnen haben.

Wilibald. So wenig als über den gemeinen Menschenverstand, der, ungeachtet des unauslöschlichen Hangs der Menschheit zum Wunderbaren und trotz der Millionen Zauber- und Geister-Mährchen, die seit Jahrtausenden aus einem Mund in den andern übergegangen sind, dennoch immer unverrückt seinem Glauben an die Natur treu geblieben ist. Bei allen Vorfallenheiten, in allen Lagen und unter allen Umständen unseres Lebens erwarten wir immer, daß Alles natürlich zugehen werde. Trotz den Zauberinnen, die den Mond durch ihre Beschwörungen vom Himmel herab zogen, rechneten die alten Thessalier so sicher als wir, daß in der achten Nacht nach dem ersten Viertel der Vollmond am

Himmel zu sehen seyn werde, und seit undenklichen Zeiten hat noch Niemand, wenn er einen Palast oder Tempel oder nur einen Gänsestall bauen wollte, sich nach einem Zauberer umgethan, der durch einen blosen Schlag mit seinem Stab oder mit einem einzigen Wort alle sieben Wunder der Welt aus nichts hervorgehen lassen kann; sondern man stellt Zimmerleute, Steinmetzen, Maurer u. s. w. an, wiewohl sie in der Wirklichkeit binnen Jahr und Tag nicht so viel ausrichten, als die Sklaven der Lampe im persischen Mährchen in wenigen Minuten. Eben so ist es auch mit den Erzählungen von Spukereien und Erscheinungen verstorbener Menschen. Es gibt keine Stadt, kein Dorf, kein ehemaliges Mönchs- oder Nonnen-Kloster, kein altes Schloß, keine alte noch neue Familie, worin sich nicht solche Wunderdinge zugetragen haben sollten, und schwerlich lebt, von den höchsten Classen bis zu den niedrigsten, eine Person in der Welt, die nicht eine oder mehrere Geschichten dieser Art zu erzählen hätte. Wahr ist's, diejenigen, die in selbsteigener Person dergleichen Erscheinungen gehabt zu haben versichern, machen bei Weitem die kleinste Zahl aus; hingegen betheuern alle Uebrige, ihr Mährchen von vollkommen glaubwürdigen Augen- oder Ohrenzeugen empfangen zu haben; und wäre dieß, so müßte die Zahl derer, welchen solche Dinge begegnet wären, unendlich groß seyn. Wenn nun alle diese Zeugen wirklich Glauben verdienten, oder, um mich unzweideutiger auszudrücken, wenn die Erscheinungen, denen sie Zeugniß geben, weder Betrug noch Täuschung der Einbildungskraft zur Ursache hätten: müßte nicht der Glaube, daß wir überall von den Geistern der Verstorbenen umgeben sind, daß sie mitten unter uns wohnen und ihr Wesen treiben, daß sie noch immer in Verbindung mit uns stehen und Antheil an uns

nehmen, müßte nicht dieser Glaube schon längst allgemein festgesetzt seyn und einen sehr merklichen und mannigfaltigen Einfluß auf die Vorstellungsart und die Handlungen der Lebenden haben? Müßt' es uns nicht immer seyn, als ob unsere Verstorbenen noch lebten und alle Augenblicke wiederkommen könnten, uns über tausend Dinge zur Rechenschaft zu ziehen, die wir jetzt thun, aber schwerlich thun würden, wenn wir sie unter ihren Augen zu thun glaubten? Dieß ist aber lange noch nicht Alles. Wenn es wahr wäre, daß schon so viele Millionen Menschen sich nach ihrem Tode hätten sehen lassen: so müßte das, was Swedenborg für ein besonderes, ihm allein von Gott verliehenes Vorrecht hielt (die Gabe, die Verstorbenen zu sehen, mit ihnen zu reden und, nach ihrem und unserm Belieben, Umgang mit ihnen zu pflegen), allen Menschen gemein seyn. Denn, da uns kein Verstorbener sichtbar werden kann, wofern er nicht einen organischen Körper hat, der, wie fein auch der Grundstoff seyn mag, dicht genug ist, um von menschlichen Augen deutlich gesehen zu werden: so ist klar, daß z. B. der verstorbene Cajus, wofern er z. B. von mir gesehen werden kann, allen Andern, welche Augen zu sehen haben, eben so sichtbar seyn muß als mir. Und da er mir nur vermittelst eines organischen Körpers, der der seinige, d. i. ein mit seiner Seele innigst vereinigtes Organ derselben, ist, sichtbar werden könnte: so ist nicht weniger klar, daß er immer mit diesem seinem Körper vereinigt bleiben, und also immer in dem Falle seyn muß von Jedermann gesehen werden zu können.

Blandine. Es wäre denn, daß er sich vorsätzlich verstecken wollte.

Wilibald. Das mag er thun! Alle die Milliarden Verstorbener, womit Luft, Erde und Meer angefüllt sind,

können oder werden sich doch nicht immer, wie die Maulwürfe, in die Erde verkriechen wollen? Denn du mußt bedenken, daß, wenn unter tausend vorgeblichen Geistererscheinungen auch nur eine wahr wäre, noch immer eine ansehnliche Zahl von Verstorbenen herauskäme, welche vermittelst ihres Körpers sichtbar werden könnten. Wären ihrer aber auch nur hundert oder fünfzig oder noch weniger, so ist nicht abzusehen, warum sie allein ausschließlich mit Patentkörpern, so zu sagen, begabt seyn sollten, die zur Sichtbarkeit besonders privilegirt wären. Nein! was von Einem gilt, muß von Allen gelten; und wenn folglich alle nur seit den nächsten 6000 Jahren verstorbene Menschen mit sichtbaren Körpern versehen sind, so muß unser Planet, außer den tausend Millionen lebender Menschen, die (nach den Regeln der politischen Rechenkunst) sich dermalen auf seiner Oberfläche befinden, wenigstens noch mit zwei- bis dreihunderttausend Millionen sichtbarer Verstorbener bevölkert seyn, so daß auf einen sichtbaren Lebenden wenigstens zweihundertundfünfzig sichtbare Todte kämen. Das wäre doch, wahrlich! beinahe so viel, als ob alle diese Millionen von Menschen gar nicht gestorben wären. Aber auch das ist noch nicht Alles. Ein organischer Körper, wär' er auch aus Aether gewebt, kann nicht ohne eine seiner Natur angemessene Nahrung bestehen. Man ist zwar, soviel ich weiß, noch nicht so weit gekommen, die Quantität von Lichtstoff und von den verschiednen Luft- und Gasarten genau angeben zu können, die ein Mensch binnen einer gewissen Zeit zu Unterhaltung seines Lebens unumgänglich nöthig hat; von den Verstorbenen, die, besage des Swedenborgischen, durch unzählige Erscheinungen bestätigten Zeugnisses, in sichtbarer menschlicher Gestalt auf der Erde fortleben, läßt sich dieß noch weniger bestimmen: aber

so viel ist doch ziemlich klar, daß der tägliche Aufwand, welchen 200,000,000,000 Verstorbene von den besagten Nahrungsstoffen machen würden, den 1000,000,000 Lebenden schwerlich so viel übrig ließe, als zu ihrer nothdürftigsten Subsistenz erforderlich ist.

Blandine. Du machst mir angst und bange, Bruder! Wer weiß, ob nicht die unendliche Menge von Krankheiten, die unsern armen Aerzten so viel aufzurathen geben, besonders die großen Epidemien, z. B. das gelbe Fieber zu Malaga, woran die Menschen hinsterben wie die Fliegen, keine andere Ursache hat; und ob nicht die Nothwendigkeit, unsern Lebensstoff mit einer so ungeheuren Masse von Verstorbenen zu theilen, der wahre Grund ist, warum die Dauer des menschlichen Lebens von einem Jahrtausend zum andern so sehr abgenommen hat; da hingegen die Menschen in den ersten 1000 Jahren der Welt, wo die Anzahl der Verstorbenen noch sehr gering war, ihr Leben bis auf acht und neun Jahrhunderte brachten.

Wilibald. Deine Vermuthung läßt sich hören, Blandine, und wird den Gönnern des Swedenborgischen Systems nicht unwillkommen seyn.

Blandine. Wenn das Alles aber auch nicht wäre, so muß ich doch gestehen, daß die Vorstellung, mitten in einem so fürchterlichen Gedränge von lebendigen Todten zu leben, etwas höchst Widerliches für mich hat und, wenn ich ihr nachhängen wollte, fähig wäre, mir das Leben gänzlich zu verleiden. Aber sollte denn kein Mittel seyn, uns wenigstens die große Masse dieser Beschwerlichen vom Halse zu schaffen? — Da fällt mir zum Glück die Unterwelt der alten Griechen ein. Könnt' es dieses in allem Andern so sinnreiche Volk nicht auch hierin getroffen haben? Gewiß hat das Innere der Erde, wohin sie ihren Tartarus und ihr Elysium setzten, Raum

genug für eine weit größere Menge von Todten, als man dermalen zählt; wenigstens in der Voraussetzung, daß von Zeit zu Zeit ein beträchtlicher Transport in irgend einen andern Planeten abgeführt würde.

Wilibald. Genug, Blandine, und schon zu viel in diesem Ton über etwas, worüber so Wenige Scherz verstehen; wiewohl es unbefangenen Menschen wirklich schwer wird, ernsthaft über einen Gegenstand zu bleiben, der dem Scherz von allen Seiten so viele Blösen gibt. Ich sage also in ganzem Ernst: Wäre die Wahrheit auch nur einer einzigen Erscheinung oder Unterredung eines Verstorbenen mit einem Lebenden unwidersprechlich zu erweisen, so daß es z. B. vollkommen gewiß wäre, daß der Bergrath Swedenborg mit dem Prinzen von Preußen nach dessen Tode gesprochen und von ihm erfahren hätte, was dieser Prinz mit der Königin Ulrike ingeheim geredet habe; so würde aus dieser Thatsache folgen: daß der besagte Prinz nach seinem Tode als eben dieselbe Person, die er vor demselben war, im Geisterreich fortgelebt und in seinem neuen Leben das Vermögen beibehalten habe, sich mit einem noch in diesem Erdenleben befangenen Sterblichen zu unterreden; und diese beiden Resultate würden, trotz aller Ungereimtheiten, die aus ihnen hervorzugehen scheinen mögen, eben so gewiß seyn, als die Thatsache selbst, wovon sie unmittelbare Folgen sind. Daß aber diese vorgebliche Thatsache oder irgend eine andere dieser Art jemals zu einer solchen historischen Gewißheit zu bringen sey, daß kein Vernünftiger ihr seinen Glauben versagen könnte: dieß ist, was ich schlechterdings leugne.

Selmar. Wie erklärst du dir denn das, was die Königin Ulrike, als etwas zwischen ihr und Swedenborg wirklich Vorgegangenes, erzählte?

Wilibald. Ich befinde mich gänzlich in demselben Fall wie diese Majestät selbst; ich begreife nichts davon, aber ich glaube nicht, daß Swedenborg weder mit dem verstorbenen Prinzen noch irgend einem andern Verstorbenen wirklich gesprochen habe.

Selmar. Die Königin müßte also (wie Blandine schon vermuthete) die ganze Geschichte geradezu er — dichtet haben? —

Wilibald. Oder Swedenborg hätte auf irgend einem natürlichen Wege die geheimen Worte, die der Prinz in dem und dem Fenster der Galerie zu Charlottenburg zu ihr gesprochen, erfahren und hätte das Vorgeben, sie erst nach dem von der Königin erhaltenen Auftrag aus dem Munde des Verstorbenen entnommen zu haben, blos erdichtet oder, deutsch zu reden, erlogen, um sich dadurch in den Credit eines außerordentlichen Mannes zu setzen und sein vorgeblich erhaltenes Vorrecht, zugleich in dieser und in der unsichtbaren Welt zu leben, durch ein recht auffallendes Factum in den Augen des großen Haufens zu begründen. Dieses Letztere scheint auch die Meinung der Königin gewesen zu seyn, und es muß ihr also die Möglichkeit wenigstens dunkel vorgeschwebt haben, wie Swedenborg hinter etwas gekommen seyn könnte, wovon sie geglaubt hatte, daß es ein ausschließliches Geheimniß zwischen ihr und ihrem Bruder geblieben sey. In der That ist auch das Unwahrscheinlichste und Unglaublichste, wenn es nur nicht ganz aus dem natürlichen Wege heraustritt, eher zu glauben, als etwas, das mit allen bekannten Naturgesetzen in offenbarem Widerspruch steht.

Selmar. Es müßte also auch mit der Entdeckung der verlornen Quittung die nämliche Bewandtniß gehabt haben?

Wilibald. Ich sehe nicht, warum ich nicht sollte annehmen dürfen, daß Swedenborg zufälliger Weise gerade derjenige, der den holländischen Gesandten beim Lesen in Bayle's Wörterbuch unterbrochen, gewesen sey und also auch habe bemerken können, daß der Gesandte eine Quittung in das Buch gelegt, um den Ort zu bezeichnen, wo er im Lesen stehen geblieben. Um auf den ersten Blick auch die Rubrik des Artikels zu bemerken, brauchte Swedenborg nichts als ein Paar gute Augen und, des Bemerkten sich bei Gelegenheit wieder zu erinnern, nichts als ein gutes Gedächtniß. Uebrigens verdient noch in Betrachtung gezogen zu werden, daß Swedenborg weder in der ersten noch in der andern Anekdote ausdrücklich sagt, daß er die Nachrichten, die er der Wittwe des Gesandten und der Königin ertheilt, aus dem Munde der Verstorbenen habe: er begnügt sich, beiden Damen die verlangte Auskunft zu geben, und überläßt es ihnen selbst, sich die Frage, wie er dazu gekommen sey, zu beantworten. Da die Meinung von seinem Umgang mit den Geistern damals in Stockholm bereits Credit zu gewinnen anfing, so konnte er sich darauf verlassen, daß man diesen Ereignissen die wunderbarste Ursache unterlegen würde.

Selmar. Du hältst also, wie ich sehe, den guten Swedenborg geradezu für einen Betrüger?

Wilibald. Ich spreche nicht gern über außerordentliche Menschen ab. Wer kann sagen, was eine sehr starke Anlage zur Schwärmerei, mit der Begierde, etwas Außerordentliches zu seyn und zu scheinen, vereinigt, bei dieser oder jener einzelnen Person für seltsame Ausweichungen aus der gemeinen Bahn der Vernunft und Moralität bewirken kann? Auch hierüber glaube ich dem Urtheil der Königin ohne Bedenken beitreten zu können.

Selmar. Und so wären wir denn mit diesen Swedenborgischen Anekdoten, wovon du mich so viel erwarten ließest, noch gerade da, wo uns die Erscheinungen der Frau Doctorin W. gelassen haben?

Wilibald. Mir ist leid, daß ich Ja sagen muß. Indessen tröste ich mich mit der Ueberzeugung, daß uns keine andere Geschichte, die in dieses Fach gehört, nur ein Haarbreit weiter bringen würde. Denn, kurz und gut, es ist unmöglich, daß ein Mensch, der seiner Vernunft mächtig ist, wenn er selbst etwas dieser Art erfahren zu haben vermeint, sich von der objectiven Realität einer solchen Vision so völlig überzeuge, daß nicht immer, wenigstens einige Zeit nachher, Zweifel in ihm entstehen sollten, ob er nicht entweder von seinen Sinnen oder von seiner Phantasie oder durch die Wirkung eines außerordentlichen Zustandes seines Nervensystems oder durch fremden künstlichen Betrug oder auf irgend eine andere ihm unerforschliche Weise getäuscht worden sey. Ist nicht Herr D. W. selbst, wiewohl er ein Buch über die wirkliche Erscheinung seiner Frau geschrieben hat, ein auffallendes Beispiel hievon? — Und wie könnt' es anders seyn? Wenn wir uns auch in dem Augenblick selbst, da wir von einem solchen Gesichte überrascht würden, nicht erwehren könnten, unsern Sinnen zu glauben: so ist doch der Eindruck, den eine plötzlich erscheinende und eben so schnell wieder verschwindende, unbetastbare Nebelgestalt auf die Sinne machen kann, nicht stark genug, daß er gegen die Wirkung des Nachdenkens und der Zeit lange aushalten könnte. Eine solche Erscheinung ist eine isolirte Begebenheit, von einer unbekannten Ursache in den natürlichen Zusammenhang unsers Lebens eingeschoben, welcher dadurch zwar auf einen Augenblick unterbrochen, aber im geringsten nicht

verändert wird. So wie sie aus nichts entstand, zerfließt sie wieder in nichts und läßt, gleich den Begebenheiten im Traum, keine bleibende Spur zurück. Einem mehr oder minder lebhaften Traum ähnlich, verliert auch das Bild, das im Gedächtniß von ihr zurückblieb, nach und nach von der Wärme seiner Farben; und eine natürliche Folge davon ist, daß wir endlich selbst an der objectiven Realität der gehabten Erscheinung zweifeln und wenigstens ungewiß bleiben, ob wir geträumt oder gewacht haben, oder, wofern wir uns auch des Letztern deutlich bewußt zu seyn glauben, dennoch nie mit uns selbst einig werden können, welcher unbekannten Ursache wir das, was wir einige Augenblicke lang sahen oder hörten, beizumessen hätten. Gesetzt aber, ich selbst z. B. glaubte mein ganzes Leben durch vollkommen gewiß zu seyn, daß eine verstorbene Person mir bei völlig wachen Sinnen und ruhiger Geistesgegenwart erschienen sey, würde ich darum bei andern anständigen und nicht ganz unaufgeklärten Menschen Glauben finden? Sie würden meine Erzählung wie ein anderes Mährchen anhören; und wenn ich mich auch, wie D. W**l, erböte, meine Aussage vor allen Gerichten in der Welt eidlich zu bekräftigen, so würde ich bei den Vernünftigen nicht mehr dadurch bewirken, als daß sie mich von dem Vorsatz, sie wissentlich zu betrügen, frei sprächen; den Glauben, daß ich selbst getäuscht sey, würde ich ihnen nie benehmen können.

Selmar. Leider scheinen mir die Gründe deiner Meinung so einleuchtend, daß ich alle Hoffnung aufgebe, durch Erscheinungen und Experimente auf dem von Herrn W. vorgeschlagnen Wege einiges Licht über den Zustand der Seele nach dem Tode zu erhalten. Aber sonderbar ist doch, wie bei so bewandten Sachen eine so ungeheure Menge von Geister=

und Gespenster-Geschichten sich über den Erdboden verbreiten und sogar in Ländern, die sich schon seit Jahrhunderten einer immer steigenden Cultur rühmen, bis auf diesen Tag nicht ausgerottet werden konnte. Ein so unverdränglicher und allgemeiner Volksglaube kann doch schwerlich einen schwachen, zufälligen, auf blosen Sagen und Mährchen beruhenden Grund haben — er muß in der menschlichen Natur selbst tief gewurzelt seyn. Ist es vielleicht eine allen Menschen angeborne dunkle Ahnung der Unsterblichkeit unsers Wesens, was den Erscheinungen verstorbener Personen den Ursprung gab, und was uns den Erzählungen dieser Art, wenn sie nur einigen Schein von Wahrheit von sich werfen, so gernglaubig entgegenkommen macht?

Wilibald. Mir ist's nicht unwahrscheinlich, daß ein solches Ahnungsvermögen in dem räthselhaftesten, noch viel zu wenig gekannten und erforschten Theil unsrer Natur, den man die Einbildungskraft nennt, schlummere und vielleicht im Wachen sowohl als im Schlafe die Quelle mancher unsrer Träume sey. Indessen erkläre ich nicht gern Dunkles aus eben so Dunkelm. Irr' ich nicht, so liegt uns der Schlüssel zu diesem Geheimniß näher, als wir vermuthen. — Es ist eine alte, unzählige Mal gemachte Erfahrung, daß eine lange Zeit hingeht, bis ein Mensch, der durch irgend einen Zufall einer Hand, eines Armes oder Fußes verlustig worden ist, auch ein dunkles Bewußtseyn, das verlorne Glied noch immer zu besitzen, verliert, wiewohl er beinahe alle Augenblicke Gelegenheit hat, den Gebrauch desselben zu vermissen. Ich halte mich gewiß, eben dasselbe müsse, vermöge der innern Oekonomie unsrer Natur, auch der Fall seyn, wenn wir einer Person, mit welcher wir lange in sehr nahen und innigen Verhältnissen gelebt haben, durch den Tod beraubt werden.

Ein Beispiel, das ich anführen könnte, — überzeugt mich, daß tausend andere — oder vielmehr, daß alle nicht ganz gefühllose Menschen in diesem Falle mehr oder weniger — das Nämliche erfahren müssen —

Erlaube mir, lieber Bruder, sagte Blandine, da sie aus der veränderten Stimme und dem Stocken ihres Bruders schloß, daß es ihm zu schwer fallen würde, fortzufahren, erlaube mir, daß ich meine eigene Erfahrung für dich reden lasse. Unser Freund weiß, wie herzlich die Freundschaft war, die mich von früher Jugend an mit meiner vor drei Jahren verewigten Schwester verband. Ohne den Umstand, daß eine langsame Abnahme ihrer Kräfte und endlich eine sehr beschwerliche und aller Hülfe der Heilkunst hartnäckig widerstehende Krankheit uns in die traurige Nothwendigkeit setzten, zwischen immer wechselnder Furcht und Hoffnung den Augenblick der Trennung täglich näher heranschleichen zu sehen, würde es denen, die so innig an ihr hingen, kaum möglich gewesen seyn, sie zu überleben —

Blandine hatte sich zu viel zugetraut, da sie sich für stark genug hielt, ihren Bruder abzulösen. Ihre Thränen, die sie vergeblich zurückzuhalten strebte, erstickten auf einmal ihre Stimme, und die wehmüthigste Erinnerung fiel so warm und lebhaft auf ihr Herz, daß es ihr unmöglich war, fortzureden. Gute Seele, sagte Wilibald, indem er ihr mit abgewandtem Gesicht die Hand drückte — schäme dich nicht, daß du doch aus noch weicherm Thon gebildet bist, als ein Mann. Die Zeit hat mich endlich stark genug gemacht, sobald nur die erste Bewegung vorüber ist, von dem, was in dieser wichtigsten Epoche meines Lebens in mir vorging, zu einem Freunde wie Selmar reden zu können.

Selmar. Auch würde ich es ohne diese Rücksicht nicht über mein Herz gewinnen, dich fortfahren zu lassen, wie sehr ich auch die Erfahrungen zu hören wünsche, worin du den Schlüssel zu jenem so alten und allgemeinen Glauben der Menschen zu finden vermeinst.

Wilibald. Glücklicher Weise ist es zu meinem Zwecke nicht nöthig, mich in eine umständliche und ins Einzelne gehende Erzählung der Geschichte meiner Seele in jenem — Zeitraum einzulassen. Ich sage glücklicher Weise, theils, weil es nach Verfluß einiger Jahre schwer, wo nicht unmöglich, ist, das, was in einer ungewöhnlichen Lage in unserm Innersten unwillkürlich und ohne unser Zuthun vorging, ganz rein von allen Einmischungen der Phantasie und der Urtheilskraft darzustellen; theils, weil Alles, was sich auf das besondere und in seiner Art, wo nicht einzige, doch gewiß höchst seltene Verhältniß, worin ich sechsunddreißig Jahre mit der Verewigten gelebt hatte, bezieht, meinem Gefühl nach etwas Heiliges für mich ist und bleiben soll, wovon ich, ohne eine mir selbst unverzeihliche Profanation, mit keinem Dritten reden kann.

Was ich mir also überhaupt von meinem damaligen Gemüthszustand am deutlichsten bewußt bin, ist, daß über ein Jahr lang eine Art von innigem Gefühl, daß sie lebe und mir nahe sey, mich nie verließ; auch dann nicht, wenn ich mit Arbeiten beschäftigt war, wobei die Seele ganz in sich selbst gesammelt seyn muß, um alle ihre Kräfte desto freier und harmonischer zusammenspielen zu lassen. Dieses Gefühl war sehr verschieden von demjenigen, was uns die körperliche Gegenwart einer geliebten Person, mit welcher wir lange gelebt haben, aller Orten, wo wir sie zu sehen gewohnt waren, eine mehr oder weniger lange Zeit, lebhaft

vermissen macht. Dieses letztere Gefühl ist immer schmerzlich; jenes hingegen gewährte mir das einzige Vergnügen, dessen ich damals fähig war. Es war mit keiner mir bemerklichen Täuschung der Einbildung verbunden: ich glaubte nicht, sie zu sehen oder zu hören; aber mir war, sie sehe und höre mich. Ich fühlte ihre Nähe in meinem Innern, und kein Dogmatiker noch Skeptiker hätte mir dir Gewißheit, daß sie lebe und Antheil an mir nehme, wegvernünfteln können. Sobald ich allein war, unterhielt ich mich mit ihr, ohne des ewigen Monodrama's jemals müde zu werden. Sogar unter den literarischen Arbeiten, die mich im ersten halben Jahr den größten Theil des Tages über beschäftigten, wurde sie so oft apostrophirt, als ich die Feder auf einen Augenblick niederlegte, ohne daß ich in der vorhabenden Arbeit im geringsten dadurch gestört wurde. Im Gegentheil, dieses Gefühl ihrer geistigen Nähe hatte die Wirkung auf mich, welche die griechischen Dichter dem Anhauch einer Muse zuschrieben; es belebte meine Lebensgeister und stärkte meinen Kopf nicht weniger als mein Herz kräftiger als das beste Cordial; ja, ich bin überzeugt, daß ich ohne dasselbe damals nicht nur nichts Erträgliches hervorbringen, sondern das Daseyn selbst schwerlich hätte ertragen können.

Selmar. Was mich am meisten wundert, ist, daß bei einer solchen Gemüthsstimmung deine Phantasie immer so unthätig blieb, als du sagst, und dir die Freundin, die dir unsichtbar immer so nahe war und so stark auf dich wirkte, nie in sichtbarer Gestalt vor Augen stellte, da doch vielleicht nur ein einziger Grad höherer Spannung dazu vonnöthen war.

Wilibald. Ich würde mich selbst darüber wundern, wenn es nicht zu den Eigenheiten meiner Einbildungskraft

(die überhaupt nie so feurig war) gehörte, daß sie mir die individuelle Gesichtsbildung und Gestalt der Personen, die ich am meisten liebte, sogar in meiner Jugend, nie so lebendig und mit so scharfen Zügen vorbilden konnte, daß ich, wenn ich ein Maler gewesen wäre, nach dem Bilde, das mir von ihnen in der Phantasie vorschwebte, ein sehr ähnliches Porträt hätte zu Stande bringen können. Dieß war nun auch der Fall bei ihr, die ich inniger als je eine Andere geliebt hatte; und daher erkläre ich mir auch, warum ich sie so selten in Träumen sah. Denn, wiewohl mir ihre geistige Gegenwart sehr wohlthätig war, so gestehe ich doch, daß es Augenblicke gab, wo mir daran nicht genügen wollte; so daß ich sie nicht selten mit dringenden Bitten bestürmte, mir im Traum zu erscheinen, da dieß doch die einzige Möglichkeit, sie wiederzusehen, sey.

Selmar. Hoffentlich ließ sie dich keine Fehlbitte thun.

Wilibald. Ich kann nicht sagen, daß sie mir diese Gefälligkeit nur ein einziges Mal erwiesen; auch dann nicht, wenn ich mein Möglichstes gethan hatte, ihr die Mühe dadurch zu erleichtern, daß ich meine Phantasie mit Erinnerungen an die schönsten Scenen unsers Lebens zu erwärmen suchte. Indessen störte mich dieß wenig in jenem wohlthätigen Gefühl ihrer unsichtbaren Nähe, und ich wußte mir allerlei Gründe anzugeben, warum sie meine Bitte nicht erfüllen wolle, wenn sie es auch könnte. Kurz, ich gewöhnte mich an den Gedanken, daß, seit ihrem Verschwinden aus der sichtbaren Welt, keine andere als eine geistige Gemeinschaft — as soul approches soul, wie ein englischer Dichter sagt — zwischen uns möglich sey. Ich suchte mich nun durch die Vorstellung zu entschädigen, daß sie, die einst mein guter Engel in irdischer Gestalt gewesen war, nun eben dieses

Verhältniß gegen mich und die Ihrigen unsichtbarer Weise fortsetze; und es wurde mir um so leichter, diese Vorstellung lebendig zu erhalten, da ich ein sonderbares Vergnügen daran fand, jeden meiner bessern Gedanken ihrer Eingebung und jedes noch so kleine glückliche Ereigniß meines Lebens ihrer Leitung und Mitwirkung zuzuschreiben. — Doch ich sehe, daß ich ziemlich weit über die Grenzen, die ich mir gezogen habe, hinaus gerathen bin, und will also nichts hinzusetzen, als, daß auch jenes selige Gefühl, nachdem es über ein volles Jahr fast in gleicher Stärke gedauert hatte, endlich dem Einfluß der Zeit und der Zerstreuungen des Lebens unterlag, unvermerkt von seiner Lebhaftigkeit verlor und sich endlich in die Masse jener dunkeln Gefühle zurückzog, deren wir uns zwar gewöhnlich nicht bewußt sind, die aber durch die geringste Veranlassung alle Augenblicke wieder hervorgerufen werden und die Kraft, womit sie auf unser Gemüth wirken, nie ganz verlieren.

Wenn ich von diesem Gefühl alles Individuelle beseitige, so bleibt vermuthlich nichts übrig, als was alle Menschen in ähnlichen Fällen von jeher erfahren haben und immer erfahren werden: nämlich etwas, demjenigen sehr ähnlich, was jeder Mensch, der durch einen Zufall einen Arm oder ein Bein verloren hat, erfährt, indem er, wiewohl dieses Verlustes sich vollkommen bewußt, eine Zeit lang das verlorne Glied noch immer zu besitzen wähnt und seines Irrthums meistens nur in dem Augenblick deutlich gewahr wird, da er Gebrauch davon machen will. Daß auch jenes Gefühl, wie dieses, sich aus der Macht der Gewohnheit ganz natürlich erklären lasse, davon soll jetzt nicht die Rede seyn. Aber dünkt es dich nicht auch, Selmar, daß es eine eben so natürliche Grundlage des mit der Länge der Zeit so gemein gewordenen

Glaubens an Geistererscheinungen habe werden können? Dieses Gefühl oder, wenn du willst, dieser gefühlähnliche Wahn, daß eine verstorbene Person noch da sey, leiht natürlicher Weise allen Erinnerungen an dieselbe einen höhern Grad von Lebhaftigkeit und Wärme; Beides spannt — und bei schwerblütigen oder nervenkranken Personen überspannt es auch wohl — die Einbildungskraft. Bei manchen, zumal zum Träumen ohnehin geneigten Personen bringt es öftere Träume hervor, worin die verstorbene Person lebt und handelt; und so wie (nach Agathodämons Meinung) Träume dieser Art im Kindesalter des menschlichen Geschlechts und bei allen Völkern, die noch auf den untersten Stufen der Bildung stehen, den Glauben an das fortdauernde Leben der Verstorbenen im Lande der Seelen erzeugt zu haben scheinen, so könnten sie auch gar wohl den ersten Gespenstergeschichten das Daseyn gegeben haben.

Wenn dieß aber auch nicht wäre, so bedurfte es, um den Glauben an Geistererscheinungen zu begründen, schwerlich mehr als einige wenige Fälle, wo der individuelle Nervenzustand bei Personen von starker Einbildungskraft die Idee eines Verstorbenen bis zur Anschaulichkeit außer sich erhöht hatte. Leichtglaubigkeit und Hang zum Wunderbaren setzten dann solche vermeinte Ereignisse gar bald in Umlauf, und sie erhielten, wie gewöhnlich, in jedem neuen Munde, der sie weiter beförderte, irgend einen Zusatz, der sie geschickter machte, Erstaunen und Schauder zu erregen. In der Folge bemächtigten sich Schamanen, Priester und religiöse Gaukler aller Arten dieser reichhaltigen Fundgrube und wußten sie auf mancherlei Weise zu Vergrößerung ihrer Macht über den Unverstand und die Leidenschaften roher Menschen zu benutzen. Die Geistererscheinungen wurden nun immer gemeiner; viele

brachte künstlicher Betrug, viele unerkannte Selbsttäuschung hervor; tausende gewannen ihre Gestalt blos dadurch, daß sie von Mund zu Mund fortrollend, unvermerkt zu Volksmährchen wurden; viele, vielleicht die meisten, waren und sind noch jetzt blose Erzeugnisse der Furcht und des Aberglaubens. Indessen ist wohl nichts gewisser, als daß diese lichtscheuen phantastischen Wesen, so wie sie sich gewöhnlich nur bei Nacht und Nebel sehen lassen, meistens auch nur von solchen Personen gesehen werden, deren Verstand noch mit Nacht und Nebel umhüllt ist, — und wirklich der Philosoph Eukrates in Lucians Lügenfreund und der Philosoph W**l in unseren Tagen sind, soviel ich weiß, die einzigen ihrer Zunft, denen ihre verstorbenen Gattinnen bei hellem Tage erschienen sind.

Selmar. Wie wenig ich auch meine Rechnung dabei finde, so scheint es doch, ich werde meine Hoffnung, Nachrichten von dem Leben nach dem Tode aus dem Munde wiederkommender Todten zu erhalten, ein für alle Mal aufgeben müssen. Aber, daß du mir, wie ich besorgen muß, auch den Glauben, „dein so inniges Gefühl der geistigen Nähe deiner verewigten Freundin, das dir selbst ein so tröstliches Pfand ihres fortdauernden Daseyns seyn mußte, sey in der That eine Wirkung ihrer Gegenwart gewesen,“ daß du mir auch diesen Glauben, und wär' es nur ein süßer Wahn, wegzuvernünfteln gesucht hast, ist beinahe mehr, als ich dir verzeihen kann.

Wilibald. Das wolle der Himmel nicht, lieber Selmar, daß ich dir irgend einen süßen Wahn rauben sollte, der zu deiner Glückseligkeit oder Ruhe nöthig wäre! Ich selbst bin ein zu großer Freund von unschuldigen Täuschungen — und wenn du jenen süßen Wahn vollends gar zu wirklichem

Glauben erhöhen könntest, was würden dich alle meine Vernünfteleien kümmern?

Selmar. Du selbst hast ja gestanden, daß du eine beträchtliche Zeit lang jenen Glauben —

Wilibald. Verzeihung, Freund! Es war mehr als Glauben; es war wirklich eine Art von Gefühl; wenigstens weiß ich ihm keinen andern Namen zu geben, wiewohl mir jetzt nur allzu wahrscheinlich ist, daß etwas Täuschendes darin war; ich will sagen, daß die Ursache davon blos in mir selbst, nicht in einer unmittelbaren Einwirkung der Verewigten zu suchen war. Würde es wohl, wofern das Letztere stattgefunden hätte, mit der Zeit immer schwächer geworden seyn? und würde es nicht, wenigstens zuweilen, in seiner ganzen ehmaligen Stärke wiederkehren?

Selmar. Warum dieß nicht geschieht, davon ließe sich eine sehr natürliche Ursache angeben. Könnte sie dir nicht anfangs noch nahe geblieben seyn und erst eine geraume Zeit nachher eine Bestimmung, die sie von dir entfernte, erhalten haben?

Wilibald. Ich kann freilich nicht beweisen, daß dieß schlechterdings unmöglich sey; aber ich habe meine Ursachen, es nicht zu glauben.

Selmar. Zum Beispiel?

Wilibald. Gerade heraus zu reden, Freund Selmar, ich bin überzeugt, daß der Tod aller Gemeinschaft und allen Verhältnissen zwischen den Verstorbenen und den Lebenden ein Ende macht.

Blandine. Der Himmel bewahre mich vor einer so trostlosen Ueberzeugung! O des leidigen Vernünftelns über Dinge, worüber wir allein die Stimme des Herzens hören sollten! Vor zwei Jahren, Bruder, hattest du doch einen ganz andern Glauben.

Wilibald. Auch war es glücklich für mich, daß ich ihn hatte. Leider! beruhte er auf einer blosen Täuschung; aber ohne diese Täuschung würde ich vermuthlich das Vergnügen nicht haben, mich jetzt mit dir und meinem Freund zu unterhalten.

Selmar. Mir geht es wie den Eifersüchtigen, die nichts so sehr fürchten, als die Zweifel, so man ihnen gegen die Treue ihrer Geliebten beigebracht hat, bestätiget zu sehen, und dennoch nicht aufhören, zu fragen und zu forschen, bis ihnen die verhaßte Wahrheit in die Augen blitzt.

Wilibald. Dieß ist, denke ich, ein Zug, den du mit allen Sterblichen gemein hast. Eine innere Nothwendigkeit treibt uns, in Allem nach Wahrheit zu streben, auch wenn sie unsern Neigungen und Wünschen entgegen steht. Irrthum kann uns angenehm seyn, aber nie befriedigen. Ich sagte dir, ich sey überzeugt, daß der Tod alle Gemeinschaft zwischen Todten und Lebenden aufhebe. Man kann aber auch von der Wahrheit eines Irrthums überzeugt seyn, und warum sollte dieß nicht auch der Fall mit mir seyn können? Höre also meine Gründe und urtheile dann selbst! Nur bitte ich, daß die Rede nicht mehr von mir, sondern von irgend einem Cajus oder Titius sey, der in der Sache, wozu wir ihn gebrauchen, Stellverweser des ganzen männlichen Geschlechts seyn kann. Denke dir also einen solchen Cajus, der mit tausend Anderen das Unglück gemein hatte, einer geliebten Gattin (die uns Fannia heißen mag) durch den Tod beraubt zu werden. Er hatte sie einst (wie wir voraussetzen wollen) beim ersten Anblick für die Einzige zu erkennen geglaubt, die ganz nach seinem Herzen sey; und so hatte er sie in einer langen Reihe von Jahren immer gefunden. Sie besaß alle Tugenden ihres Geschlechts und war von allen Gebrechen, Unarten und

Schwächen desselben frei. Mit der treuesten Anhänglichkeit lebte sie allein für ihn, ertrug seine Fehler mit der Sanftmuth eines Engels und fand keine Aufopferung zu schwer, wenn sie ihm einen Kummer, eine Sorge, ja nur einen unangenehmen Augenblick ersparen konnte. Ihre Liebenswürdigkeit, ihr Verstand, ihre sich selbst immer gleich heitere, sanfte und angenehme Sinnesart, ihre anspruchlosen Tugenden und ihre unendlichen Verdienste um ihn hatten sie ihm so unentbehrlich gemacht, daß er sich kein größeres Elend denken konnte, als sie zu verlieren. Ich setze Alles dieß voraus, weil die Verbindung mit einem solchen Weibe nothwendig die schönsten und zartesten Verhältnisse des menschlichen Lebens in sich schließt; gerade solche, von welchen man am sichersten hoffen sollte, daß ihre Erinnerung und die davon unzertrennlichen Gesinnungen ihr ins andere Leben folgen müßten. Und doch fürchte ich sehr, diese Fannia — die hier blos für die Stellvertreterin aller Frauen ihrer Art gelten soll — sie, die ihrem Manne so viel war, konnt' es doch blos dadurch seyn, daß sie ein Weib war. Alle jenen schönen Verhältnisse entsprangen (wenn ich mich eines von einem alten Minnesänger gestempelten Wortes bedienen darf) aus ihrer Weibheit, und mit dieser mußten sie also auch verschwinden. Wäre sie ein Engel, ein zehnfacher Engel gewesen, es half nichts; um Fannia zu seyn, mußte der Engel ein Weib, aber freilich gerade dieses individuelle Weib seyn, das sie war; durch Alles, was sie mehr oder weniger gewesen wäre, hätte sie aufgehört, Fannia zu seyn, und alle ihre individuellen Verhältnisse gegen Cajus, die das Glück seines Lebens machten, hätten aufgehört. Dieß ist Natur der Sache und kann, trotz Allem, was von und über die platonische Liebe je geschwärmt worden ist, nicht anders seyn. Unfehlbar liebte Cajus ihre Seele — was

hätte sie ihm ohne diese seyn können? — aber er liebte Panniens Seele, und diese, um Alles für ihn zu seyn, was sie ihm war, mußte gerade mit Fanniens Leib und keinem andern vereinigt seyn.

Selmar. Alles dieß dünkt mich so klar, daß es keines weitern Beweises bedarf noch fähig ist.

Wilibald. Gut, lieber Selmar. Es ist dir also ohne Zweifel auch klar, daß, wenn der große Zauberer Merlin sie in irgend eine andere Person ihres Geschlechts oder in den vollkommensten aller Männer oder in irgend ein anderes Wesen verwandelt hätte, eben dasselbe erfolgt, und mit jener individuellen Fannia alle ihre eigenthümlichen Verhältnisse zu Cajus verschwunden wären.

Selmar. Nun sehe ich, wo du hinaus willst. Der Tod ist dieser leidige Zauberer, der, indem er Fanniens Form zerstörte, sie selbst und Alles, was sie dem armen Cajus war, vernichtete. Die Platoniker mögen sagen, was sie wollen, Fanniens Seele ist nicht Fannia; das Sichtbare und das Unsichtbare gehören zusammen: die Person ist nicht mehr, sobald das Band zerschnitten ist, das Leib und Seele zu einem harmonischen Ganzen zusammenschlang; und an dieses Ganze waren ja alle die schönen Verhältnisse gebunden, die zwischen ihr und Cajus bestanden. Nicht wahr, dieß ist, was du meinst?

Wilibald. Du scheinst mich sehr wohl begriffen zu haben.

Selmar. Aber können und müssen dann nicht nach der Auflösung jenes Bandes andere ähnliche Verhältnisse eintreten? Muß denn der Geist, der Fannien beseelte, weil er seinen ehemaligen Leib verlassen hat, darum aufhören, diejenigen zu lieben und Theil an ihnen zu nehmen, die er in

seinem vorigen Leben am meisten geliebt, und deren Wohlfahrt ihn einzig beschäftigt hatte?

Wilibald. Ich will hier nicht die unbeantwortliche Frage, was ist der Geist im Menschen? gegen dich geltend machen; denn diese würde allem Philosophiren über den Gegenstand, womit wir uns unterhalten, auf einmal ein Ende machen. Wir wollen thun, als wüßten wir so gut, was Geist ist, als alle andere Menschen in der Welt, und so antworte ich: was dem armen Cajus von der todten Fannia noch übrig ist, kann ihm ohne ihren Geist nichts mehr seyn und muß unter die Erde. Ihren Geist kann er weder sehen noch hören; aber das Uebel ist gegenseitig, ihr Geist kann auch ihn weder sehen, noch hören, noch ansprechen, denn er hat weder Augen, noch Ohren, noch Sprachorgane mehr. Dessenungeachtet würde er unfehlbar noch immer liebevollen Antheil an Cajus nehmen, wenn er nicht, zugleich mit jenen Gliedmaßen, auch das Erinnerungs-Organ und mit diesem alle Vorstellungen von seinem vorigen Leben und dessen Verhältnissen verloren hätte.

Selmar. Das ist erbärmlich!

Blandine. Geben Sie sich zufrieden, guter Selmar — Es ist kein wahres Wort an Allem, was er da sagt — Es kann unmöglich so seyn, und ich wette, er glaubt es selbst nicht.

Wilibald. Ruhig, Blandine!

Blandine (zu Selmar). Denken Sie nur an D. W**ls ätherisches Organ, das die Seele mit sich nimmt, indem sie sich von ihrer irdischen Schale ablöst.

Selmar. Beinahe hätt' ich es in der ersten Angst vergessen. Wenn ich recht berichtet bin, so haben die berühmtesten Philosophen aller Zeiten der Seele einen solchen un-

sichtbaren Leib zugeschrieben, den sie nie verläßt, und mittelst dessen sie immer im Zusammenhang mit der materiellen Welt bleibt.

Wilibald. Alle jene scharfsinnigen Herren wußten so wenig als du und ich, was Geist und Materie ist, und haben auch ihre Idee von einem der Seele eigenthümlichen ätherischen Leibe nie für mehr als eine Vermuthung ausgegeben. Aber, es sey, wie du willst! was gewinnen wir dabei? Fürs Erste kann dieses unter keinen unserer Sinne fallende Seelenorgan eben darum auf keinen unserer Sinne wirken und ist also schlechterdings ungeschickt, den Geist, dem es zugehört, in Gemeinschaft mit uns zu bringen. Aber, auch dieses physische Unvermögen bei Seite gesetzt, wie sollte Fanniens Geist sich noch immer mit ihren vormaligen häuslichen, ehelichen und mütterlichen Verhältnissen beschäftigen können, da durch die Trennung von seinem weiblichen Körper alle die zarten Fäden zerrissen sind, wodurch er in ihrem irdischen Leben an diesen Verhältnissen hing? Sollten ihm auch einige Spuren davon zurückgeblieben seyn, so müssen sich diese doch in dem neuen geistigen Leben, das er begonnen hat, sehr bald verwischen, und höchstens mag er sich ihrer noch eine Zeit lang, so wie erwachsene Personen der Spiele, Freuden und Leiden ihrer frühen Kindheit, erinnern. Kurz, alle diese schönen Verhältnisse, die einst zwischen Fannia und ihrem Gatten bestanden und die Quellen ihrer reinsten Glückseligkeit waren, liegen nun in Fanniens Grab und leben nur noch im Andenken des letztern, bis er selbst aufhören wird, zu seyn, was er jetzt ist.

Blandine (mit Wärme). Kannst du diesen Gedanken ertragen, Bruder?

Wilibald. Ich muß.

Blandine. Ich nicht! Mein Herz übertäubt alle deine Vernunftschlüsse. Es sagt mir, daß sie nicht wahr sind, wiewohl ich sie nicht zu widerlegen vermag. Mit einem Wort, ich fühl' es, daß Fannia noch lebt und mich liebt, und —

Wilibald. Ich fühlt' es nicht weniger als du, gute Blandine, und wähn' es öfters noch zu fühlen; — aber ich weiß, leider! daß es blose Täuschung ist. Wir sahen Fannien in mehr als hundert Millionen Augenblicken lebend und nur wenige Augenblicke todt: der Eindruck, der uns von ihrem Leben blieb, ist also hundert Millionen Mal stärker als der von ihrem Tode; und so geht es ganz natürlich zu, daß das innere Gefühl, worin alle jene Eindrücke, wie Millionen einzelner Dünste in einem Regentropfen, zusammenfließen (das Gefühl, das uns sagt, sie lebe), ein so mächtiges Uebergewicht für unser Herz hat.

Blandine. Du bist ein grausamer Mensch!

Wilibald. Das bin ich nicht, Blandine! Was für eine Freude könnt' ich darin finden, mir selbst eine tröstliche Vorstellung zu rauben, wenn es in meiner Willkür stände, anders zu denken? Aber gib dich zufrieden, Liebe! Was dir das Resultat meiner Schlüsse so verhaßt macht, ist bloser Wahn; und ein Wahn, der noch dazu nicht aus reiner Liebe, sondern aus einem sehr eigennützigen Gefühl entspringt. Oder warum genügt dir nicht an dem Gedanken, daß die geliebte Todte, die du beweinst, noch lebt und glücklicher ist als wir, obgleich das Wie von Beiden außerhalb der Gränzen unseres Wissens liegt? Warum willst du ihr noch immer wichtig genug seyn, daß sie sich mit dir beschäftige?

Blandine. Dafür könnt' ich einen sehr guten Grund angeben — aber ich schweige.

Wilibald. O, ich weiß recht gut, was du verschweigst, liebes Trotzköpfchen! Aber die Rede ist jetzt nicht von dem, was wir wünschen oder unserm Herzen zu Gefallen glauben, oder was vielleicht ein moralisches Bedürfniß für uns ist.

Selmar. Du behauptest also, wie ich höre, daß unser Geist mit dem Körper, den er beseelte, auch des Bewußtseyns dessen, was er im Leben war, erfuhr und that, durch den Tod verlustig werde? daß kein ihm selbst deutlicher Zusammenhang zwischen seinem neuen und vorigen Leben Statt habe? mit einem Wort, daß er aufhöre, die Person zu seyn, die er war, und, wofern anders ein neues Daseyn für ihn beginnt, eine ganz neue Person zu seyn anfange?

Wilibald. Ich kenne die Geisterwelt zu wenig, als daß ich so ganz positiv über diese Dinge absprechen möchte. Es können uns unbegreifliche Einrichtungen in ihr getroffen seyn; und wie weit sind wir noch entfernt, die Kräfte und innern Formen unseres Geistes ergründet zu haben? Indessen leugne ich nicht, daß mir der Verlust der Erinnerung unseres vorigen Lebens ein nothwendiges Resultat meiner Behauptungen zu seyn scheint.

Selmar. Ein gräßliches Resultat, Freund Wilibald! Denn, wofern es so ist, wie du sagst, so ist mit dem Tod Alles aus; die Welt, worin ich bisher gelebt und gewirkt habe, verschwindet auf ewig vor mir; Ich bin nicht mehr, denn das Wesen, das nun statt meiner zu leben beginnt, ist nicht Ich; es ist ein ganz neues Individuum, und es mag sich in seinem neuen Zustande noch so wohl befinden, Ich genieße nichts davon; denn Ich bin im eigentlichen Sinn des Wortes todt und abgethan. Kann etwas Trostloseres seyn, als dieser Glaube?

Blandine. Schwerlich! Ich wollte lieber auf der Stelle dem Leben entsagen, als dem Gedanken, daß der Tod mich mit denen wieder vereinigen wird, die ich im Leben geliebt habe.

Wilibald. Wer sagt, daß dieß nicht geschehen könne?

Blandine. Keine Sophistereien, Wilibald! Was hälfe mir's, meine Schwester wieder zu finden, wenn wir uns nicht wieder erkennen würden?

Wilibald. Liebe Kinder, ich sehe, daß ihr vor Gespenstern erschreckt. Das Resultat, das Selmar ganz richtig aus meinen vorigen Behauptungen gezogen hat, sieht nur darum so gräßlich aus, weil ihr ihm noch nicht recht ins Gesicht gesehen habt, oder vielmehr, weil ihr es noch durch einen Nebel seht, der seine wahre Gestalt verzerrt und verdüstert. Eine kleine Aufmerksamkeit wird euch, denke ich, überzeugen, daß der Verlust, der uns Allen bevorsteht, im Grunde wenig zu bedeuten hat. Fürs Erste scheint es sonderbar, wie wir uns vor einem Verlust so sehr fürchten können, den wir nicht nur unser ganzes Leben durch stückweise täglich erleiden, sondern bereits, vielleicht schon öfters, erlitten haben. Verwischen sich denn nicht täglich eine Menge Eindrücke, welche die Vergangenheit in unserm Gedächtniß zurückgelassen hat? Werden diese Erinnerungen nicht immer schwächer, so wie ihre Gegenstände sich von uns entfernen, und verlieren sie sich nicht endlich ganz in dem Dunkel, das den größten Theil unseres Innern bedeckt? Wird dieser anfangs unmerkliche Verlust nicht von Zeit zu Zeit sehr merklich, und nimmt nicht nur die Masse unserer Erinnerungen, sondern auch die Lebhaftigkeit unseres Bewußtseyns der übrigbleibenden im hohen Alter allmählich so sehr ab, daß die meisten Greise sich endlich selbst überleben und in einem Zustand, der nicht einmal den

Namen des Vegetirens werth ist, ein sichtbares Bild dessen darstellen, was sie nach dem Tode seyn werden? Wir sind hierin einem Reichen ähnlich, der zwar täglich einnimmt, aber auch täglich ausgibt, und das Letztere in einem so ungleichen Verhältniß zur Einnahme, daß er endlich unvermerkt sein Capital selbst aufgezehrt hat. Daß die Lebhaftigkeit der Gegenwart, in welcher wir gewöhnlich mit unserer ganzen Energie befangen sind, das Vergangene überhaupt verdunkelt, lehrt die tägliche Erfahrung. Aber es gibt auch überdieß gewisse Epochen im Leben, wo die Veränderung, die mit uns vorgeht, so groß ist, wo die Umgebungen und der Wirkungskreis, worein wir uns auf einmal gesetzt sehen, von Allem, was uns vorher umgab und beschäftigte, so stark absticht und so wenig Beziehung darauf hat, daß wir gewissermaßen ein ganz neues Leben beginnen, und unser voriges Daseyn dadurch in ziemlich kurzer Zeit in einen Schatten gesetzt wird, worin das Ganze desselben uns kaum mit schärfern Umrissen und hellern Farben erscheint, als ein Traum, der etwas mehr Sinn und Zusammenhang zu haben schien, als sonst in Träumen gewöhnlich ist. Ich könnte hievon aus Erfahrung reden; aber ich bin gewiß, daß alle Menschen, deren Schicksal es war, in eine große Mannigfaltigkeit von Veränderungen verflochten zu werden, ihren Wohnort öfters zu wechseln, in neue Verhältnisse zu kommen und in eine für sie ganz neue Welt versetzt zu werden, das Nämliche erfahren haben müssen. Aufs wenigste e i n e Epoche dieser Art haben alle Menschen mit einander gemein, nämlich die drei oder vier ersten Jahre der Kindheit, deren wohl Niemand in seinem fünfzigsten sich mehr bewußt ist. Denn, wofern uns auch einige schwache Erinnerungen aus diesem Alter geblieben scheinen, so sind es wohl blos Erinnerungen dessen, was uns von unsern Müttern

und andern mit unserer Kindheit beschäftigten Personen davon erzählt wurde.

Selmar. Verzeihe, wenn ich die Folge deiner Gedanken unterbreche, um zu bemerken, daß die Ursache, warum wir in reifen Jahren das Bewußtseyn unserer Kindheit verlieren, schwerlich eine andere ist, als weil der Mensch in diesem Alter nur sehr uneigentlich eine Person genennt werden mag, da er noch, ohne Gewalt über sich selbst, bei dem schwachen Schein einer nur langsam aufdämmernden Vernunft in einer Fluth von sinnlichen Gefühlen und Trieben schwimmt und sich von andern thierischen Wesen blos durch höhere, aber noch unentwickelte Anlagen unterscheidet. In diesem Allem ist der Abstand des Kindes vom erwachsenen vollständigen Menschen so groß, daß meines Erachtens von dem Verlust des Bewußtseyns unserer Kindheit auf den Verlust der Persönlichkeit nach dem Tode nicht richtig geschlossen werden kann.

Wilibald. Deine Bemerkung, lieber Selmar, ist meiner Behauptung günstiger, als du dir vorstellst. Nichts davon zu sagen, daß du einen sehr beträchtlichen Theil des menschlichen Geschlechts, nämlich aufs wenigste alle Kinder, die unter sieben Jahren sterben, von dem Vorrecht der Unsterblichkeit, welche nach dir lediglich von der Persönlichkeit abhängt, ausschließest: läßt sich denn etwa leugnen, daß bei Weitem die größte Anzahl der Menschen, in Ansicht ihres Verstandes und ihrer Sittlichkeit oder, richtiger zu reden, wegen ihres Unverstandes und der unheilbaren Inconsequenz und Unsittlichkeit ihres Benehmens im Leben, immer Kinder bleiben? Ist der gegenwärtige Zustand dieser nie zur Reife gelangten Thiermenschen — und wie ungeheuer groß ist nicht ihre Anzahl auf dem ganzen Erdboden! — nicht, wenigstens in Vergleichung mit dem geistigen Leben, worein uns der Tod versetzt,

wahre Kindheit? Wenn der Abstand des Kindes von dem Manne, der sich in vollständigem Besitz aller seiner vielgeübten Kräfte und ausgebildeten Anlagen befindet, groß genug ist, das ganze Gemälde des kindischen Alters aus der Erinnerung des Mannes auszulöschen; wenn die blose Versetzung in einen von dem vorhergehenden sehr verschiedenen Zusammenhang von Gegenständen, Verhältnissen und Beschäftigungen des gegenwärtigen Lebens hinreichend ist, jenen in unserm Gesichtskreise so weit zurückzurücken, daß wir uns seiner kaum lebhafter als eines Traumgesichtes erinnern: wie dürfen wir hoffen, daß eine gänzliche Abtrennung von der Welt, worin wir bisher gelebt haben, dieselbe Wirkung nicht in einem noch viel höhern Grade hervorbringen werde? Wahrscheinlich werden wir uns unseres Menschenlebens nicht einmal als eines Traums erinnern, da uns der Tod des Organs beraubt, mit dessen bloser Verletzung, folglich um so gewisser mit dessen gänzlichem Verlust, diese ganze Sinnenwelt, aus welcher wir alle unsere Vorstellungen schöpfen, nnd auf welche wir alle unsere Gedanken und Kraftäußerungen beziehen, auf einmal rein vor uns verschwinden muß. Wie undurchdringlich auch das Dunkel ist, in welches die innere Beschaffenheit des Gehirns und dessen, was es zu Erzeugung unserer sinnlichen Vorstellungen beiträgt, sich unseren Forschungen entzieht, so ist doch so viel gewiß, daß es uns zu diesen Vorstellungen überhaupt unentbehrlich ist, folglich auch zu jeder Erinnerung ehmaliger Anschauungen und Gefühle, an welche die Besinnung dessen, was wir waren, oder, mit andern Worten, die innere Anschauung des Zusammenhangs zwischen unserem gegenwärtigen und vergangenen Leben gebunden ist.

Selmar. Alles, was du mit diesem Raisonnement von mir erhalten kannst, ist, daß ich mich in meinem Glauben

befestigt fühle, daß unsere Seele im Tode ein unsichtbares Organ mit sich nehme, welches vermuthlich mit dem Gehirn und durch dasselbe mit dem ganzen Nervensystem in der engsten Verbindung stand. Angenommen, daß dieses ätherische Organ das wahre Sensorium der Seele sey, und daß es die materiellen Bilder ihrer ehmaligen Vorstellungen in sich enthalte, so dünkt mich, ich begreife einigermaßen, wie es möglich sey, daß die Seele, ohne durch den Tod im Zusammenhang ihrer Vorstellungen unterbrochen zu werden, das Bewußtseyn dessen, was sie in ihrem vorigen Leben gewesen, gedacht und gethan, beibehalten könne.

Wilibald. Du beweisest also das Daseyn deines übrigens völlig unbekannten Seelenorgans durch die Unmöglichkeit, die Fortdauer der Persönlichkeit ohne dasselbe beweisen zu können; und du beweisest die Fortdauer der Persönlichkeit aus dem Daseyn dieses Organs. Dieß scheint, mit deiner Erlaubniß, ein Cirkel zu seyn, wodurch Keines von Beiden bewiesen wird. Wenn ich aber auch so gefällig seyn wollte, dir das Daseyn eines solchen Organs zuzugeben, so gewännest du damit wenig oder nichts für die Meinung, die dir und Blandinen so sehr am Herzen liegt. Denn vor allen Dingen müßtest du außer Zweifel setzen können, daß dieser ätherische Leib durch den Tod nicht paralysirt und zu den Diensten der Seele ungeschickt gemacht worden sey, was doch schon zuweilen die Folge außerordentlicher Nervenkrankheiten ist; denn man hat Beispiele von Personen beides Geschlechts, die auf diese Weise die Erinnerung eines beträchtlichen Zeitraums ihres Lebens und also mit ihr einen Theil ihrer Persönlichkeit auf längere oder kürzere Zeit verloren haben.

Selmar. Vorausgesetzt, daß der Seele ein unzerstörbares Organ zum Behuf ihrer Verbindung mit der Körperwelt

auf immer zugegeben ist, läßt sich nicht zweifeln, daß es seiner Natur nach (außerordentliche Fälle etwan ausgenommen) immer geschickt sey, seine Bestimmung zu erfüllen. Auch kann ich den Beispielen, deren du erwähnst, andere von bewährter Gewißheit entgegen setzen, wo in einer gewissen Art von Verzückung die Seele sich zum Anschauen überirdischer Gegenstände erhoben und von unbeschreiblichen Wonnegefühlen überströmt fühlte, während eine todtenähnliche Erstarrung des ganzen Körpers alle äußere Sinne in gänzliche Unthätigkeit setzte. Ich selbst habe eine Person, auf welche kein Verdacht eines Betrugs fallen konnte, gekannt, welche diese Art von Ekstasen öfters erfuhr und, sowie sie ihrer äußern Sinne wieder mächtig wurde, sich dessen, was sie in jenem außerordentlichen Zustande gesehen und empfunden, noch innigst bewußt zu seyn versicherte, wiewohl sie keine Worte fand, es zu beschreiben. Durch solche Beispiele glaube ich hinlänglich zu dem Schluß begründet zu seyn, daß der Körper paralysirt und außer aller Thätigkeit gesetzt seyn könne, ohne daß das innerste unmittelbare Organ der Seele deßwegen in seinen Verrichtungen gestört wird.

W i l i b a l d. Ich, lieber Selmar, schließe aus solchen außerordentlichen Erscheinungen oder Erfahrungen — nichts. Die innerste Organisation unseres Körpers, die Natur unseres Gehirns und Nervensystems, das Band zwischen Seele und Leib, das Wesen des Geistes und der Materie, Alles dieß bedeckt jener undurchdringliche Schleier der Isis, den noch kein Sterblicher aufgehoben hat. Von dem ätherischen Leibe der Seele ist nicht einmal das Daseyn bekannt. Was für Resultate sollen also mit einiger Sicherheit aus einzelnen Erfahrungen gezogen werden können, deren wahre Beschaffenheit und Ursache (wenn es auch mit der Wahrheit des Factums

seine Richtigkeit hat) so weit außer dem Gebiet aller uns bekannten Naturgesetze und dem Kreise alles menschlichen Wissens liegt, wie das Beispiel, worauf du dich berufst? Aus eben diesem Grunde lege ich auf die von mir angeführten Thatsachen kein entscheidendes Gewicht. Ich kann dein ätherisches Seelenorgan unangefochten lassen; ich kann dir sogar zugeben, unsere Seele könne nach dem Tode, so oft es ihr beliebt, ihr ehmaliges Leben oder wenigstens dessen denkwürdigste Ereignisse und Momente darin wie in einer Bildergalerie beschauen: Alles, was du damit gewinnst, ist höchstens der Gedanke, daß du noch im Andenken des geliebten Verstorbenen lebest. Ich gestehe gern, dieß ist z. B. sehr viel für einen in Schmerz und Verzweiflung versunkenen Admet, der in seiner leidenschaftlichen Begeisterung den geliebten Schatten im Begriff sieht, mit einem Trunk aus dem Lethe ein „ewiges Vergessen ihrer Liebe" einzuschlürfen, und das nicht natürlicher ist, als die schwärmerische (von dem großen Tonsetzer Schweizer so unübertrefflich ausgedrückte) Heftigkeit, womit ihn der Dichter ausrufen läßt:

O, flieh, geliebter Schatten, fliehe!
Ich unterläge dem Gewicht
Von diesem schrecklichsten der Schmerzen!
Noch lebt Admet in deinem Herzen,
Dieß ist sein Alles! O entziehe
Dieß einz'ge letzte Gut ihm nicht!

Ich kenne die stärkende Kraft, die uns mit dem schwärmerischen Gedanken, auch im Lande der Schatten noch geliebt zu seyn, anweht; aber in die Länge will sich weder Herz noch Sinn durch eine blos idealische Gemeinschaft zwischen uns und der geliebten Seele beschwichtigen lassen. Beide sehnen sich nach fühlbaren Zeichen einer wirklichen Gegenwart

und Nähe derselben; man möchte gern von seinen Verstorbenen noch immer gesehen, noch gehört werden und von dem Antheil, den sie an uns nehmen, wirklichen Genuß und Nutzen haben, kurz, wir möchten, daß Alles noch so wäre, als ob sie nicht gestorben wären. Aber dazu kann ihnen und uns ihr ätherischer Leib nicht verhelfen. Er ist zu fein, um ohne die Hülfe der vermittelnden und stufenweise sich vergröbernden Organe, durch welche er mit den sichtbaren verwebt war, und deren er durch den Tod beraubt wurde, irgend eine merkliche Wirkung auf Körper wie die unsrigen zu thun. Seine Berührung wird nicht gespürt, seine Stimme nicht gehört, seine Gestalt nicht gesehen, kurz, er ist für uns eben so viel, als ob er gar nicht vorhanden wäre. Bei dieser Bewandtniß bleibt freilich Jedem die Freiheit unbenommen, sich zum Behuf der Bedürfnisse seines Herzens mit so angenehmen Einbildungen und Dichtungen zn behelfen, als er nur immer kann. Wenn aber (wie dermalen zwischen uns) die Rede von dem ist, was wir vernünftiger Weise als wahr oder wenigstens als das Wahrscheinlichste anzunehmen genöthigt sind, so sehe ich wenig Grund für die Hoffnung, nach meinem Tode dieselbe Person zu bleiben, die ich im Leben war, und folglich die Verhältnisse und Verbindungen, die einst das Glück meines Lebens ausmachten, auch im künftigen fortzusetzen. Das Weiseste dürfte also wohl seyn, uns in das gemeinschaftliche Loos aller Sterblichen zu ergeben und etwa die Gründe aufzusuchen, die uns über diesen Verlust trösten können.

Selmar. Mich dünkt, ich werde mich nie mit dem Gedanken aussöhnen, daß ein Augenblick kommen werde, wo ich aufhöre zu seyn. Denn das wäre doch der Fall, wenn ich durch den Tod die Erinnerung dessen, was ich im Leben war,

und das Bewußtseyn, daß ich noch dieselbe Person sey, verlieren sollte. Ich sehe ganz und gar keinen wahren Unterschied zwischen gänzlicher Vernichtung und einer Fortdauer ohne Persönlichkeit. Was geht mich das neue Leben an, das nun für eine mir gänzlich fremde Person beginnen mag?

Wilibald. Ich will nicht schlechterdings behaupten, daß der Geist unmittelbar nach der Trennung vom Körper sich nicht seiner selbst bewußt sey und einige Erinnerung aus seinem vorigen Zustand mit sich nehme. Aber, was mir gewiß scheint, ist, daß diese Erinnerung sich sehr bald in seiner neuen Art zu seyn verlieren müsse, weil alle die Fäden, worin sie hing, abgeschnitten sind, und die neue Welt, die vor ihm aufdämmert und von derjenigen, die er verließ, so sehr verschieden ist, sich natürlicher Weise seiner ganzen Aufmerksamkeit bemächtigt.

Selmar. Nur allzu wahrscheinlich! Aber das ist es eben, was ich beklage.

Wilibald. Und ich, lieber Selmar, möchte dich überzeugen können, daß hier wenig oder nichts zu beklagen ist. Ich müßte mich sehr irren, oder der wahre Grund, warum man sich den Verlust der Erinnerung des vergangenen Lebens als etwas so Schreckliches vorstellt, liegt in einem Trugschlusse, den wir vom gegenwärtigen auf das Leben nach dem Tode machen. In jenem kann uns nichts Unglücklicheres widerfahren, als wenn wir durch irgend einen Unfall aller Besinnung des Vergangenen beraubt werden. Aber warum dieß? Blos darum, weil dieser Verlust uns auf einmal aus allen unseren Verhältnissen, aus unserem ganzen Wirkungskreise, aus allen unseren Verbindungen, Entwürfen, Bestrebungen und Erwartungen herauswirft, unserem Leben alles Interesse benimmt und uns mit einem Wort in den Zustand der ersten

Kindheit zurücksetzt. Wahr ist's, Alles dieß bewirkt der Tod ebenfalls; nur die Folgen sind nicht eben dieselben. Der Mensch hat aufgehört; aber der Geist, der sich in einen neuen, seiner Natur angemessenen Zustand versetzt findet, verliert dabei nichts, was von einiger Bedeutung für ihn seyn könnte. Alle seine vormaligen Verhältnisse, Verbindungen, Entwürfe, kurz, seine ganze Empfänglichkeit und Thätigkeit bezog sich auf sein Menschenleben; sowie dieses aufhört, kann das Vergessen derselben nicht die mindesten schlimmen Folgen für ihn haben und ist in mancher Rücksicht eher Gewinn als Verlust. Denn, da es nicht länger in seiner Gewalt ist, denen, die er einst liebte, Beweise seiner Theilnahme zu geben, so würde die Erinnerung an sie eher seine Ruhe stören, als sein Glück erhöhen. Ueberhaupt was sollte dem entfesselten Geist das Andenken an sein Menschenleben helfen? Dessen, was in einem höhern Leben der Erinnerung werth seyn möchte, ist so wenig; dessen, was wir schon in diesem zu vergessen wünschen, so viel! Das Andenken an begangene Fehler und Thorheiten, an vereitelte Entwürfe, an vergebliche Bemühungen, vornehmlich an alle Ausbrüche der Leidenschaften und Launen, wodurch wir uns an Andern und an uns selbst versündigten, kann in diesem Leben vielleicht einigen Nutzen bringen, in jenem ganz und gar keinen. Sogar das Andenken an gelungene Bemühungen und bewirktes Gutes würde nur ein sehr unerheblicher Zuwachs zu der innern Glückseligkeit eines Geistes seyn, dessen Wahrheitssinn, von allen Blendwerken der Eigenliebe, der Vorurtheile und der Leidenschaften gereinigt, nun hell und lauter genug ist, Alles nach innerem Werthe zu würdigen und folglich einzusehen, wie wenig Gutes selbst der beste Mensch zu wirken vermag, wie wenig auch von diesem Wenigen auf seine eigene

Rechnung kommt, wie viel falscher Schein und Gleißnerei selbst in seinen Tugenden ist, und wie oft er Böses gewirkt hat, wenn er Gutes zu schaffen wähnte.

Selmar. Wenn wir denn auch von dieser Seite nichts verlören, wer kann sich an den trostlosen Gedanken gewöhnen, seine Geliebten in jenem Leben nicht wieder zu finden? Wer kann der süßen Hoffnung entsagen, sie wieder zu erkennen und sich an ihnen und mit ihnen eines schönern vollkommnern Daseyns zu erfreuen?

Blandine. Ich bekenne rund heraus, daß ohne diese Hoffnung der Tod für mich aller schrecklichen Dinge schrecklichstes wäre.

Wilibald. Das Uebel, meine Lieben, ist nicht halb so groß, als es euch vorkommt. Setzen wir einmal den Fall, zwei liebenswürdige Personen wären als Kinder etwa bis ins vierte oder fünfte Jahr mit einander aufgekommen und hätten sich in dieser Zeit so herzlich geliebt und so viele Freude an und mit einander gehabt, als Kinder dieses Alters nur immer fähig sind. In ihrem vierten oder fünften Jahre wären sie getrennt worden und würden erst nach vierzig Jahren durch irgend einen glücklichen Zufall wieder zusammen gebracht. Ohne Zweifel hätten sich binnen dieser langen Zeit alle Bilder der ersten vier bis fünf Jahre ihres Lebens verwischt, und sie würden sich so wenig erinnern, einander je gekannt zu haben, als ob sie sich nie gesehen hätten. Würde dieß aber verhindern, daß sie einander jetzt, vielleicht schon auf den ersten Blick oder doch nach sehr kurzer Bekanntschaft, tausendmal inniger lieb gewännen als ehmals in ihrer Kindheit? Würden sie nun etwa weniger Wohlgefallen an einander haben und sich in ihrer Freundschaft weniger glücklich fühlen, weil sie vergessen hätten, daß sie schon als kleine Kinder

mit einander gegessen, gespielt, Wiesenblumen gepflückt, Kartenhäuschen zusammengebaut, ihre Puppen an- und ausgezogen, mitunter auch ihrentwegen einander bei den Köpfen gekriegt hätten und dergleichen? Wie unbedeutend wäre das, was ihrem dermaligen gemeinschaftlichen Glücke dadurch zuwüchse, wenn sie sich dieser Kindereien noch erinnerten? Ihr seht, daß dieß gerade der Fall mit Allen, die durch Freundschaft und Liebe in diesem Leben vereinigt waren, seyn wird wenn sie im künftigen wieder zusammen gebracht werden, woran ich nicht zweifle, und was wenigstens nichts Unmögliches ist.

Blandine. Daß du doch immer Recht behalten mußt!

Selmar. Weil es denn einmal nicht anders seyn kann, so gestehe ich, daß mich diese Vorstellung mit dem Verlust der Freude, meine Geliebten dereinst wieder zu erkennen, so ziemlich aussöhnt. Diese Freude, die in unserem Erdeleben oft so unaussprechlich süß ist, ist es doch wohl im Grunde blos darum, weil wir noch Menschen sind und durchs Wiedersehen in den Genuß aller der schönen und zarten menschlichen Verhältnisse wieder eintreten, worin wir uns ehmals glücklich fühlten. Dieß ist z. B. der Fall mit der vorgedachten, aus dem Elysium ins Menschenleben zurück versetzten Alceste, und der Dichter hat, meines Erachtens, die Natur rein getroffen, wenn er sie zu ihrem Admet sagen läßt:

Ich hab' Elysiums Glück empfunden,
Allein dem Augenblick, da ich dich wieder gefunden,
Ist keine andre Wonne gleich.

Allerdings wäre der Fall ganz anders gewesen, wenn sie sich in der unsichtbaren Welt als Geister wieder gefunden hätten.

Wilibald. Wenig Andere haben wohl jene Wonne, von welcher Alceste singt, in einem höheren Grad empfunden, als

ich selbst: denn schwerlich geht sie über die Seligkeit, die Geliebte vom Rande des Grabes ins Leben zurückgebracht zu sehen. Ja sogar das überschwängliche Wonnegefühl, sie aus dem Grabe selbst ins Leben zurückgekehrt zu sehen, hab' ich, wiewohl leider nur im Traum, so lebendig erfahren, als Admet in dem Singspiel, dessen du dich bei dieser Gelegenheit erinnerst. Denn wenige Wochen nach Fanniens Tode träumte mir: ich hätte mich im Kreise aller meiner Angehörigen und Freunde befunden, welche meinen Schmerz mehr durch stille Theilnahme als unzeitige Tröstungen zu lindern gesucht hätten: auf einmal wäre die Thür aufgegangen, und sie, die wir Alle für todt und begraben gehalten, wäre, wie von einer weiten Reise, frisch und gesund zurückgekommen und mit ihrem eigensten schönen Ausdruck der reinsten Freude und Liebe in meine Arme geflogen. Die Einbildungskraft hat kein Bild und die Sprache keine Worte, das Entzücken dieses Augenblicks zu schildern. — Aber die wahre Quelle desselben hast du ganz richtig angegeben, Selmar, und es wäre täuschende Verwirrung reinmenschlicher Verhältnisse mit reingeistigen, wenn ich mir einbilden wollte, das Nämliche könnte beim Wiedersehen in der Geisterwelt stattfinden.

Blandine. Dieser Zusatz ist nicht dazu gemacht, uns eine große Sehnsucht nach der Versetzung unter die Geister einzuflößen.

Wilibald. Auch war er nicht zu diesem Ende gemacht, liebe Blandine.

Selmar. Jetzt, lieber Wilibald, möchte ich dich an etwas erinnern, das meiner Aufmerksamkeit nicht entging, wiewohl es dir nur im Vorbeigehen zu entfallen schien. Wir könnten, sagtest du, uns vielleicht schon mehrmal in dem

Falle befunden haben, die Erinnerung unsers vergangenen Zustandes gänzlich zu verlieren. Darf ich fragen, was du damit meintest?

Wilibald. Bald hätte ich vergessen, dieses Punktes wieder zu erwähnen; nicht, als ob ich die Sache selbst für zweifelhaft hielte, sondern, weil sie zu Begründung meiner Behauptung entbehrlich ist. Du bist doch auch der Meinung, Selmar, daß unsre Seele vor ihrer Vereinigung mit ihrem dermaligen Körper schon da gewesen ist?

Selmar. Ich gestehe, daß ich mich über diesen Punkt immer mit dichterischen Phantasiespielen beholfen und nie ernstaft darüber nachgedacht habe. Indessen, da ich mir nicht vorstellen kann, daß Nichts zu Etwas werden, oder das blos idealische Daseyn im Reich der Möglichkeiten ein wahres Daseyn genannt werden könne: so sehe ich mich genöthigt anzunehmen, daß unsre Seele schon vor unserm gegenwärtigen Leben existirt haben müsse.

Wilibald. Wenn dieß ist, so entsteht natürlicher Weise die Frage, wie sie existirt habe?

Selmar. Vermuthlich ebenfalls in Verbindung mit irgend einem organischen Leibe. Denn, hätte sie jemals als reiner Geist existirt, so wäre unbegreiflich, was sie gesündigt haben könnte, um eine so harte Strafe zu verdienen, wie die Einsperrung in einen irdischen Leib für einen solchen Geist seyn müßte; zumal da es offenbar scheint, daß alles physische und moralische Elend der Menschheit eine natürliche Folge derselben ist.

Wilibald. Die Untersuchung des letztern Punktes würde uns zu weit aus unserm Wege führen. Aber vielleicht gibt es im ganzen Weltall keine vollkommen reine Geister, d. i. solche, für welche keine materielle Welt vorhanden

wäre, und welche ohne Verbindung mit einem organischen Körper außer sich wirken könnten? — Wie dem aber auch sey, immer bleibt gewiß, daß wir von dem Zustand unsrer Seele vor diesem Leben, von welcher Beschaffenheit er auch gewesen seyn mag, nicht die mindeste Erinnerung haben; und ich sehe keinen Grund, warum wir von dem, was uns schon begegnet ist, als wir einen neuen Körper zu beleben bekamen, nicht auf das sollten schließen dürfen, was uns begegnen wird, wenn wir von diesem Leibe wieder geschieden werden. So wie das Menschenleben, das wir mit unsrer Geburt begannen, keine Fortsetzung des vorigen uns gänzlich unbekannten Lebens ist, so wird auch das Leben, in welches wir durch den Tod geboren werden, aus gleichem Grunde keine Fortsetzung des gegenwärtigen, sondern der Anfang eines ganz neuen seyn.

Selmar. Ich habe dem, was du zum Behuf deiner Meinung vorgebracht, keine Einwürfe aus der Natur der Seele entgegen zu setzen, da Alles, was ich von dieser mit Gewißheit sagen kann, aus Anschauungen geschöpft ist, zu welchen der Körper unentbehrlich scheint. Was sie nach der Trennung von demselben seyn wird, liegt außer dem Gesichtskreis meines Verstandes. Aber noch sehe ich nicht, wie die moralischen Einwürfe zu heben seyn könnten, die deiner Behauptung im Wege stehen. Fürs Erste, so fällt mit dem Verlust dessen, was man die Persönlichkeit nennt, alle Bestrafung der Bösen und Belohnung der Guten im künftigen Leben weg. Wie kann ein Bösewicht bestraft werden, wenn er sich nicht mehr erinnert, womit er die Strafe verdient hat?

Wilibald. Mir fällt hier der Apolog von einem frommen muselmännischen Derwisch bei, der in einem Gesicht

eine majestätische Frau von kolossalischer Größe mit einer flammenden Fackel in der einen Hand und einem Eimer voll Wassers in der andern aus den Wolken herabsteigen sah. Der Derwisch erkühnte sich, sie zu fragen, was sie vorhabe? Ich gehe, sagte sie, mit dieser Fackel das Paradies in den Brand zu stecken und mit diesem Wasser das Höllenfeuer auszulöschen, damit reine Liebe Gottes künftig das Einzige sey, was die Menschen zum Guten antreibe und vom Bösen zurückhalte. Diese Frau hatte ein sehr gutes Werk vor, und desto besser, wenn es ihr gelungen wäre, Hölle und Paradies aus der Phantasie der Menschen zu vertilgen. Denn die Furcht, in jene, und das Verlangen, in dieses zu kommen, verändern nichts an der innern Beschaffenheit des Gemüths, und nur der ist gut, der es aus Liebe des Guten oder (was ganz dasselbe sagt) aus reiner Liebe Gottes ist: Unschuld, Güte des Herzens und Rechtschaffenheit des Lebens, jede Tugend und jede gute That, jedes Opfer, das wir der Pflicht bringen, jede Besiegung einer unedeln Leidenschaft belohnt sich selbst und begehrt keinen andern Lohn.

Selmar. Aber die Gerechtigkeit —

Wilibald. Gibt Jedem, was ihm gebührt. Gute und Böse werden durch die natürlichen Früchte ihrer Sinnesart und ihrer Werke belohnt oder bestraft.

Selmar. Nicht immer in richtigem Verhältniß mit ihren Werken.

Wilibald. Woher weißt du das? Wer kann den Grad der Qualen angeben, womit das Gewissen eines großen Verbrechers gepeinigt wird?

Selmar. Ruchlose Verbrecher haben wenig Gefühl für die strafende Geißel des Gewissens. Auch gibt es Bösewichter, die so ungeheure Thaten begangen haben, daß der

Gedanke, sie nicht härter als durch Gewissensbisse bestraft zu wissen, kaum erträglich ist.

Wilibald. Wir sind oft grausam, lieber Selmar, indem wir blos gerecht zu seyn wähnen. So ist es z. B. ziemlich allgemein, daß man für einen Menschen, der große Abscheulichkeiten mit Ueberlegung und kaltem Blute begangen hat, z. B. für einen Giftmischer, einen Vatermörder, einen Räuber, der die Beraubten unmenschlich mißhandelte, keine martervolle Bestrafung zu grausam findet. Und doch ist nichts gewisser, als daß ein Auge, welches tief genug in das Innerste der Menschen und des Zusammenhangs der Dinge blicken könnte, tausend Umstände entdecken würde, welche, wie abscheulich ein Verbrechen an sich selbst seyn mag, dennoch den Unglücklichen, der es beging, mehr zu einem Gegenstand des Mitleidens als des Abscheues machen müssen. Viele dieser Art sind von Kindheit an zu dem, was sie in männlichen Jahren wurden, erzogen worden. Manche sind vielmehr Verrückte und Wahnsinnige, als vorsätzliche Bösewichter. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der unmenschliche Robespierre in vollem Ernst ein Brutus, ein echter Patriot zu seyn wähnte, der, um der vermeinten guten Sache den Sieg zu verschaffen, so, wie er verfuhr, verfahren müsse. Die Vorstellung des Glücks vieler tausend Millionen Menschen, welches er in seinem Wahnsinn durch den Tod einiger Hunderttausend fest zu gründen wähnte, machte ihn taub gegen die Stimme der Menschlichkeit, die er auf einem Posten wie der seinige für weibliche Schwäche hielt. Gegen alle Sünder dieser Art wären grausame Strafen ungerecht. Aber bei Weitem der größte Theil der Menschen kann weder gut noch böse genannt werden: sie sind Beides, aber weder das Eine noch das Andere so, daß es ihnen von einem recht richtenden

moralischen Gerichtshofe anders zugerechnet werden könnte, als wie man einem Berauschten den Unfug zurechnen kann, den er in der Trunkenheit begeht. Sie folgen dem Antrieb mechanischer Angewöhnungen oder ungeregelter Begierden und Leidenschaften, von welchen sie mit der Gewalt eines Stroms fortgerissen werden. Das bürgerliche Gesetz ist genöthigt, indem es das Verbrechen bestraft, sich selbst an dem Verbrechen zu rächen: die rein moralische Gerechtigkeit hingegen weiß von keiner Rache; und da das Geschehene nicht ungeschehen gemacht werden kann, so begnügt sie sich, das Uebel zu vergüten und den, der es beging, in einen Zustand möglicher Besserung zu setzen. — Was die Guten betrifft, so ist nur zu wahr, daß viele in diesem Leben ohne ihre Schuld leiden und öfters beklagenswerthe Opfer eines unvermeidlichen Schicksals werden. Was hat jene liebenswürdige und glückliche Familie verbrochen, um, bei einem Erdbeben von der Erde verschlungen oder von einstürzenden Gebäuden halb zermalmt, eines langsamen qualvollen Todes zu sterben? Womit hat diese gute Mutter verdient, bei einer nächtlich ausgebrochnen Feuersbrunst mit ihrem Säugling, den sie retten wollte, den schrecklichsten Tod in den Flammen zu finden? Tausend Beispiele dieser Art, die den Glauben an eine wohlthätige Vorsehung für die Individuen erschüttern, scheinen einen reichen Ersatz für die Leiden dieses Lebens in dem zukünftigen zu fordern — und werden ihn ohne Zweifel auch erhalten. Aber, wie groß diese Vergütung auch seyn möchte, kann sie machen, daß ich nicht gelitten habe, was ich leiden mußte? Ein Zug aus dem Lethe ist in solchen Fällen die beste Entschädigung. Ich bemerke nur noch im Vorbeigehen, daß man auch bei der gemeinen Vorstellungsart von den Belohnungen in der künftigen Welt den Fehler begeht, von

dem, was sich zwischen Menschen und Menschen gebührt, auf das, was der höchsten Gerechtigkeit anständig ist, zu schließen. Wir glauben, mit Recht denjenigen Belohnung schuldig zu seyn, welche freiwillig etwas für uns thun, wozu sie ohne Unrecht nicht gezwungen werden konnten; und es ist unser eigener Vortheil, wenn wir sie durch den ihrigen aufmuntern, sich immer mehr Verdienste um uns zu machen. Aber die Nemesis, deren Wage das Weltall im Gleichgewicht erhält, fordert von Niemand weder mehr, als er schuldig, noch mehr, als ihm möglich ist. Um vollkommen gerecht zu seyn, bedurfte sie, menschlicher Weise zu reden, keiner andern Einrichtung, als daß die innere Richtigkeit unsrer Gesinnungen und Handlungen jeder Zeit den Grad der innern Glückseligkeit bestimmt, die mit dem Bewußtseyn derselben unmittelbar verbunden ist. Der Weise und Gute begehrt und erwartet nie eine andere Belohnung; und daraus erkläre ich mir die ruhige Gleichmüthigkeit, mit welcher Sokrates in der Stunde des gewaltsamen Todes, den seine bethörten Mitbürger über ihn verhängten, sich gegen seine Freunde über Seyn und Nichtseyn erklärt. Er glaubt in einem Leben von siebenzig Jahren des Guten genug genossen zu haben und unterwirft sich ruhig dem unbekannten Naturgesetze, kraft dessen er mit dem Tode entweder Sokrates zu seyn aufhören oder in einem neuen Leben, in der unsichtbaren Welt, auf eben die Art, wie er es in dieser war — durch sich selbst und die Verbindung mit andern Weisen und Guten — glücklich seyn werde.

Selmar. Bei Allem dem läßt sich schwerlich leugnen, daß der Glaube, vom Bewußtseyn unsrer Gesinnungen und Handlungen in das künftige Leben begleitet zu werden, öfters ein wirksames Mittel seyn kann, zum Guten aufzumuntern

oder vom Bösen zurückzuhalten; und sollte uns nicht jedes auch noch so gering scheinende Mittel, das der Schwäche unsrer moralischen Natur zu Hülfe kommt, heilig seyn?

Wilibald. Ich möchte dieß nicht ohne viele Einschränkung behaupten; denn es würde sonst allen Arten von frommen Täuschungen und Gaukeleien, deren man sich zur Beförderung guter Zwecke bedient, zu Statten kommen müssen. Doch ich habe nicht nöthig, diesen Einwurf gegen dich geltend zu machen. So wie ich die Menschen kenne, dürfte wohl der moralische Einfluß, den du jenem Glauben beilegst, etwas unendlich Kleines seyn. Es liegt nun einmal in der menschlichen Natur oder vielmehr in der Natur des Lebens selbst, daß der Mensch an den Tod und das, was auf denselben folgen mag, ohne besondere Veranlassung von außen nur sehr selten und auch alsdann meistens nur sehr flüchtig denkt und in dem warmen Lebensgefühl, worin er wie in seinem wahren Element webt und strebt, sich eines so fremdartigen Gedankens gar bald wieder entledigt.

Selmar. So wirst du mir doch dieß zugeben, daß jener Glaube, wenigstens guten Menschen, keinen geringen Trost in unverschuldeten Leiden gewähren müsse.

Wilibald. Ich hoffe, du kennst mich zu gut, als daß du mir die Absicht zutrauen könntest, irgend eine gute Seele durch meine Behauptung in ihrem Glauben irremachen zu wollen. Wenn du auf den Gang unsrer bisherigen Unterhaltung zurücksehen willst, so wirst du finden, daß wir durch Erfahrungssätze und Vernunftschlüsse, denen wir nichts Befriedigendes entgegen zu setzen hatten, zu jenen Resultaten genöthigt wurden, die du, in Ermanglung anderer aus der Natur der Sache geschöpften Gründe, mit moralischen zu bestreiten suchst, welche meistens nur so viel gelten, als man

sie gelten lassen will. Ich bin weit entfernt, das ewige Leben unsers Geistes zu leugnen: aber, da wir uns, unversehens und auf die unschuldigste Weise von der Welt, in ziemlich starke Zweifel an der Realität des gemeinen Begriffs von der Persönlichkeit nach dem Tode verwickelt fanden, glaubte ich etwas sehr Menschenfreundliches zu thun, wenn ich euch zu überzeugen suchte, der Verlust, womit wir uns bedroht sehen, dürfte wohl vielmehr Gewinn als wahrer Verlust für die Menschheit seyn. Daß unser eigentliches, den Tod überlebendes Ich dadurch, daß es aufhört, der individuelle Mensch zu seyn, den es im vorigen Leben vorstellte, nichts Bedeutendes verliere, denke ich bereits hinlänglich gezeigt zu haben. Nun hoffe ich euch zu überzeugen, wie parador meine Behauptung auch klingen mag, daß wir in unserm gegenwärtigen Menschenleben an Humanität und echtem Lebensgenuß sehr viel gewinnen würden, wenn der sadducäische Glaube, daß der Tod allen unsern jetzigen Verhältnissen und Verbindungen ein Ende mache, allgemein werden könnte.

Blandine. Ich will im voraus von ganzem Herzen auf diesen Gewinn Verzicht gethan haben, wie groß er auch immer seyn mag; aber ich bin doch begierig zu hören, worin er bestehen kann.

Wilibald. Die Sache wäre wohl einer tiefen und vollständigen Ausführung werth, wozu jetzt nicht die Zeit ist. Ich will mich also blos auf zwei oder drei Stücke einschränken, die in meinen Augen alle moralische Vortheile, welche der entgegenstehende Glaube nur immer gewähren kann, weit aufwiegen.

Selmar. Laß hören, lieber Wilibald! Du spannst meine Erwartung bis zur Ungeduld.

Wilibald. Und wenn ich euch das Geheimniß entdeckt haben werde, wird mir's damit gehen, wie dem Columbus

mit seinem auf die Spitze gestellten Ei. Sey es darum! die Sache bleibt, was sie ist. Aber Eins muß ich mir doch vorher ausbedingen, um allen Mißverständnissen und nicht treffenden Einwürfen vorzubeugen. So oft die Frage ist, wie viel oder wenig moralischen Nutzen irgend ein Glaube haben könne, kommen alle eigentlich böse, d. i. von Grund aus verdorbene Menschen in gar keine Betrachtung. Denn für diese kann nichts gleichgültiger seyn, als ob dieses oder jenes System das wahre, dieser oder jener Glaube der rechte ist. Ihnen ist Alles wahr, was ihren Leidenschaften schmeichelt, Alles recht und gut, was ein Mittel ist, ihrem Egoism die möglichste Befriedigung zu verschaffen; sie sind dermaßen in Kern und Wurzel verdorben, daß kein Glaube sie weder besser noch schlimmer machen kann. Diese aber und die noch ganz rohe Menschenclasse, die wie alle andere Thiere blos im Augenblick der Gegenwart lebt, abgerechnet, glaube ich, daß meine folgenden Behauptungen so ziemlich auf alle Menschen passen, wenn sie auch gleich in ihrem ganzen Umfang und vollen Werth nur auf die edleren und gebildeteren Classen anwendbar seyn sollten. Ich sage also, wenn die Menschen von jeher nicht anders gewußt und geglaubt hätten, als daß der Tod die letzte Linie und das eigentliche Ende ihres Menschenlebens sey, so würde dieser Glaube alle Bande der Liebe und Freundschaft, besonders alle die engern und zärtlichern Verhältnisse zwischen Mann und Weib, Eltern, Kindern und Geschwistern stärker zusammen gezogen haben. Zum Maßstab kann uns hierin dienen, was wir erfahren, wenn wir im Begriff sind, uns von einem sehr theuren Freund ohne alle Hoffnung des Wiedersehens zu trennen, oder wenn wir mit hoffnungsloser Gewißheit voraussehen, daß wir eine geliebte Person in Kurzem durch den Tod verlieren werden. Wie ganz anders

ist uns da zu Muthe, als ehedem, da wir uns mit der Aussicht schmeicheln konnten, noch eine lange Reihe von Jahren mit ihnen zu durchleben! Welch ein ganz anderes Interesse haben jetzt diese Personen und Alles, was sie sagen und vornehmen, für uns! Wie wichtig wird uns jeder noch so geringe Beweis, den wir ihnen von unserer Liebe geben, jeder frohe Augenblick, den wir ihnen noch machen können! Wie sorgsam suchen wir jede Minute, die uns jetzt mehr als ehemals ganze Tage werth ist, zu benutzen, um jeden leisesten Wunsch des Geliebten zu errathen und zu befriedigen, ihm jede Unlust zu ersparen, jede Beschwerde zu erleichtern! Alles das würde, in diesem Grade wenigstens, nicht Statt finden, wenn unsere Einbildung noch den unabsehbaren Raum von zwanzig oder dreißig Lebensjahren vor sich ausgedehnt zu sehen wähnte, in welchen alle diese, jetzt in einen so engen Zeitraum zusammengepreßten Aeußerungen unserer Zärtlichkeit sich vertheilen würden. Dieß Letztere ist nun der Fall, da ein leises, verworrenes, dunkles Gefühl, die Frucht des Glaubens, daß wir als Menschen ewig leben werden, unser Daseyn, unsere Zeit wie ins Unendliche vor uns ausdehnt. Wie nachlässig macht uns dieses dumpfe Gefühl, welches uns um einen so großen Theil wahren Lebensgenusses betrügt, in Erstattung von tausend kleinen Pflichten, von denen die Anmuth des geselligen Lebens großen Theils abhängt! Wie viele Gelegenheiten, denen, die wir lieben, Vergnügen zu machen und nützlich zu seyn oder sie mit unangenehmen Augenblicken zu verschonen, lassen wir entschlüpfen, ohne uns sonderliche Vorwürfe darüber zu machen, weil der Glaube, der unser gegenwärtiges Daseyn ins Unendliche fortlaufen läßt, der herrschende Gedanke, daß wir unsere Lieben wiedersehen und wenigstens einen Theil der alten Verhältnisse mit

ihnen in einem neuen Leben fortsetzen werden, unvermerkt das Gefühl des hohen Werthes und der vollen Wichtigkeit des Gegenwärtigen vermindert. Wären wir fest überzeugt, daß unsere zärtlichsten Verbindungen in die enge Dauer dieses Lebens eingeschränkt sind und mit dem Tode gänzlich aufhören; brächte alles auf Leben und Tod sich Beziehendes, was wir von Kindheit an hören und sehen, eine Gewißheit hierüber in uns hervor, welche unvermerkt zum dunkeln Gefühle würde und als solches im Grund unserer Seele wirkte: alle unsere sympathetischen Empfindungen würden unendlich dabei gewinnen. Wir würden milder, menschlicher, mitleidiger und nachsichtiger gegen Andere und vornehmlich weit zarter, aufmerksamer und behutsamer in unserem Benehmen gegen diejenigen seyn, mit denen wir durch engere Bande der Freundschaft und Liebe zusammenhangen. — Einen starken Beweis, daß ich mich in dieser Meinung nicht täusche, scheint mir eine Erfahrung abzugeben, welche vermuthlich die Meisten, die einer sehr geliebten Person durch den Tod beraubt wurden, gemacht haben werden. Wie lebhaft wir uns auch bewußt seyn mögen, diese Person innigst geliebt und unserer Absicht und Meinung nach Alles gethan zu haben, was sie davon überzeugen und unserm eigenen Herzen hierin ein Genüge thun konnte: so erwachen doch, wenn sie auf immer für uns verloren ist, tausend quälende Vorwürfe in unserem Innern, daß wir viel mehr, unendlich mehr hätten thun können und sollen, und unsere Einbildungskraft vereinigt sich mit unserem Gewissen, uns an unzählige besondere Fälle zu erinnern, wo wir uns ganz anders benommen hatten, als sie von uns zu erwarten berechtigt war, und als unfehlbar geschehen wäre, wenn uns in dem Augenblick, da wir fehlten, der Gedanke des Todes und einer ewigen

Trennung vorgeschwebt hätte. Ich glaube hieraus mit Grund auf die Wirkung schließen zu können, welche das vorerwähnte dunkle Gefühl auf eine strengere und sorgfältigere Erfüllung aller Pflichten der Humanität und der Liebe, wenigstens bei der bessern Art von Menschen, thun müßte. — Und wie viel sparsamer würde uns nicht der Glaube, dem ich das Wort rede, mit dem kostbarsten aller Güter machen, dessen unschätzbarer Werth durch den Umstand noch erhöht wird, daß wir es mehr als irgend ein anderes in unserer Gewalt haben, ich meine die Zeit, mit welcher wir jetzt so verschwenderisch umgehen? Was für ein ganz anderes Maß für unsere Jahre, Tage, Stunden und Minuten würde er, wenn er von jeher herrschend gewesen wäre, in unsere gewöhnliche Zeitberechnung gebracht haben? Welchen Werth würde ein Tag in unsern Augen erhalten, sobald wir ihn als einen ansehnlichen Theil unserer so enge beschränkten und überdieß noch ungewissen Existenz betrachteten? Was aber der wichtigste von allen Vortheilen ist, die jener Glaube schaffen würde, welch ein mächtiger Antrieb, dieses kurze Daseyn wohl anzuwenden, es mit guten Handlungen anzufüllen, uns um die Menschheit verdient zu machen und in Allem, was wir thun und hervorbringen, nach Vollkommenheit zu streben, müßte die Gewißheit seyn, daß es für uns, als Menschen, keine andere Unsterblichkeit gebe, als im Andenken unserer Freunde und Zeitgenossen — und, da auch diese so vergänglich sind, wie wir selbst — im Gedächtniß und in der Achtung einer nie aussterbenden Nachwelt fort zu leben, noch geliebt zu seyn, noch zu nützen, wenn wir nicht mehr sind, und durch das, was wir Schönes, Gutes und Großes im Leben gewirkt, auch nach unserm Tode noch Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende, unter ihnen fortzuwirken. Wer mit den Schriften

der Griechen und Römer vertraut ist, weiß, wie mächtig dieser herzerhebende Gedanke die Edlern unter ihnen begeisterte, weil sie das Leben im Herzen der Nachwelt für die einzige Art von Unsterblichkeit hielten, die wir in unserer Gewalt haben, und deren wir uns also mit Gewißheit versichern können.

Dieß mag genug seyn, lieber Selmar, dich vielleicht zu weiterem Nachdenken über dieses Capitel zu veranlassen. Ich für meinen Theil bin von der Wahrheit des Gesagten so durchdrungen, daß ich wenig angelegenere Wünsche habe, als daß die Zeit, je bälder je lieber, kommen möchte, wo ein für die Menschheit so wohlthätiger Glaube die Sanction der Gesetzgebung und Religion erhielte und so mächtig genug würde, alle ihm entgegenstehende chimärische Einbildungen gänzlich zu verdrängen, deren reelle Schädlichkeit durch die süßen Täuschungen, welche sie einigen zarten und schwärmerischen Seelen verschaffen, nur sehr schwach vergütet wird.

Selmar. Wie kannst du hoffen, daß dieser Glaube jemals von der Religion werde unterstützt werden, da du unter allen, die jemals auf dem Erdboden geherrscht haben, schwerlich eine einzige nennen kannst, welche den Glauben an Belohnung und Bestrafung in einem andern Leben nicht sogar zu ihrer Selbsterhaltung für nöthig gehalten hätte?

Wilibald. Führe mich nicht in Versuchung, Freund Selmar! — Alles Wünschenswürdige erwarte ich von den Fortschritten der Nachwelt. Des guten Samens ist viel ausgestreut, und ein Theil wenigstens wird aufgehen und Früchte bringen. Die Menschheit, wie langsam auch ihre aufsteigende Bewegung seyn mag, wird sich mit immer wachsender Geschwindigkeit von jeder erstiegenen Stufe zu einer höhern erheben und auf jeder sich irgend eines ihr noch anhängenden

gemeinschädlichen Vorurtheils, Irrsals und Mißbrauchs entledigen. Die Religion ist das Palladium der Menschheit, oder vielmehr, sie selbst ist die reinste, höchste Humanität, steht durch sich selbst und bedarf keiner stützenden Rohrstäbe. Jede Verfinsterung, durch welche das Menschengeschlecht schon gegangen, zog auch um ihre himmlische Gestalt einen düstern Nebel, der sie hinderte, ihm ihr Licht und ihre Wärme mitzutheilen. Aberglauben, Schwärmerei, Magie, Dämonism, Möncherei, und wie sie alle heißen, jene der Menschheit feindseligen Geister, sie setzten sich im Dunkeln an ihren Platz und wirkten, längere oder kürzere Zeit, unter ihrem Namen — was sie vermöge ihrer Natur wirken konnten. Sowie die Menschheit sich der Quelle des Lichts wieder näherte, trat auch die Religion wieder aus dem Nebel hervor, erhob sich mit ihr und wird sich von einer Lichtstufe zur andern so lang erheben, bis sie dereinst in ihrer ganzen Schöne über unsern glücklichen Nachkommen stehen und die ganze Fülle ihrer wohlthätigen Einflüsse auf sie herabschütten wird. — Möchte diese Zeit näher seyn, als einige Zeichen von böser Vorbedeutung besorgen lassen! — Und hiemit, lieber Selmar, für heute gute Nacht!

Euthanasia.

Drittes Gespräch.

Blandine. Wilibald.

Blandine. Siehst du mir's nicht an, Wilibald, daß unser gestriges Gespräch mich eine schlaflose Nacht gekostet hat?

Wilibald. Das bedaure ich, liebe Schwester. Wer hätte aber auch gedacht, daß du dir das Verschwinden eines süßen Wahns so zu Gemüthe ziehen würdest?

Blandine. Es ist mein Unglück, daß ich ein Gedächtniß habe, das nichts durchschlüpfen läßt. Mir ist kein Wort von Allem, was du gestern sagtest, entfallen; ich konnte mir deine Sophistereien (denn das sind sie doch, so Gott will!) nicht aus dem Kopfe schaffen, und da brachte ich, gern oder ungern, die ganze Nacht mit Nachsinnen zu, ob sie nicht zu widerlegen oder wenigstens zu entkräften wären.

Wilibald. Nichts soll mir angenehmer seyn, als wenn es dir gelungen ist. Ich hange, wie du weißt, nicht so fest an meinen Meinungen, daß ich nicht immer bereit wäre, sie gegen bessere zu vertauschen.

Blandine. Aufrichtig zu seyn, Bruder, wenn ich mir deine Gründe gegen die Fortdauer der Erinnerung des vorigen Lebens nach dem Tode deutlich denke, finde ich, daß es mir unmöglich ist, sie zu widerlegen. Aber kaum hab' ich sie mir aus dem Sinne geschlagen, so kehrt mein alter Glaube

wieder zurück; mir ist, als habest du mir meine Zustimmung mit Gewalt abgedrungen, mein Herz empört sich dagegen, und eine heimliche Stimme ruft mir zu, es könne und solle nicht seyn, wie du sagst. Nun sinne ich von Neuem auf Gründe, meinen Glauben zu unterstützen. Von Zeit zu Zeit dämmert ein Gedanke in mir auf, der einen erfreulichen Schein um sich wirft, aber wie ein Blitz wieder verschwindet, sobald ich ihn durch Worte festhalten will. Indessen finde ich das Gefühl, das sich dir entgegenstemmt, immer wieder in meinem innersten Herzen, und der Glaube behält über die Zweifel, wie oft sie auch das Gefecht erneuern, am Ende doch immer den Sieg. Und dennoch kann ich mich nicht enthalten zu wünschen, daß sich ein Mittel finden möchte, auch meinen Verstand auf immer zu beruhigen; was unfehlbar geschähe, wenn wir deinen Schlüssen etwas entgegen zu stellen hätten, das dem Glauben an die Fortdauer der Persönlichkeit wenigstens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gäbe.

Wilibald. Suchet, so werdet ihr finden, liebe Blandine. Vielleicht, wenn wir uns recht ernstlich dazu halten, findet sich noch dieß und das. In der That gingen ja auch meine Einwürfe nicht bis zu einem überzeugenden Beweis der Unmöglichkeit des Satzes, den ich bestritt. Am Ende stützten sie sich blos auf die Voraussetzung, daß unsre Seele nach dem Tode in allen ihren Wirkungen an eben dieselben Bedingungen gebunden seyn werde, von welchen sie in diesem Leben gefesselt war. Aber wer bürgt uns für die Wahrheit dieser Voraussetzung? Oder wer kann sie beweisen? Daraus z. B., daß die Verletzung oder gänzliche Zerstörung gewisser Organe unsers Körpers den Verlust des Gedächtnisses nach sich zieht, folgt nicht nothwendig, daß die Seele, wenn der Tod sie von den Fesseln des irdischen Lebens befreit hat, seiner Vermittlung

zu Wiederbelebung oder Auffrischung ihrer ehmaligen sinnlichen und geistigen Vorstellungen schlechterdings nicht entbehren könne. Eben so kann die Erfahrung, die wir so häufig in diesem Leben machen, daß die Länge der Zeit und die Menge neuer Vorstellungen und Beschäftigungen die Bilder der Vergangenheit zum Theil aus unserm Gedächtniß verdrängen und auslöschen, keineswegs einen überzeugenden Grund abgeben, daß eben dasselbe nothwendig stattfinden müsse, wenn die eigenthümliche Denkkraft der Seele von ihrem dermaligen Körper nicht länger beschränkt wird. Endlich läßt sich auch das Daseyn eines mit der Seele unzertrennlich vereinigten ätherischen Sinn-Organs zwar nicht beweisen; aber es ist eben so wenig erweislich, daß sie mit einem solchen Organ nicht versehen sey.

Blandine. Mich dünkt, lieber Wilibald, wir hätten schon viel gewonnen, wenn wir irgend einen Weg ausfindig machen könnten, uns das Daseyn eines solchen Seelen-Wagens (wie ihn Plato genennt haben soll) wenigstens nur wahrscheinlicher zu machen als das Gegentheil.

Wilibald. Stände uns nur der verwünschte Einwurf nicht immer entgegen, den ich gestern schon gegen alle vorgebliche Thatsachen, die in dieses Capitel gehören, geltend gemacht habe.

Blandine. Du meinst, wenn wir nur gewiß wissen könnten, daß sie wahr wären?

Wilibald. Da liegt eben der unauflösliche Knoten, liebe Seele!

Blandine. Man muß aber auch nicht gar Alles mit Händen greifen wollen, wie Doctor W**l!

Wilibald. Ich selbst könnte dir eine Geschichte erzählen, die für mich wenigstens ein desto leidigeres Räthsel

ist, da ich sie weder begreifen noch an ihrer Wahrheit zweifeln kann.

Blandine. O, ich bitte dich, erzähle! Ich bin lauter Ohr.

Wilibald. Es werden nahezu fünfzig Jahre seyn, als ich während meines langen Aufenthalts in H**** mit einer edeln Familie bekannt wurde, die in allen ihren Gliedern aus eben so sonderbaren als achtungswürdigen Personen bestand. Ich werde dich vielleicht ein andermal mit der ganzen Sippschaft bekannt machen; jetzt mag es, um mich nicht zu weit von unserm Gegenstande zu verlieren, genug seyn, wenn ich dir von der Dame, die in meiner Erzählung die Hauptrolle spielt, so viel Vorläufiges sage, als mir zu besserm Verständniß des Folgenden nöthig scheint. Ich bin zwar nicht so glücklich gewesen, sie von Person zu kennen, denn sie starb kurz zuvor, ehe ich mit ihrer Familie in nähere Verhältnisse kam; aber ich habe Alles, was ich von ihr weiß, aus den reinsten Quellen. Ueberhaupt war sie eine der außerordentlichsten Personen ihres Geschlechts und ihrer Zeit; was mit dem Umstand, daß sie der Welt immer unbekannt blieb, sehr wohl bestehen kann. Etwas Excentrisches in ihrer Natur, ein starkes Uebergewicht der Einbildungskraft, ein Herz voll Liebe, das Lesen mystischer Schriften und eine Kette von besondern, selten zusammen treffenden äußern Umständen vereinigten sich, eine ganz eigne Art von schöner und ehrwürdiger Schwärmerei zum Grundton ihres Charakters zu machen. Ich bezeichne die wesentlichsten Züge desselben mit zwei Worten, wenn ich dir sage, daß sie eine Geistesverwandtin der berühmten Madame Guyon war, deren Schicksale und mystische Liebe zu Gott und dem Erzbischof von Cambray Fenelon dir nicht unbekannt sind. Wäre sie ein Glied

der katholischen Kirche gewesen, so würde sie im Geruch der Heiligkeit gestorben und jetzt vielleicht schon kanonisirt seyn.

Wie bei allen reinen Seelen dieser Classe, war auch bei ihr die Liebe zu Gott eine nie versiegende Quelle von Werken der Menschenliebe und Wohlthätigkeit, zumal von solchen, die mit Beschwerlichkeit und sinnlicher Unlust, kurz mit dem, was die Mystiker Selbstverleugnung nennen, verbunden waren; und da ihr die Mäßigkeit ihres Vermögens nicht erlaubte, ihren Trieb, allen Nothleidenden zu helfen, ein so unbeschränktes Genüge zu thun, als ihrem Herzen Bedürfniß war, so hatte sie sich allerlei Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben, wodurch sie den armen Landleuten, unter welchen sie wohnte, nützlich seyn konnte. Sie besaß z. B. viel Geschick in Bereitung solcher Arzneien, deren diese Menschenclasse am meisten bedarf, und, da sie Alles unentgeltlich gab, rettete sie Manche, die sich aus Armuth oder unverständiger Sparsamkeit die nöthigsten Hülfsmittel versagt haben würden, wenn sie etwas dafür hätten geben müssen. Vorzüglich war sie eine eben so geschickte als glückliche Geburtshelferin. In einem Umkreis von etlichen Meilen um ihren Wohnsitz war der Glaube an ihre beinahe wunderthätige Hand bei dem dürftigsten Theil des Landvolks eben so groß, als ihre Bereitwilligkeit, ihnen mit ihrer Gabe zu dienen, grenzenlos war. Nicht selten wurde sie in der strengsten Jahrszeit und bei dem unfreundlichsten Wetter mitten in der Nacht aus ihrem Bette geholt, um einer verlassenen und an Allem Mangel leidenden Gebärerin zuzueilen, und immer war ihre Ankunft in den Augen der armen Leute die Erscheinung eines Engels, mit welchem Trost, Rettung und reichliche Spende Alles dessen, was in solchen Fällen das Nöthigste

ist, und woran es ihnen gerade am meisten fehlte, in ihre Hütte kam.

Diese Dame, die von Allen, die einen Sinn für die hohe Einfalt und Güte ihrer Seele hatten, verehrt, von Mann, Kindern und Hausgenossen geliebt und von den Armen beinahe angebetet wurde, war bei dem Allem seit mehrern Jahren mancherlei zum Theil seltsamen und unerklärbaren Zufällen unterworfen. Sie stieg z. B. öfters mitten in der Nacht, schlafend oder vielmehr träumend, aus dem Bette auf, kleidete sich an, wanderte mit geschlossenen Augen im Hause herum, verrichtete allerlei Geschäfte, und wenn sie durch irgend einen Zufall oder von ihrer Tochter (die aus vorsichtiger Liebe sie zu beobachten und zu hüten pflegte) erweckt wurde, wußte sie nicht nur nicht das Geringste von dem, was sie vorgenommen hatte, sondern fühlte sich auch unmittelbar darauf so matt und krank, daß sie ohne Hülfe kaum ihr Bette wieder zu erreichen vermögend gewesen wäre. Auch geschah es nicht selten, daß sie, mitten unter den Ihrigen bei einer häuslichen Arbeit sitzend, auf einmal in eine Verzuckung gerieth, worin sie, kalt und starr an allen Gliedern, des Gebrauchs aller äußern Sinne beraubt und einer marmornen Bildsäule ähnlich, öfters ziemlich lange beharrte, bis sie von selbst wieder ins Leben zurückkam und zu erkennen gab, daß während dieses seltsamen Paroxismus außerordentliche, aber unbeschreibliche Dinge in ihrem Innersten vorgegangen.

Blandine. Vermuthlich ist dieß eben die Dame, deren du gestern schon im Vorbeigehen Erwähnung thatest?

Wilibald. Eben dieselbe. Der erwähnte Zufall begegnete ihr so oft, daß die Ihrigen, welche anfangs dadurch in den größten Schrecken gesetzt worden waren, es zuletzt

ziemlich gewohnt wurden und, außer einigen nöthigen Vorsichtsanstalten, ihre Zurückkunft in die Sinnenwelt ruhig abwarteten; zumal da Alles ohne schlimme Folgen ablief, und sie während dieses wunderbaren Stillstandes alles äußern Lebens unbeschreiblich herrliche Dinge zu sehen und zu hören versicherte.

Dieß Alles, liebe Blandine, glaubte ich voranschicken zu müssen, um dir zu zeigen, daß die Frau von K. in jeder Betrachtung unter die ungewöhnlichsten Personen gehörte, und daß von allem Wunderbaren, was von ihr zu erzählen ist, sie selbst das Allerwunderbarste war.

Nahe an dem Orte, wo sie sich gewöhnlich aufhielt, liegt ein von dem fürstlichen Stift **** abhängiges Kloster von Benedictiner-Nonnen, welches von dem jeweiligen Abt, als sogenanntem Pater domus, aus der Zahl seiner Conventualen mit einem Probst, der über das Zeitliche des Klosters die Aufsicht hat, und mit einem Beichtiger, der die geistlichen Anliegenheiten der guten Mädchen besorgt, versehen wird. Seit mehreren Jahren hatte ein gewisser Pater Cajetan (wie ich ihn nennen will, da mir sein wahrer Name entfallen ist) die letztere Stelle verwaltet; ein Mann, der aus einer edeln niederländischen Familie stammte und seiner vorzüglichen Eigenschaften, so wie seines unsträflichen Lebens wegen in allgemeiner Achtung stand. Zwischen diesem und dem Herrn von K., der als Herr von *** ein Lehensmann des besagten Klosters war, hatte sich eine vertraute Freundschaft entsponnen, an welcher die ganze Familie um so mehr Antheil nahm, da der Mangel an einer zu ihnen passenden Gesellschaft den Umgang mit einem Manne von so vielen Kenntnissen und so gefälligen Sitten (nichts von seinem musikalischen Talente zu sagen) zu einem sehr schätzbaren Vortheil für sie machte.

Kurz, Pater Cajetan ward der Freund vom Hause und, des Unterschieds der Religion ungeachtet, von Allen nicht weniger geliebt, als ob er ein Glied der Familie gewesen wäre.

Eine geraume Zeit vor dem Ableben der Frau von K. wurde Pater Cajetan von seinem Fürsten nach Bellinzona versetzt, um auf einer dortigen Schule, die mit Lehrern aus seinem Stifte versehen werden mußte, in der Mathematik und Naturlehre Unterricht zu geben. Da diese Trennung dem wackern Benedictiner und dem Herrn und der Frau von K. gleich schmerzlich war, so versprachen sie einander, ihre Freundschaft wenigstens durch einen traulichen Briefwechsel warm zu erhalten, der denn auch zwischen beiden Theilen ziemlich fleißig geführt wurde.

Nach Jahr und Tag fiel Frau von K. in eine Krankheit, worüber die Ihrigen sich keine sorgliche Gedanken machten, weil sie die nämliche Krankheit mit eben denselben Zufällen schon mehrere Mal glücklich überstanden hatte. Sie allein dachte anders davon und sagte ihrer einzigen Tochter, die damals siebzehn oder achtzehn Jahre haben mochte, den Tag und die Stunde, wann sie sterben würde, ganz bestimmt voraus, doch mit dem ernstlichen Verbot, Niemanden, selbst den Vater, nichts davon merken zu lassen. Dieser blieb auch ganz unbekümmert und zweifelte so wenig an der baldigen Genesung seiner Gemahlin, daß er Bedenken trug, seinen Freund in Bellenz durch die Nachricht von ihrer Krankheit zu beunruhigen. Indessen war unvermerkt der Tag herangekommen, an welchem Frau von K. (ihrer Vorhersagung zufolge) sterben sollte. Sie schien sich um Vieles besser zu befinden, war sehr heiter und sprach mit ihrer Tochter (der einzigen Person, die sie an diesem Tage um sich haben wollte) von ihrem bevorstehenden Tode so gelassen, als ob von einer

kleinen Fahrt nach Z. oder B. die Rede wäre, wandte aber doch die wenigen Stunden, so sie, nach ihrem Vorgefühl, noch zu leben hatte, dazu an, ihrer noch immer zwischen Angst und Hoffnung schwebenden Tochter eine Menge guter Lehren und Warnungen zu geben. Diese schöpfte aus der Lebhaftigkeit und Freiheit der Brust, womit die vermeinte Sterbende sprach, immer mehr Hoffnung und erhielt dadurch die gelassene Fassung, worin die Mutter sie zu sehen verlangte. Gegen Mitternacht endlich richtete sich die Kranke auf und sagte mit einem ihr eigenen holden Lächeln: Nun ist's Zeit, daß ich gehe und vom P. Cajetan Abschied nehme. Mit diesem Worte legte sie sich auf die andere Seite und schien in wenigen Augenblicken sanft eingeschlafen zu seyn. Nach einer kleinen Weile erwacht sie wieder, wendet sich mit einem Blick voll Liebe und Ruhe zu ihrer Tochter, spricht noch wenige einzelne Worte und entschläft auf immer.

An eben diesem Tage und (wie es sich in der Folge zeigte) in eben dieser Stunde saß Pater Cajetan zu Bellinzona in seinem Zimmer am Schreibtisch, bei einer Studirlampe, mit Ausrechnung einer mathematischen Aufgabe, die er am folgenden Tage seinen Lehrlingen vortragen wollte, ernstlich beschäftigt und an nichts weniger als an seine Freundin denkend, von deren Krankheit er nicht die geringste Kunde hatte. An einer Seitenwand neben der Thür des Zimmers hing seine Pandore, ein Instrument, das er liebte und sehr geschickt zu spielen wußte. Auf einmal hört er die Pandore einen starken Knall, als ob der Resonanzboden gesprungen sey, von sich geben. Er fährt auf, sieht sich um und erblickt mit einem Schauder, der ihn einige Augenblicke unbeweglich macht, eine weiße, der Frau von K. vollkommen gleichende Gestalt, die ihn mit freundlichem Ernst ansieht und verschwindet. Er faßt

sich wieder, ist sich aufs deutlichste bewußt, daß er wacht und die Gestalt seiner mehr als dreißig Meilen von ihm entfernten Freundin gesehen hat; er untersucht die Pandore und findet den Resonanzboden gesprungen. Er weiß sich eine so sonderbare Erscheinung nicht zu erklären, kann aber doch die ganze Nacht durch den Gedanken nicht los werden, daß sie ihm vielleicht den Tod der Frau von K. angekündigt habe. Er schreibt mit der nächsten Post an ihren Gemahl, erkundigt sich mit einer Unruhe, deren Ursache er jedoch verschweigt, nach ihrem Befinden, erhält die Nachricht von ihm, daß sie in eben derselben Stunde, da er die Erscheinung hatte, gestorben sey, und entdeckt ihm nun in einem zweiten Briefe, was ihm in der nämlichen Stunde begegnet war. — Was sagst du nun zu dieser Anekdote, Schwester?

Blandine. Gestehe mir's aufrichtig, bist du von ihrer Wahrheit überzeugt?

Wilibald. Du mußt nicht mehr von mir verlangen, als ich gewähren kann. Ich habe sie unmittelbar aus dem Munde des damaligen Fräuleins von K. Diese war zu der Zeit, da sie mir bekannt und (wie ich nicht berge) sehr interessant wurde, eine gute unverfälschte Tochter der Natur, nicht ohne Bildung, aber mit der Welt gänzlich unbekannt. Sie hatte von ihrer Mutter, an welcher sie wie eine Frucht am Zweige hing, eine starke Anlage zu frommer und zärtlicher Schwärmerei geerbt und lebte mehr in einer Zauberwelt von dichterischen und mystischen Ideen, als in der wirklichen, die ihr fremd und gleichgültig war. Gleichwohl bin ich völlig überzeugt, daß sie mir nichts als die reine Wahrheit sagen wollte, d. i. kein Wort mehr, als was sie selbst für wirkliche Thatsache hielt und, allen Umständen nach, halten mußte. Nicht weniger Ursache habe ich, an die zuverlässige Wahrhaftigkeit

des wackern Benedictiners zu glauben, der in einem zu guten Ruf stand, als daß seine Versicherung, von der Krankheit der Frau von K. nicht das Geringste gewußt zu haben, bezweifelt werden könnte; zumal da sich schlechterdings nicht absehen läßt, was für einen Nutzen er von einer Lüge über diesen Punkt hätte ziehen können. Dieß ist aber auch Alles, meine Liebe, wofür ich mich verbürgen kann. Täuschte sich die sterbende Frau von K., da sie ihrer Tochter sagte: sie wolle nun gehen und vom P. Cajetan Abschied nehmen? Täuschte sich dieser, da er plötzlich die Gestalt seiner Freundin vor sich zu sehen glaubte? War es bloser Zufall, daß die Stunde der Erscheinung mit derjenigen, worin die Sterbende ihm erscheinen wollte, zusammentraf? Auf alle diese Fragen habe ich keine andere Antwort zu geben, als den ewigen Refrain der Zweifler: Es ist mir nicht klar, ich weiß es nicht.

Blandine. Ich dächte doch, es ließe sich noch etwas Besseres darauf antworten. Wenn ich diesen Abend zu Louisen sagte: Morgen um fünf Uhr soll dein Vater einen frischen Strauß von Maiblümchen auf deinem Schreibtische finden, und du fändest um diese Zeit wirklich einen solchen Strauß auf deinem Tische, wirst du glauben, er sey durch einen blosen Zufall dahin gerathen? Ist es mit der Erscheinung der Frau von K. nicht derselbe Fall? Sie sagt, sie wolle gehen, um von einem abwesenden Freund Abschied zu nehmen; und einige Augenblicke darauf erblickt dieser ihre Gestalt in seinem Zimmer, und dieß zu einer Zeit, da seine ganze Aufmerksamkeit auf eine mathematische Ausrechnung geheftet ist, da er an nichts weniger als die Sterbende denkt und kein Wort von ihrem Krankseyn weiß. Wenn ein solches Zusammentreffen Zufall ist, so möchte ich wohl wissen, was man absichtliche Ursache und Wirkung nennen kann. Wie hätte

Pater Cajetan unter diesen Umständen sich selbst täuschen oder getäuscht werden können? — Nimm dazu noch das Zerspringen der Pandore, wodurch er aufgeschreckt und bewogen wurde, nach dem Orte, wo die Gestalt seiner Freundin sichtbar war, hinzuschauen. Ein Instrument kann ja wohl aus irgend einer zufälligen Ursache einen Riß bekommen und einen Knall thun; aber, daß dieß gerade in dem Augenblick geschah, wo die Erscheinende (welche vermuthlich dazu nur wenige Augenblicke in ihrer Gewalt hatte) seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte, das scheint mir ein ziemlich handgreifliches Zeichen, daß hier ein absichtliches Verhältniß von Ursache und Wirkung Statt fand.

Wilibald. Gut! Angenommen also, daß diese Erscheinung der Frau von K. unmittelbar vor ihrem Tode eine wirkliche Thatsache sey, was für Folgerungen glaubst du daraus ziehen zu können?

Blandine. Erstens: es sey also möglich, daß unsere Seele, wenigstens kurz vor der gänzlichen Trennung von ihrem Körper, aus demselben herausgehen und ihre Gegenwart anderswo offenbaren könne; zweitens: daß die Erscheinung der eigensten Gestalt der Frau von K., da sie sich schwerlich auf eine andere Weise erklären läßt, für einen Beweis gelten müsse, daß sie es selbst gewesen sey, die ihm in dieser Gestalt erschien; drittens: daß sie also entweder die Gabe gehabt haben müßte, sich in aller Geschwindigkeit aus einem sichtbaren Stoffe einen neuen, ihrem irdischen Körper völlig ähnlichen Leib anzubilden, oder, daß es mit dem ätherischen Körper, von welchem gestern die Rede war, seine Richtigkeit habe, und daß dieser das Vermögen besitze, nach dem Willen der Seele in wenigen Minuten so viel gröbern Stoff aus der Luft an sich zu ziehen, als nöthig ist,

um sichtbar zu werden. Nun scheint mir jenes ungleich weniger natürlich und begreiflich zu seyn, als dieses; ich halte mich also an das Letztere und glaube, durch die Erscheinung der Frau von K. für die Existenz des ätherischen Seelen-Organs ein Großes gewonnen zu haben.

Wilibald. So rasch geht es bei mir nicht, liebe Blandine; ich sehe in deinen Resultaten noch eine Menge unauflöslicher Schwierigkeiten. So bestehen z. B. alle unsere gestrigen Einwürfe gegen das ätherische Seelen-Organ noch immer in ihrer vollen Kraft, und, es sey nun, daß du den sichtbaren Leib, welchen es sich in der Geschwindigkeit angebildet haben soll, für ein Werk der Natur oder für ein Kunstgebilde erklären wolltest, so bleibt immer unbegreiflich, wie das Seelen-Organ oder die Seele selbst zu dem Naturvermögen oder zu der Kunstfertigkeit gekommen seyn sollte, sich in wenigen Minuten mit einem solchen Leibe zu bekleiden. Aber noch viel unbegreiflicher ist, wie und warum die Seele der Frau von K. das sonderbare Vorrecht besessen haben sollte, nach Belieben aus ihrem Leibe auszuwandern und wieder dahin zurück zu kommen. Denn, daß dieß keine Eigenschaft aller menschlichen Seelen sey, bedarf doch wohl auch für dich keines Beweises? Bei uns Andern ist die Seele so lange, bis der wirkliche Tod erfolgt, durch so starke, wiewohl unendlich feine Faden mit unserem Leibe verwebt, daß es ihr, wie stark und leidenschaftlich ihr Wollen und Streben auch wäre, schlechterdings unmöglich ist, sich ohne Hülfe ihres gröbern Körpers nur aus einem Zimmer in ein anderes zu versetzen. Ich finde also das willkürliche Herausgehen der Seele unserer Dame aus ihrem Leibe nicht nur unbegreiflich, sondern geradezu unmöglich; es wäre denn, daß du (mit deiner Erlaubniß!) an die Feenmährchen der Dame

d'Aunoy und an die Kraft des Zauberwortes Quiribini glaubtest.

Blandine (lachend). Du machst mich mir selbst lächerlich, Bruder, und das ist nicht sehr artig von dir. Könnte denn nicht die sterbende Frau von K. sich bereits vom Leibe so weit losgewunden haben, daß sie, so zu sagen, nur noch an einem einzigen, freilich ziemlich langen Faden an ihm hing, an welchem sie, gleichsam wie eine Spinne, bis zu ihrem Freund nach Bellenz und von da wieder in ihren Leib zurücklief —

Wilibald. Um das Reißen dieses letzten Fadens vollends abzuwarten?

Blandine. Allerdings! Denn, wenn sie selbst ihn zerrissen hätte, wäre das nicht wahrer Selbstmord gewesen? — Aber, ernsthaft zu reden, was sollen wir denn von dieser seltsamen Geschichte denken?

Wilibald. Daß sie eine nicht zu bezweifelnde, aber unbegreifliche, unglaubliche, übernatürliche Thatsache ist und folglich, wie wahr sie auch seyn mag, keine Resultate geben kann.

Blandine. Das ist recht ärgerlich! Ich möchte so gern was daraus schließen können.

Wilibald. Es ließe sich ja wohl noch Ein und Anderes zu ihrem Behuf vorbringen; z. B. daß ein Geist, unter gewissen besondern Umständen, ohne an Raum und Zeit gebunden zu seyn, auf einen andern Geist wirken könne, und daß unsre Dame in dieser Weise auf das Innerste ihres Freundes gewirkt und ihre Gestalt seiner Phantasie vorgespiegelt habe.

Blandine. Aber konnte ihr Geist auch eben so unmittelbar auf den Resonanzboden seiner Pandore wirken?

Wilibald. So geht es uns, Blandine, wenn wir uns Unbegreifliches durch Unbegreifliches — begreiflich machen wollen! Der heilige Kirchenvater Augustinus könnte uns vielleicht noch andern Ausweg zeigen. Die Seele, sagt er irgendwo, ist da, wo sie liebt.

Blandine. Wenn dieß buchstäblich wahr wäre, Bruder, müßten wir beide, du und ich, wohl auch etwas davon wissen. In einem gewissen Sinn ist die Seele freilich nicht nur da, wo sie liebt, sondern auch da, wohin sie sich denkt. Wenn ich in Vossens Homer lese, bin ich mitten in Troja, mitten im Lager der Griechen, im Olympus, auf der Erde, bei den Phäaken und in Ithaka. Aber diese Erklärungsart löset das Räthsel deiner Erscheinungs-Geschichte nicht auf.

Wilibald. Wir thun also wohl am besten, liebe Blandine, wenn wir uns unsere Unwissenheit in dämonischen Dingen aufrichtig gestehen und uns darüber in dem Gedanken beruhigen, daß etwas, was wir unmöglich wissen können, uns vernünftiger Weise eben so wenig kümmern sollte, als was der Mann im Mond (wenn einer ist, und wenn er was zu essen braucht und hat) heute zu Mittag gegessen habe.

Blandine. Das möchte angehen, wenn uns das Verlangen, zu wissen, wie es mit denen, die wir lieben, und mit uns selbst nach dem Tode stehen werde, nur nicht so natürlich wäre.

Wilibald. Natürlich! Ich meines Orts möchte vielmehr behaupten, daß es dem Menschen gar nicht natürlich ist, an den Tod zu denken. Ich zähle jenes vorwitzige Verlangen unter die vielen erkünstelten Begierden, die uns durch die Erziehung und überhaupt durch den Einfluß der bürgerlichen Gesellschaft, worin wir leben, eingepflanzt werden. Und doch denken wir, dieses fremden Einflusses

ungeachtet, selten ernstlich und anhaltend an den Tod und werden meistens von ihm überschlichen, ohne ihn gewahr zu werden.

Blandine. Wenn wir aber an ihn denken müssen — und dazu gibt es doch genug Veranlassungen — so wäre doch gut, wenn man mit Ruhe und mit fröhlichen Erwartungen an ihn denken könnte.

Wilibald. Und wer in der Welt sollte mit Ruhe und frohem Muthe an den Tod denken können, als ein so unschuldiges und gutes Wesen wie du? Denn ich wenigstens kenne dazu kein anderes Mittel, als das Geheimniß des alten Sokrates, das Bewußtseyn eines wohlgeführten Lebens. Erinnere dich der tiefen Ruhe, womit unsere Fannia — in welcher auch nicht ein Fünkchen Schwärmerei jemals geglommen hatte — dem Tod entgegen sah! Das Bewußtseyn, daß man nie Böses, immer nur das Gute gewollt und nach Vermögen gethan hat, setzt das Gemüth, vornehmlich in den letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die Religion verspricht, nennen möchte. Wer sich in diesen Augenblicken Gutes bewußt ist, traut der ganzen Natur Gutes zu, ist ohne Furcht und Sorge für die Zukunft und erwartet gelassen und getrost was da kommen wird. Ein solche Seele senkt sich, wie ein Kind in den Busen der Mutter, mit voller Zuversicht in den Schoß des Unendlichen und schlummert dann unvermerkt aus einem Leben hinaus, worin sie nie wieder erwachen wird. Dieß, liebe Blandine, ist, nach meiner Ueberzeugung, im reinsten Sinne des Wortes, was meine alten Griechen Euthanasia nannten, die schönste und beste Art zu sterben; und da sie von einer Bedingung abhängt, die immer in unsrer Gewalt ist, warum sollten wir

uns vergebliche Mühe machen, den undurchdringlichen Vorhang wegzuziehen, der das Leben nach dem Tode vor uns verbirgt? — Zwar sehe ich nicht, warum wir, in schwächern Augenblicken, nicht befugt seyn sollten, mit der liebenswürdigen Elisa Rowe den süßen Träumereien des Herzens und der Phantasie nachzuhängen oder mit Eduard Young auf die erhabensten Ahnungen eines über die Sinnenwelt emporstrebenden Geistes zu horchen; aber von Allem, was guten Menschen gewiß ist, das Gewisseste bleibt doch immer, daß sie sich nicht betrügen können, wenn sie in ruhiger Ergebung und gleichsam mit geschlossenen Augen bis zum letzten Athemzug das Beste hoffen.

Blandine. Mein Herz sagt mir, daß du Recht hast, Bruder, und dabei soll es für immer bleiben.

Stilpon.

Ein patriotisches Gespräch über die Wahl eines Oberzunftmeisters von Megara.

Allen aristokratischen Staaten, die ihre Regenten selbst erwählen, wohlmeinend zugeeignet. 1774.

Einleitung.

Jedermann wird uns eingestehen, daß der erste Minister des berühmten Königreichs Lilliput, um die Lilliputer und ihre Nachkommenschaft glücklich zu machen, ein Mann von eben so großen Talenten, Kenntnissen und Tugenden seyn mußte, als ob er Frankreich oder Spanien zu verwalten gehabt hätte. Vorausgesetzt, daß diese Lilliputer eine Art von Menschen sind, möchten sie, mit uns gemessen, so klein als die Käsemilben seyn, es würde immer ein Cecil oder Sully oder Colbert oder eine Vereinigung mehrerer Männer von diesem Werth erfordert, um Lilliput wohl zu regieren; und insofern nur in diesen Ministern der Geist eines Cecils, Sully's oder Colberts wirkte, möchten sie immerhin nur fünf oder sechs Daumen hoch seyn; dieß hätte nichts zu bedeuten.

Wenn dieß in Absicht der Minister von Lilliput richtig ist, warum sollte nicht das Nämliche von den Vorstehern eines jeden kleinen Staates gelten? — Gleichwohl ist das gemeine Vorurtheil wider die kleinen Staaten. Man pflegt sie gewöhnlich mit Verachtung anzusehen, blos weil sie klein sind; und wer z. B. zu Wien, Berlin oder Hannover im Ernste von einem Aristides, Cato oder Cicero der Reichsstadt Pfullendorf spräche, würde gewiß von den meisten seiner Zuhörer so angesehen werden, als ob er etwas sehr Ungereimtes gesagt hätte.

Ich will damit weder bejaht noch verneint haben, daß es in Pfullendorf oder irgend einer andern Reichsstadt jemals einen Aristides, Cato oder Cicero gegeben habe. Ich behaupte nur, daß es ein möglicher Fall sey, und daß die kleinste aller Republiken eben so gut Männer von diesem Schlage in ihrem Schoße hegen könne, als es möglich ist und sich vermuthlich schon oft zugetragen hat, daß der Herr von einem Paar Dörfern ein Titus oder Antonius gewesen wäre, wenn der Himmel für gut befunden hätte, ihn über Viel zu setzen.

Wenn Männer von großem Geist und Herzen in kleinen Staaten, z. B. in Abdera oder Megara, verhältnißweise seltner sind, als in großen — denn selten sind sie überall und zu allen Zeiten — so lassen sich davon ein paar sehr gute Ursachen angeben. Eine davon liegt in den Schwierigkeiten, in einem Megara ein großer Mann zu werden, und die andere in den Schwierigkeiten, es zu seyn.

Ordentlicher Weise wird man nur dann ein großer Mann, wenn man durch die Erziehung dazu gebildet, durch Beispiele aufgefordert, durch Ruhmbegierde oder Hoffnung glänzender Belohnungen angefeuert wird. Keine von diesen Ursachen hat gewöhnlich in sehr kleinen Staaten Platz. Wenn wir Sparta (welches freilich nur eine kleine Republik war, aber einen großen Mann zum Gesetzgeber gehabt hatte) und das alte Rom (welches schon in seinen ersten Anfängen die ganze Anlage seiner künftigen Größe enthielt) ausnehmen, so ist vielleicht keine kleine Republik zu nennen, in welcher Erziehung und Beispiel vortreffliche Bürger hervorgebracht hätten. Und wie sollten Belohnungen diese Wirkung thun können in einem Staate, dessen Armuth kaum für seine dringendsten Bedürfnisse hinreicht? Gewiß eben so wenig

als die Hoffnung des Nachruhms oder wenigstens der Hochachtung seiner Zeitgenossen. Denn was für Hoffnung könnte sich der obbesagte Cato oder Aristides der Reichsstadt Pfullendorf machen, in den Jahrbüchern der Menschheit zu glänzen? Er, der im mindesten nicht darauf rechnen kann, nur wenige Meilen außerhalb der Ringmauern seiner Vaterstadt für den Mann, der er ist, bekannt zu werden? Ihm gilt es also ganz eigentlich, was Cicero den alten Scipio zu seinem Enkel sagen läßt: Durch ihren eigenen Reiz muß dich die Tugend zu edeln Thaten ziehen! Das Bewußtseyn seines Verdienstes ist die einzige gewisse und würdige Belohnung, auf die er zählen kann. Aber was für feinen Thon muß die Natur nehmen, um solche Herzen zu bilden! und wie selten thut sie das!

Noch größer sind in kleinen Republiken gewöhnlich die Hindernisse, die ein Mann überwinden muß, um wirklich große Dienste zu leisten. Nirgends findet man — die Natur der Sache bringt es so mit sich — eingeschränktere Seelen, härtere Köpfe, kältere Herzen; nirgends mehr Eigensinn, Eifersucht, Neid, Wankelmuth, Falschheit; nirgends hartnäckigere Vorurtheile; nirgends mehr Trägheit zu Unternehmungen, die keinen Privatnutzen versprechen; nirgends mehr Widerwillen gegen Alles, was Dummköpfe Neuerungen nennen — als in kleinen Republiken.

O Abderiten, Abderiten! — pflegte Demokritus seinen geliebten Landsleuten zuzurufen: sträubt euch doch nicht so gegen Neuerungen! Alles Alte bei euch taugt nichts; Alles muß neu zu Abdera werden, wenn es gut werden soll!

Aber wie sollte diese Denkungsart in kleinen Republiken nicht Ketzerei seyn? Jeder Schritt, den man darin zum Bessern thun will, geht über ehrwürdige oder verjährte

Mißbräuche; und bei jedem Mißbrauch, auf den man tritt, schreien etliche — wackere Leute, denen es wehe thut. Daher der Haß, der in solchen Gemeinheiten das wahre Verdienst zu drücken pflegt. Daher, daß es als eine Art von Hochverrath angesehen wird, wenn ein Mensch von gesundem Kopfe sich die Freiheit nimmt, die Gebrechen der Staatsverwaltung wahrzunehmen. Wie dem guten Ovid, wird es hier oft einem armen Schelme zum Verbrechen gemacht, mit seinen Augen gesehen zu haben, was die Herren nicht wollen daß man sehen soll. In diesem Stücke konnte der Despotismus unter den alten Cäsarn selbst nicht strenger seyn, als er es oft in dem kleinsten Städtchen oder an dem kleinsten Höfchen ist.

Die große Schwierigkeit, einen kleinen Staat wohl zu regieren, liegt nicht in seiner Kleinheit; denn, wahrlich, nur tausend Männer, die mit zusammen gesetzten Kräften auf einen Punkt los arbeiten, können schon Wunder thun. Die Schwierigkeit liegt blos darin, „tausend Leute zu — Männern zu machen, und dann, in diese Männer einen gemeinschaftlichen Geist zu hauchen, der alle ihre Bewegungen nach einem gemeinschaftlichen Endzweck richte." — In kleinen Staaten ist dieß oft so schwer, als die gefabelten Wunder des Orpheus und Amphion.

Diese Betrachtungen haben mich öfters bewogen, einen Bürgermeister einer unbedeutenden Reichsstadt oder einen Vorsteher einer kleinen helvetischen Republik mit eben der Ehrfurcht anzusehen, womit man die Bilder der großen Männer des alten Griechenlandes und Roms anzusehen pflegt. Ich könnte mehr als Einen nennen, auf dessen Grab ein schlechter, von Reisenden unbesuchter Stein liegt — dessen Bild auf Münzen und Cameen die Cabinete der Kenner

zieren und die Alterthumsforscher beschäftigen würde, wenn er das in Rom gethan hätte, was er in seinem kleinen Vaterlande that.

Aber wozu dieser Eingang? — Blos dazu, damit sich nicht manche unserer Leser abschrecken lassen, wenn sie sehen, daß es in dem folgenden Gespräche nur darum zu thun ist, ob Lampus oder Gorgias oder Megillus Oberzunftmeister in der kleinen Republik Megara werden soll? — einer Republik, die schon längst nichts mehr ist, und die in der That, als sie noch etwas war, wenig mehr als nichts war.

Den Megarern war an der Auflösung dieses Problems sehr viel gelegen; und wer weiß, ob nicht an der Art, wie es in des Philosophen Stilpon kleinem Gartensaal aufgelöst wurde, mancher kleinen und großen Republik um ein Merkliches mehr gelegen seyn möchte, als an der Frage:

Ob Scaramuz, ob Scapin besser tanze?

Stilpon befand sich eines Abends in seinem Garten und half seinem kleinen Knaben Schmetterlinge fangen; — denn, wiewohl der Knabe schon sechs volle Jahr alt war, wußte er doch nichts von Metaphysik, Geographie, Astronomie, Weltgeschichte, Moral, Statistik, Grammatik und Dialektik; und Stilpon, wiewohl er ein Philosoph war, schämte sich nicht, eines so unwissenden Knaben Vater zu seyn, sondern half ihm, wie gesagt, Schmetterlinge fangen — als man ihm sagte, daß die Rathsherren Kleon und Eukrates in seinem Gartensaale wären.

Diese Herren waren seine Freunde, so gut als Rathsherren Freunde eines Philosophen, der kein Rathsherr ist, seyn können; sie schätzten ihn hoch, fragten ihn öfters um Rath, wiewohl gemeiniglich erst, wenn es zu spät war, und, wenn es auch nicht zu spät war, folgten sie ihm doch selten. Denn (sagten sie) sein Rath ist zwar gut; es ist klar, daß man es so machen müßte, wenn man's recht machen wollte; aber — es läßt sich nicht thun; Stilpon würde das eben so gut einsehen, als wir, wenn er ein Rathsherr wäre.

Der Philosoph vermuthete die Ursache ihres Besuchs und vernahm bald, daß er sich nicht geirret hatte. Die guten Männer waren in großer Verlegenheit; denn in der Lage, worin sich ihre Republik damals befand, war dem gemeinen Wesen an der Wahl eines Oberzunftmeisters unendlich viel

gelegen; und sie beide meinten es gut mit ihrem Vaterlande, zumal wenn sie wohl verdauten, gut schliefen und keine besondre Ursache hatten, fünf für gerade gelten zu lassen.

Rathen Sie uns, Stilpon, sagten sie: helfen Sie uns, wenn Sie können; nie hat sich Megara in einem gefährlichern Augenblicke befunden. Der Tod des rechtschaffnen Demokles hat alles Gute, was er angefangen hatte, unvollendet gelassen. Die Redlichen haben ihren Beschützer verloren; die Uebelgesinnten schöpfen Hoffnung, und diejenigen, in deren Dummheit oder bösem Willen Alles, was zum gemeinen Besten unternommen wurde, immer den entschlossensten Widerstand fand, stehen an der Spitze aller Dummköpfe und bösen Buben bereit, die Republik zu überrumpeln. Die Wackelköpfe — wackeln, und die Schiefdenker, die überall Gefahr sahen, wo keine war, wissen sich jetzt viel mit ihrer Scharfsichtigkeit — das Schwert nicht zu sehen, das an einem Pferdehaar über uns hängt. Alle, die durch Abstellung der alten Mißbräuche verloren haben (und Sie wissen, Stilpon, wie groß ihre Anzahl ist), glauben ihre Wiederherstellung als ein Recht fordern zu können und arbeiten mit Eifer für denjenigen, dessen Schwäche oder verkehrte Denkungsart ihnen die meiste Hoffnung gibt, zu ihrem Zwecke zu kommen. Was wird das kleine Häufchen der Wohlgesinnten gegen sie vermögen? zumal da wir nichts weniger als zusammen stimmen. Denn Einige haben den Muth nicht, etwas zu wagen; Andre sind schwach genug, Masken für Gesichter anzusehen; Einige sind es so sehr, daß sie sich einbilden können, ein Mann, den sie in hundert Fällen ungerecht, boshaft, falsch, rachgierig handeln gesehen haben, werde doch wohl kein so schlimmer Mensch seyn und — zum hundert und ersten Male auch so handeln. Kurz, guter Stilpon, wir sind in

unmittelbarer Gefahr, in die Hände eines Lampus oder eines Megillus zu fallen.

Das ist, sagte Stilpon, ungefähr so viel, als entweder an Scylla zu stranden oder von Charybdis verschlungen zu werden. Die Wahl ist nicht die angenehmste. Lampus ist schwach, Megillus boshaft; und die Megarer, wenn sie ihre Wohlfahrt von dem Einen oder dem Andern abhangen machten, was wären die?

Kleon. Sie kennen die Welt, Stilpon, und Ihnen sollte fremd vorkommen, was beinahe täglich geschieht? Wie oft befinden sich die ehrlichsten Leute in dem traurigen Falle, aus zweien Uebeln eines wählen zu müssen!

Stilpon. Da bedaure ich diese ehrlichen Leute!

Kleon. So bedauern sie uns beide. Sie kennen unsre Lage. Lampus oder Megillus — Scylla oder Charybdis, wie Sie sagten! — Es steht nicht in unsrer Macht, zu verhindern, daß nicht Einer von diesen Beiden erwählt werde: aber wir haben wenigstens so viel Einfluß, daß wir die Wahl auf den Einen oder den Andern lenken können. Und eben dieß ist, was uns verlegen macht.

Stilpon. Aber was haben denn die armen Megarer gethan, daß sie nun schlechterdings einem Lampus oder Megillus aufgeopfert werden sollen? Bedenken Sie, meine guten Herren, daß eine einzige große Thorheit oder Uebelthat, die ein solcher Mann begehen wird, dem es an den Fähigkeiten oder an der Tugend, die sein Platz erfordert, mangelt, Folgen haben wird, deren Schädlichkeit noch die Kinder ihrer Enkel fühlen müssen! Fehlt es denn so gänzlich an rechtschaffenen Männern in Megara? Könnte die Wahl nicht für Einen von Ihnen Beiden entschieden werden? Warum soll der Mann, der uns regieren soll, nun eben

schlechterdings einen schwachen Kopf oder ein schlechtes Herz haben?

Eukrates. In der gegenwärtigen Lage der Sachen werden wir uns vielleicht noch glücklich schätzen müssen, wenn es uns nicht noch schlimmer geht. Wissen Sie denn nicht, daß Gorgias Himmel und Erde bewegt, um seine beiden Mitbewerber zu verdrängen, und daß er, wenn keiner von diesen obsiegt, die größte Hoffnung hat?

Stilpon. Dieß wäre in der That noch schlimmer als schlimm. Ein verschobenes Gehirn und ein verkehrtes Herz in einem Menschen vereiniget — an der Spitze der Republik, wäre gerade, was wir nöthig hätten, um unfehlbar verloren zu gehen. — Daß es nur möglich seyn soll, so etwas besorgen zu müssen! — Der blose Gedanke empört meine Seele gegen alle eure Republiken und policirten Staaten, in welchen — und in welchen allein — solcher Unsinn möglich ist! — O ihr glücklichen Baktrianer und Korasmier! wer wollte nicht lieber mit euch unter Zelten oder in Grotten, Laubhütten und hohlen Bäumen wohnen? Ihr seyd frei, und wenn ihr einen Anführer braucht, so ist es der beste Mann unter euch! — Und wir — vergeben Sie, meine Herren! — der Gedanke, daß Sie der armen Republik wohl gar einen Gorgias zum Vorsteher geben könnten, hat mich einen Augenblick umgeworfen, wie Sie sehen. Sie wissen, daß es mir für meine Person gleich viel seyn kann, wer uns regiert. Aber ich kann und will es nicht dahin bringen, für das Glück oder Unglück meiner Nebenmenschen gleichgültig zu werden.

Eukrates. Wir eben so wenig, guter Stilpon; und blos darum, weil wir überzeugt sind, daß der Republik kein größeres Unglück begegnen könnte, als die Beute eines Gorgias zu werden, sind wir zu Allem entschlossen, was

ein Mittel, dieses Aergste von ihr abzuwenden, werden kann.

Kleon. Es ist wahr, Gorgias hat wenig Freunde. Wer sollte den Mann lieben, von dem auch der schamloseste, feileste Lobredner keine einzige edle Neigung, keine einzige gute That anzuführen wußte, um die Schwärze seines Charakters nur durch eine lichte Stelle zu mildern? Den Mann, den irgend ein feindseliger Dämon mit einer so unglücklichen Sinnesart gestraft hat, daß man nur alle diejenigen, die er haßt und verfolgt, zu zählen braucht, um die verdienstvollsten und liebenswürdigsten Personen von Megara herzuzählen!

Eukrates. Dessen ungeachtet hat er sich einen Anhang zu machen gewußt. Ja, die Meisten sind ihm gerade darum ergeben, weil sie ihn als einen übelthätigen und unversöhnlichen Mann kennen. Die Furcht thut bei vielen Menschen die Wirkung der Liebe. Darauf verläßt sich Gorgias: sie mögen mich immer hassen, denkt er, wenn sie mich nur fürchten! — Die Uebrigen halten zu ihm, weil sie selbst so dumm und unwissend sind, daß er ein Mann von Einsicht und Geschicklichkeit in ihren Augen ist, ungeachtet ein paar Dutzend Kunstwörter, etliche wohl oder übel angebrachte Sprüche, die er aus irgend einer Sammlung gestohlen hat, und einige subalterne Talente, die ihn allenfalls fähig machten, ein mittelmäßiger Sykophant oder ein erträglicher Schreiber zu seyn, sein ganzes Verdienst ausmachen. Wie dem auch sey, genug, er hat seinen Anhang; er wird unter der Hand von den Athenern unterstützt; er ist reich und hat vermittelst einer Freigebigkeit, die durch ihren Beweggrund vielleicht zu seinem größten Verbrechen wird, einen ansehnlichen Theil des Volkes so sehr bethört, daß sie ihn heute

noch zum Oberzunftmeister machen würden, wenn die Wahl vom Volk abhinge. Gorgias ist also furchtbar. Wenn wir nicht vorsichtig sind, wird er sich zwischen Lampus und Megillus hinein drängen, und o der glücklichen Zeiten, die wir dann erleben werden!

Stilpon. Ich wüßte wohl einen Rath, aber er ist nur für unsre Urältervàter gemacht. Leute wie wir müssen sich Alles gefallen lassen.

Kleon. Das wäre hart, guter Stilpon! So sehr wollen wir uns selbst nicht verlassen. Da wir keine Hoffnung haben, der Republik so viel Gutes thun zu können, als wir wünschten, so muß es nun unsere Sorge seyn, ihr so wenig Böses zufügen zu lassen als möglich. Wenn man einmal in der unseligen Nothwendigkeit ist, aus zwei oder drei Uebeln eines zu erwählen, so ist da weiter nichts zu thun, als so genau als möglich abzuwägen, welches das leichteste sey, und dann herzhaft zuzugreifen.

Eukrates. Dieß ist es auch eigentlich, was uns zu Ihnen führt, Stilpon. Wir wollten Sie um Ihren Rath bitten. Unglücklicher Weise können wir, Kleon und ich, uns nicht vergleichen, ob Lampus oder Megillus das kleinere Uebel sey. Lampus ist ein Schwachkopf, Megillus böse, Gorgias Beides. Die beiden Ersten zusammengenommen sind ungefähr so schlimm, als der Letzte allein; aber daraus folgt nicht, daß Einer von ihnen gerade so viel wiegt, als der Andre. Megillus, so schlimm er ist, hat Verstand, sage ich; Lampus ist arm an Geist, aber er hat ein gutes Herz, sagt Kleon. Kleon ist für das Herz, ich für den Verstand: welcher von uns Beiden hat Recht? Was ist Ihre Meinung, Stilpon?

Stilpon. Die Frage ist ungefähr wie diese: Wir brauchen zu einer Reise nach Syrakus einen Steuermann;

wer taugt besser dazu, ein Tauber oder ein Blinder? Ich gestehe Ihnen, meine Herren, ich habe einige Zweifel gegen das gute Herz Ihrer Dummköpfe und gegen den Verstand Ihrer Schurken. — Sie erlauben mir doch, den Dingen ihren rechten Namen zu geben? Es ist eine böse Gewohnheit, die mir noch von dem ehrlichen Diogenes anklebt, den ich, wie Sie wissen, solang er lebte, als meinen Meister ehrte — Aber ich bin ein Mann, der sich berichten läßt. Lassen Sie hören!

Kleon. Wenn Sie mir zugeben, daß es am Ende doch immer das Herz ist, was den Menschen regiert, und daß ein Mensch, dessen Herz redlich und gut ist, so schwach er auch übrigens seyn mag, doch immer wenigstens den Willen hat, gut zu handeln: so hoffe ich meine Sache noch wohl gewinnen zu können. Ein Mann von Verstand, dessen Herz schlimm ist, wird desto mehr Böses thun, je mehr er Verstand hat. Den Willen dazu hat er ohnehin; aber der Verstand vermehrt seine Macht, gibt ihm mehr Mittel an die Hand, lehrt ihn seine Absichten geschickter verbergen, seine übelthätigen Leidenschaften besser bemänteln, setzt ihn in den Stand, sich der Schwachheiten andrer Leute zu bedienen und sogar redliche, wohlgesinnte Personen zu Werkzeugen seiner bösen Anschläge zu machen. Ein guter Mensch von sehr eingeschränkten Fähigkeiten wird aus Unvermögen weniger Gutes thun, als er zu thun wünscht; aber er wird doch gewiß alles Gute thun, wozu man ihm Gelegenheit und Mittel zeigt. Da er selbst gut ist, so wird er auch die Guten lieben; und wenn unter diesen Leute von Verstand sind, so wird es ihnen nicht schwer seyn, ihn dahin zu bringen, daß er alles das Gute thue, was sie selbst an seinem Platze thun würden; zumal wenn sie (nach unsrer Voraussetzung) klug genug sind,

ihn ihre Stärke und Ueberlegenheit so wenig als möglich fühlen zu lassen. Der gute schwache Mann wird also (im glücklichen Falle wenigstens) nicht nur selbst so viel Gutes thun, als er kann und weiß; er wird auch alles oder doch einen großen Theil des Guten thun, was verständige Personen von rechtschaffnen Grundsätzen ihm an die Hand geben; und wissentlich wird er gewiß nichts Böses befördern. Denn dieß kann ihm nur alsdann begegnen, wenn er entweder von Uebelgesinnten falsch berichtet ist oder seinen eignen Vorurtheilen oder Leuten von unzuverlässigem Urtheil, die er vielleicht um angenehmer Eigenschaften willen liebt, zu viel Gehör gibt; ein Fall, der sich nur selten zutragen wird, wenn die Verständigen und Rechtschaffnen so wachsam und thätig sind, als man billig von ihnen erwarten sollte. Hingegen der böse Mann, der Verstand hat, wird nicht nur alles Böse thun, wozu ihn seine eigenen Leidenschaften und schlimmen Fertigkeiten treiben, und wozu ihm sein Kopf die Mittel zeigt; er wird auch alles Böse thun, was alle übrige Bösewichter in seinem Wirkungskreise mit seinen eigenen Anschlägen und Absichten zu verbinden wissen, und er wird mit unermüdeter Stetigkeit alles Gute hindern, was die Wohlgesinnten in Vorschlag bringen oder selbst thun wollen. Dieses Letztere ist ein sehr wichtiger Umstand, der, wie mich däucht, der Frage den überwiegenden Ausschlag gibt. Derjenige, der alles Gute, wozu man ihm Gelegenheit gibt, aus Neigung thut und nur das Böse, wozu er unwissender Weise betrogen wird — wird unendliche Mal weniger Böses thun, als ein Anderer, der aus eigner Bewegung alles Böses thut, was er und seine Helfer thunlich finden, und alles Gute hindert, was ehrliche und verständige Leute thun wollen. Die Sache ist, wie Sie sehen, einer Art von Berechnung fähig. Ich

glaube also nicht fehlen zu können, wenn ich mich für den ehrlichen Lampus erkläre, der zwar, wie wir Alle wissen, leider! einen sehr schwachen und eng beschränkten Kopf, aber gewiß kein übelthätiges Herz hat und also, höchst wahrscheinlicher Weise, der Republik in den vorliegenden Umständen das wenigste Böse zufügen wird.

Eukrates. Hören Sie nun —

Stilpon. Um Vergebung! — Wie, wenn wir uns vor allen Dingen etwas deutlicher erklärten, was wir unter einem Manne von gutem und bösem Herzen verstehen? — Sie wissen, daß nichts zweideutiger ist, als ein gutes Herz, nach dem Gebrauche, den man im gemeinen Leben von dieser liebenswürdigen Benennung macht. Der Bettler hält den Ersten den Besten, der ihm ein paar Dreier gibt, für einen guten Mann; und die Nichtswürdigen, an die ein blöder Fürst seine Wohlthaten verschwendet, werden (wenigstens solange sie Hoffnung haben, noch mehr zu bekommen) vom Lobe seiner Großmuth und Gutherzigkeit überfließen. Der Pöbel, der die Großen nur von ferne sieht, urtheilt von ihrem Inwendigen nach ihrer Miene; ein freundliches Aussehen, eine muntere Laune, eine gewisse Popularität ist oft hinlänglich, dem schändlichsten Tyrannen eine Zeit lang Liebe zu erwerben. Ueberhaupt wird Schwachheit der Seele und gutes Gemüth täglich von den Meisten verwechselt. Wie Vielen schreibt man blos darum ein gutes Herz zu, weil es ihnen an Muth fehlt, so viel Böses zu thun, als sie wünschten; oder weil sie aus Trägheit, aus Furcht vor einem unangenehmen Augenblicke sich lieber Alles gefallen lassen, lieber Alles übersehen, als sich die Mühe geben mögen, Untersuchungen anzustellen; oder weil sie zu schwach sind, auch zu den unverschämtesten Bitten oder Forderungen Nein zu sagen! — Wie manche

Regenten haben den Ruf eines guten Herzens einzig und allein dem Umstande zu danken, daß man unter ihrer Regierung ungestraft ein so arger Bube seyn darf, als man will! Und fehlt es etwa an Beispielen von Heuchlern, die jenen Ruf blos dadurch erschlichen haben, daß sie vorsichtig genug waren, Alles Böse, was sie thun wollten, durch Andere zu thun? — Lassen Sie uns also, ehe wir weiter gehen, übereinkommen, was wir für einen Begriff mit den Worten gutes Herz verknüpfen wollen.

Kleon. Ich glaube mich hierüber bereits deutlich genug erklärt zu haben. Vorausgesetzt, daß ein Mensch, der gar keinen Unterschied zwischen Recht und Unrecht fühlt, ein höchst ungewöhnliches Ungeheuer sey, verdient (däucht mich) derjenige den Namen eines guten Menschen, der alles Unrecht aufrichtig verabscheut und eben so aufrichtig wünscht, immer recht zu handeln. Die Unzulänglichkeit seiner Einsichten, eine gewisse Schwäche der Seele, die ihn dem Betrug oder der Verwegenheit anderer Menschen blos stellt oder ihn vielleicht unfähig macht, seine eigenen Begierden und Leidenschaften gehörig zu regieren — kann nur zu oft die Ursache großer Uebereilungen und Fehltritte werden; aber alles Böse, wozu er solcher Gestalt verleitet werden mag, kann ihm doch den Namen eines guten Menschen nicht rauben. Er verdient ihn, weil er gut zu seyn wünscht, und weil er es auch allezeit ist, so oft nicht äußere Einflüsse, die für ihn zu stark sind, ihn aus seiner gewöhnlichen Fassung setzen oder seinen Bewegungen eine falsche Richtung geben.

Stilpon. Was sagen Sie zu dieser Erklärung, Eukrates?

Eukrates. Ich denke, daß es unserm Freunde Kleon vielleicht große Mühe gemacht haben möchte, eine andere zu finden, wobei die blöden Seelen, die er nun einmal in seinen

Schutz genommen hat, besser davon gekommen wären. Aber, wie dem auch seyn mag, da diese Erklärung zu dem Zwecke, wozu wir sie gebrauchen, so gut als eine andere ist, so bin ich bereit, es dabei bewenden zu lassen, und behaupte also, ohne weitere Vorrede, daß ein schwacher Mensch, mit dem besten Herzen von der Welt, das unfähigste unter allen Wesen sey, sich selbst und Andere zu regieren. Und, da mir Kleon einwenden wird, daß ein solcher schwacher Mensch, weil er doch, um zu regieren, regiert werden müsse, eben so wohl durch verständige und gute Menschen als durch Narren und Bösewichter regiert werden könne und also (wenigstens im glücklichen Falle) unendliche Mal weniger Böses thun werde, als ein Mann von bösem Willen: so behaupte ich ferner, daß diese Art von Menschenkindern, ihrer Natur nach, unfähig sey, sich von verständigen und guten Menschen regieren zu lassen. Ich glaube mir den Beweis dieser Sätze und Ihnen die Mühe, solchen zu fassen, nicht besser erleichtern zu können, als wenn ich Ihnen, nur mit flüchtiger Hand, das Bild eines schwachen Menschen vorzeichne, so wahr und getreu nach dem Leben copirt, als ich nur immer copiren kann. Der Originale, die dazu gesessen haben könnten, gehen so viele in der Welt herum, daß nichts leichter seyn wird, als sich zu überzeugen, daß ich kein Unding gemalt habe. Ein schwacher Mensch — lassen Sie seinen Willen so gut seyn, als er kann — hat nicht Verstand genug, Wahres und Falsches von einander zu unterscheiden; und dieß ist, wo nicht die einzige, doch gewiß die erste und fruchtbarste Ursache alles des Bösen, was ich von ihm zu sagen gezwungen seyn werde. Seine Seele schwebt je und allezeit in einer betrüglichen Dämmerung, wo ihm beinahe alle Dinge anders vorkommen, als sie sind. Desto schlimmer für ihn, wenn er dessenungeachtet

richtig zu sehen glaubt; denn desto unmöglicher wird es, ihm den Dunst von den Augen zu blasen. Vermöge des guten Willens, womit wir ihn begabt voraussetzen, wünscht er in jedem vorkommenden Falle recht zu handeln. Aber zum Unglück für den gutherzigen Schwachkopf ist es unmöglich, daß man in irgend einem Falle recht handle, wenn man nicht weiß, was sich gebührt, nicht unterscheiden kann, was im gegebenen Falle Recht ist. Der schwache Mensch, der dieß nicht kann, möchte gar zu gern Alles seyn, was er seyn sollte; aber die beschwerlichen Fragen, wer, was, wie, wo, wann, warum und womit? — Fragen, die, zum Unglück für den blöden Kopf, alle Augenblicke wieder kommen — verderben ihm immer das Spiel. Denn entweder beantwortet er sich diese Fragen falsch, oder — kürzer davon zu kommen — er fragt gar nicht. Daher kommt es denn, leider! daß er standhaft ist, wo er nachgeben sollte, und nachgibt, wo ein weiser Mann wie eine Mauer stände; daß er Herz hat, wo er zittern sollte, und zittert, wo nichts zu fürchten ist; daß er zurückhaltend ist, wo ihm nützlich wäre, offen zu seyn; streng, wo er gelinde, verschwenderisch, wo er sparsam, und sparsam, wo er freigebig seyn sollte. Daher, daß er nie weder die Menschen, mit denen er's zu thun hat, noch die Sachen, wovon die Rede ist, noch die Umstände, auf die immer Alles ankommt, zu unterscheiden weiß; daher so viele Fehler, die durch ihre Folgen oft so schädlich sind, daß er mit allem möglichen bösen Willen nichts Schlimmeres hätte thun können. Daher, daß er, weil er gehört hat, daß einige Spitzbuben Verstand haben, alle Leute von Verstand für Spitzbuben hält; daß er Kleinigkeiten mit Ernst und als wichtige Dinge, die wirklich wichtigen Dinge hingegen obenhin behandelt; daß er sich einbildet, was einmal gelungen oder mißlungen ist, werde

immer gelingen oder mißlingen, oder eine Wirkung, die aus ihrer natürlichen Ursache sehr natürlich erfolgte, werde auch ohne Ursache erfolgen. Daher endlich das geheime Mißtrauen, das er in sich selbst setzt, und welches (so widersinnig dieß auch scheint) beinahe immer so groß ist, daß es das allgemeine Mißtrauen, das er in die übrigen Menschen setzt, überwiegt und daher die Ursache wird, warum er seinem eigenen Urtheil nur selten und dann gerade am wenigsten folgt, wenn sich's zuträgt, daß er richtig urtheilt. Gestehen wir, meine Freunde, daß der beste Wille ohne Verstand und (worauf hier Alles ankommt) ohne den Verstand, den man gerade vonnöthen hat, seinem Besitzer in den meisten Fällen ungefähr so viele Dienste thut, als ein Degen, der nicht aus der Scheide geht, einem Manne, der sich wehren soll. Ich sage, ohne den Verstand, den man dazu, was man vorstellen soll, vonnöthen hat. Denn was hilft dem ehrlichen Lampus, um Oberzunftmeister zu seyn, daß er sich besser als irgend eine obrigkeitliche Person in Griechenland auf die Pastetenbäckerei versteht und in der Kunst, Wachteln abzurichten, seines Gleichen sucht?

„Aber (wird mein Freund Kleon sagen) können nicht andere ehrliche Leute für den schwachen Lampus Verstand haben?“ — Ehrliche Leute? Die ehrlichen Leute, denen er sich anvertrauen sollte, müßten so schwach seyn, als er selbst, und wozu würden sie ihm alsdann helfen? Ein Blinder kann freilich eines andern Blinden Führer seyn, insofern der Führer wieder einen Führer hat; aber, wenn nun auch des Führers Führer blind wäre, so würden alle drei gelegentlich in die Grube fallen. Die Sache wird, wie ihr seht, nicht besser, wenn gleich dreihundert Blinde einander führen wollten. Und von Blinden, das ist, von ihres Gleichen, müssen

sich die guten Schwachköpfe nun einmal führen lassen. Sie müßten besonders glücklich seyn, wenn sie von ungefähr auf einen Einäugigen oder Schieler stießen. Man hat Beispiele davon, aber sie sind selten; und man trifft zehn Fälle gegen einen, wo die armen Blinden an einer langen Reihe, immer einer den andern am Aermel haltend, von irgend einem schlauen Spitzbuben daher geführt werden, ohne zu wissen, wohin. Denn, was die ehrlichen Leute, welche Verstand haben, betrifft, so ist erstens ausgemacht, daß sie sich mit den ehrlichen Leuten, die keinen haben, von jeher nicht wohl haben vertragen können; und dann, gesetzt auch, daß sie sich aus Liebe zum gemeinen Besten überwinden wollten, so könnte dieß zu nichts helfen. Denn, wie gesagt, die ehrlichen Leute, welche Verstand haben, sind zum Unglück gerade die einzigen Menschen, denen der schwache Mann nicht traut, ja vor denen er sich, als vor seinen ärgsten Feinden, hütet. Den Schelmen, die ihn umringen, ist Alles daran gelegen, einen Jeden von ihm entfernt zu halten, der ihre Schliche beobachten und dem Betrogenen die Augen öffnen könnte. Sie haben also nichts Angelegeneres, als jedem ehrlichen Manne, der eben darum nicht von ihrer Rotte ist, den Weg zu verrennen: und sollte ein solcher zufälliger Weise dennoch Mittel finden, das Ohr des schwachen Mannes zu erreichen, so werden sie ihr Haupt nicht eher sanft legen, bis sie ihm weiß gemacht haben, daß der ehrliche Mann ein übel gesinnter, gefährlicher Mensch ist; ungefähr wie die Wölfe in der Fabel den Schafen durch Abgeordnete vorstellen ließen, daß sie eher auf keine glückliche Stunde rechnen dürften, bis sie ihnen die geschwornen Feinde ihrer beiderseitigen Ruhe und Freundschaft, den Hirten und seinen Hund, ausgeliefert haben würden.

Aber, gesetzt auch, der schwache Mann bliebe lediglich sich selbst überlassen, so kann man doch versichert seyn, daß ordentlicher Weise diejenigen, die es am besten mit ihm meinen, immer die sind, die er am wenigsten leiden kann. Ein Mann von Verstand kann ihm vielleicht eine Weile zum Zeitvertreibe dienen; aber, sobald er sich einfallen lassen wollte, einen ernsthaftern Gebrauch von seinem Verstande zu machen — ein Gedanke, der einem Manne von Verstand sehr leicht kommen kann — sobald er bei Gelegenheit dem schwachen Manne zu verstehen geben wollte, daß er in dieser oder jener Sache Unrecht habe, sich irre, sich betrügen lasse, seine Neigungen oder sein Vertrauen übel anlege und dergleichen, so würde er das Geheimniß gefunden haben, zu mißfallen, gähnen zu machen und endlich unerträglich zu werden. Schwache Leute hassen nichts so sehr, als Vorstellungen, die einem versteckten Tadel oder einer indirecten Beschuldigung von Schwachheit ähnlich sehen. Der Mann von Verstand, der ihnen aus guter Meinung die Wahrheit sagt, wird ihnen überlästig; sie entledigen sich seiner je eher je lieber und kehren zu ihren Schmeichlern zurück, bei denen sie wieder frei athmen und der beschwerlichen Zurückhaltung nicht bedürfen, durch welche sie sich dem beobachtenden Blick und dem gefürchteten Tadel des verständigen und ehrlichen Mannes zu entziehen suchen. Kurz, der schwache Mann müßte noch mehr als schwach, er müßte ein völliger Dummkopf seyn, wenn er Leute von Verdiensten zu seinen Freunden erwählen sollte. Dem Dummkopfe könnte so etwas begegnen, weil er bei Allem, was er thut, blos in einen Glückstopf greift; aber ein Lampus hat gerade noch so viel Verstand oder Instinct (wenn Sie es lieber so nennen wollen), daß er sich zu seines Gleichen hält; und wenn er jemals, aus Uebereilung oder

Verführung, den Fehler begangen hätte, seine Neigung auf einen verdienstvollen Mann zu werfen, so kann man darauf zählen, daß er bald genug von seinem Irrthum zurückkommen und ohne Mühe über eine so unnatürliche Neigung triumphiren würde.

Es sind also nicht die Verständigen und Rechtschaffenen, nicht Männer von Genie, Tugend und Ehre, die dem schwachen Manne, den wir an die Spitze unserer Republik setzen wollen, zu Hülfe kommen werden. Alles, was diese für ihn thun könnten, geht in Verlust; es ist unmöglich, daß er sie für seine Freunde ansehe, daß er sich ihnen anvertraue. Sie werden ihm als Grillenfänger, seichte Köpfe und Schwärmer oder als eigensinnige, aufgeblasene, unruhige, auch wohl als übelgesinnte und gefährliche Leute abgemalt. Anstatt sich ihres Rathes zu bedienen, entfernt er sie so weit von sich, als er immer kann. Sie selbst, überzeugt, daß sie unter einer solchen Staatsverwaltung unnütz sind, ziehen sich zurück; und glücklich mögen sie sich schätzen, wenn es noch dabei bleibt, wenn das Mißtrauen, der Kaltsinn, die Abneigung, womit man ihnen begegnet, nicht zuletzt in Haß und Verfolgung ausschlägt, und jede Bemühung, für die gute Sache wirksam zu seyn, jeder Widerstand, den der blöde Mann und seine Genossen in ihrer Vernunft und Redlichkeit finden, ihnen als ein Verbrechen angeschrieben wird, wofür sie mit dem Verlust ihrer Ruhe und vielleicht (eine Zeit lang wenigstens) selbst mit dem Verlust der öffentlichen Hochachtung bestraft werden. Denn sehr oft ist diese ein bloser Wiederhall. Der Mächtige, auch dann, wenn seine schlechte Art zu denken und zu verfahren eine kundbare Sache ist, hat immer den großen Haufen auf seiner Seite; und je mehr Vorzüge der Verfolgte hat, desto geneigter ist man, zu glauben, daß er Unrecht habe.

„Der schwache Mann von gutem Willen wird alles Gute thun, wozu man ihm Gelegenheit gibt, und nur das Böse, wozu er betrogen wird," — spricht Kleon. Um Vergebung, guter Kleon! dieß ist Alles, was sich von dem weisesten und besten Manne sagen läßt. Denn auch dieser bleibt doch ein Mensch, Bedürfnissen, Leidenschaften und Einflüssen äußerer Ursachen ausgesetzt, bleibt fehlbar und kann hintergangen oder überlistet werden. Aber der schwache Mann wird immer betrogen — von Andern oder von sich selbst — und stiftet um so viel mehr Unheil an, weil er sogar alsdann Böses thut, wenn er es, seiner Meinung nach, recht gut machen will. Und da es ihm gewöhnlich eben so sehr an guten Rathgebern als an Einsicht und Ueberlegung mangelt: so ist es ein bloser und in der That seltener Zufall, wenn es ihm etwa einmal begegnet, etwas Kluges zu thun und es mit einer guten Art zu thun.

Um uns aufs stärkste davon zu überzeugen, werfen wir nur einen Blick auf die Staaten, die von einzelnen Beherrschern regiert werden. Wenn man dem Augenschein glauben darf, so werden die meisten dieser Staaten öfter übel regiert als gut; und forschen wir der Ursache nach, so finden wir sie meistens in der Schwäche ihrer Regenten. Vielleicht machen unter einem solchen blöden Fürsten die Rechtschaffnen anfangs einen Versuch, sich seiner anzunehmen. Aber zum Unglück fürchten sich blöde Fürsten vor nichts so sehr, als vor dem Gedanken, von Andern regiert zu werden: und da sie sich die Ueberlegenheit eines Mannes von Verstand nicht verbergen können, so ist natürlich, daß sie ihn als eine Art von Hofmeister ansehen, dessen Obermacht ihnen desto unerträglicher wird, weil sie sich auf das Ansehen der Vernunft gründet, gegen welches sich, zu großem Verdruß der blöden Herren,

nichts Erhebliches einwenden läßt. Sie möchten immer in allen Dingen blos nach ihrem Belieben handeln; und der rechtschaffene Mann beweist ihnen immer, daß sie nach Grundsätzen, nach Beschaffenheit der Sache, nach einem Gesetz, das über den Fürsten ist, handeln müssen. Dieser Zwang der Vernunft, der die Freiheit des Weisen ausmacht. wird ihnen endlich unerträglich; und wer kann es ihnen verdenken? Alle Augenblicke sollen sie eine Neigung, einen Wunsch, eine Leidenschaft — der Gerechtigkeit, der Klugheit, ihrem Ruhme, dem gemeinen Besten aufopfern: wider die Gründe, die man ihnen vorlegt, ist nichts zu sagen; sie fühlen es und geben nach; aber sie fühlen auch, daß nichts unlustiger ist, als immer einen andern Weg gehen müssen, als den man gehen möchte. Verlassen wir uns also darauf, daß sie sich der beschwerlichen Leute, die immer Recht haben, so bald als möglich entledigen werden. Sie werden sich gefälligere Freunde wählen; die Weisen und Redlichen werden entfernt oder so lange geplagt, bis sie selbst davon gehen, und bald werden wir Vertrauen, Gunst und Gewalt in den unwürdigsten Händen sehen. Eine Zeit lang glaubt der schwache Fürst sich wohl dabei zu befinden; es ist so angenehm, immer getreue, ergebene Leute um sich zu sehen, die Alles schön und gut finden, was uns gefällt, Alles möglich, was wir wünschen, Alles preiswürdig, was wir thun! Aber gemeiniglich währt der süße Wahn nicht länger, als bis diese Nichtswürdigen sich tief genug eingegraben, sich so oft und fest um ihren Raub herum geschlungen haben, daß er sich nicht wieder von ihnen los winden kann. Alsdann geht es ihm gemeiniglich wie den Männern, die sich, aus thörichter Furcht vor den vermeinten Fesseln des Ehestandes, von einer wetterlaunischen und unersättlichen Buhlerin tyrannisiren lassen. Sie seufzen

unter einer unendliche Mal beschwerlichern Abhängigkeit; und in Augenblicken der Nüchternheit fühlen sie sich desto unglücklicher, weil sie in der Nothwendigkeit sind, ihre Plage, wie einen unheilbaren Schaden, mit sich herum zu tragen und zu nähren. Eine unvermeidliche Folge dieses Zustandes ist das allgemeine Mißtrauen, welches sich endlich solcher Großen bemächtigt und ihr Elend vollkommen macht. Denn wem sollen sie sich vertrauen? Bei wem sollen sie Rath oder Hülfe suchen? — Bei den Männern von Verstand und Rechtschaffenheit? Unmöglich! Es ist nicht in der menschlichen Natur, zu Jemand Vertrauen zu fassen, den man nicht lieben kann, Jemand zu lieben, vor dem man sich scheuet, und den nicht zu scheuen, von dem man Vorwürfe verdient zu haben sich bewußt ist. Und wenn auch dieß nicht wäre, so bleibt ihnen doch jeder Mann von überlegnen Fähigkeiten aus eben dem Grunde verdächtig, warum ein eifersüchtiger Thersites seine Frau nicht gern von einem Adonis oder Hercules besucht sieht. Sie können sich nicht entbrechen, ihn als einen Menschen zu fürchten, der auf die eine oder andere Art ihre Schwäche an den Tag bringen wird; und der Gedanke, ihm die Entdeckung davon selbst zu machen, beleidigt ihre Eigenliebe zu sehr, als daß sie sich jemals dazu entschließen könnten.

Doch ich bin vielleicht noch viel zu freigebig, wenn ich bei einem schwachen Regenten die Fähigkeit voraussetze, Männer von Genie und Verdiensten unterscheiden zu können. Die wenigsten, die zu jener Classe gehören, haben so viel Einsicht. Ihre Urtheile von dem Werthe der Menschen bestimmen sich gemeiniglich nach den zweideutigsten Gründen, und der schlechteste Erdensohn kann in ihren Augen ein großer Mann seyn. Das findet vornehmlich bei denjenigen Statt,

deren Charakter aus einer Vermischung von Gutherzigkeit und Indolenz besteht, die Alles gern von der gefälligsten Seite ansehen und aus herzlichem Widerwillen gegen alle Bemühung des Geistes lieber Jedermann für das, wofür er sich selbst gibt, gelten lassen, als sich die Mühe geben, zu untersuchen, ob der vermeinte ehrliche Mann nicht vielleicht ein Schurke sey. Daher sehen wir unter guten Fürsten von diesem Schlage die besten und die schlechtesten Leute ungefähr auf einerlei Fuße. Man kann ein verdienstloser Mensch, man kann sogar ein Bösewicht seyn, ohne zu fürchten, daß man darum weniger bei ihnen gelten werde. Sie beobachten eine genaue Neutralität zwischen den Männern von Verdienst und ihren Gegenfüßlern, lächeln die Einen so freundlich an als die Andern, begegnen ihnen mit gleich viel oder gleich wenig Achtung und können es unmöglich über ihr Herz bringen, einen schlechten Menschen so zu betrüben, um ihn merken zu lassen, daß er weniger werth ist als ein braver Mann. Nun ist es den Meisten, wenn sonst Alles gleich ist, viel bequemer, schlecht zu seyn, als sich mit Mühe und Aufopferungen um Verdienste zu bewerben, für die man ihnen keinen Dank weiß, und die bei Beförderungen oder andern Belohnungen gar nicht mit in Anschlag kommen. Die natürlichen Folgen hiervon sind, daß Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe, Uneigennützigkeit, mit einem Worte, Tugend unter solchen Regierungen ein leerer Name ist; daß Ruhmbegierde und Nacheiferung erschlaffen und endlich gar nicht mehr stattfinden; daß Leute ohne Werth sich in Stellen einschmeicheln oder einbetteln oder einheucheln oder eindrängen, wo sie entweder durch Untüchtigkeit oder bösen Willen oder beides zugleich den größten Schaden thun; daß diese Leute sich's recht zur Pflicht machen, jedes hervorglänzende Verdienst zu verdunkeln,

jedes aufkeimende Talent zu ersticken, jede gemeinnützige Unternehmung abzuschrecken; — daß, wo die Tugend keine Ehre gibt, das Laster endlich aufhört sich zu schämen, und ausschweifende oder niederträchtige Menschen Alles wagen, weil sie merken, daß sie nichts dabei wagen; kurz, daß unter einer solchen nervenlosen Regierung just darum, weil Jeder thut, was ihm beliebt, entweder gar nichts (welches oft besser ist als etwas) oder so viel Unverständiges, Widersinniges und Verderbliches geschieht, daß oft Menschenalter erfordert werden, die Sachen wieder in einen leidlichen Gang zu setzen.

Kleon. Ich weiß nicht, ob sich unser Freund Eukrates von seinem angebornen Haß gegen die armen Seelen, die er Schwachköpfe nennt, nicht verleiten ließ, uns ein Fratzenbild hinzumalen, wozu es ihm vielleicht schwer werden sollte, ein Original zu finden.

Eukrates. Nicht schwerer, lieber Kleon, als die Augen aufzuthun und —

Kleon. Allenfalls will ich zugeben, daß in Staaten, wo Alles von Einem abhängt, die Schwachheit dieses Einzigen einen großen Theil der schlimmen Folgen, die du uns vorgezählt, nach sich ziehen könnte. Aber in Republiken sehe ich nicht, wie ein schwacher Mann so großen Schaden sollte thun können.

Eukrates. Wir müssen nicht vergessen, daß die Rede von einem schwachen Manne ist, den man an die Spitze der Republik gestellt hat.

Kleon. Sehr wohl! Aber kommt denn Alles auf ihn allein an? Ist seine Macht nicht eingeschränkt? Werden die Verständigen und Wohlgesinnten unthätig bleiben? oder ist es in seiner Gewalt, sie unthätig zu machen?

Stilpon. Ich besorge, guter Kleon, in einer Republik, wo man einen Mann, wie euer Lampus ist, eben dadurch, daß man ihn an die Spitze setzt, öffentlich für den Besten erklärt, möchten die Verständigen und Wohlgesinnten schwerlich stark genug seyn, die Thoren und Uebelgesinnten, die ihm den Staat verwirren helfen werden, an der Ausführung ihres Werkes zu verhindern. Eine solche Wahl setzt schon einen Grad von Verderbniß in der Republik voraus, der wenig Hoffnung zur Genesung übrig läßt.

Eukrates. Sehr richtig! Eine solche Wahl kann nur in einer Republik zu Stande kommen, die schon lange aufgehört hat zu empfinden, was Tugend ist. In dieser machen die Schlimmen gewiß die ungleich größere Zahl aus; und würden diese einen Mann wie Lampus (wenn man anders so ein Geschöpf einen Mann nennen kann) erwählen helfen, wenn sie nicht unter ihm Alles zu vermögen hofften? Was werden die wenigen Biedermänner, von denen wir drei vielleicht schon einen großen Theil ausmachen, gegen ein Bündniß zwischen Dummheit und Bosheit ausrichten? Das Ansehen, wodurch wir ihren Unternehmungen Schranken setzen könnten, müßten uns die Gesetze geben; und sind nicht diese immer auf der überlegenen Seite? Wahrlich, die Form des Staats macht hierin keinen wesentlichen Unterschied. Lampus am ersten Platze der Republik schadet schon genug, wenn er ihr nichts nützt; wenn er den Verstand nicht hat, weder das Böse zu verhindern, das die Uebelgesinnten thun werden, noch die Partei der Wohldenkenden zu unterstützen und ihrer Wirksamkeit die beste Richtung zu geben. Ich gestehe gern, daß er an einem der untersten Plätze im gemeinen Wesen unschädlich seyn würde. Auch hab' ich, wie ihr wißt, nichts gegen den Mann an sich selbst. Nur will ich nicht, daß ihr

den guten Menschen, wider seinen Willen, zum Werkzeug unsers Unglücks und vermuthlich auch seines eigenen machen sollt, indem ihr ihn an einen Platz stellt, wo er durch seine Unfähigkeit nothwendig schädlich werden muß.

„Aber, sagt Kleon, wie können wir uns entschließen, eben diesen Platz einem Manne anzuvertrauen, von dem wir Alle wissen, daß er ein Bösewicht ist?“ — Freilich ist es eine traurige Nothwendigkeit, die uns dazu bringt. Aber, gesetzt, wir hätten einen Steuermann vonnöthen, der uns über das ägeische Meer nach Kreta führen sollte, und wir könnten in der Eile keinen andern geschickten Steuermann kriegen als einen, der sonst in jedem andern Verhältniß ein böser Bube wäre: würden wir uns und unser Schiff lieber einem guten, frommen Menschen anvertrauen, der von der Schifffahrt gar nichts verstände? Ich denke, nein. Unser sind Viele, würden wir denken. Wir wollen des bösen Menschen wohl Meister werden, wenn er es uns zu grob machen wollte. So ein arger Bube er sonst seyn mag, so ist er doch ein guter Schiffer; und da er mit uns einerlei Schicksal zu gewarten hätte, wenn wir zu Grunde gingen, so können wir uns darauf verlassen, daß er sein Möglichstes thun wird, uns zu erhalten. Dieß, däucht mich, ist nun gerade unser gegenwärtiger Fall. Megillus hat Verstand und Thätigkeit. Wahr ist's, sein Herz taugt nichts; das Glück oder Unglück anderer Menschen ist ihm fremd; er ist stolz, herrschsüchtig, geizig, hart und grausam; niemals hat er sich über die Sittlichkeit der Mittel zu seinen Absichten ein Bedenken gemacht; ein nützliches Bubenstück hat nichts Abschreckendes für ihn, sobald er es ungestraft thun kann. Sein eigner Privatvortheil wird immer der letzte Zweck aller seiner Handlungen seyn. Er wird, wenn es ihm zugelassen würde, die Republik als

sein Eigenthum behandeln und die Gesetze nicht als Fesseln, die er tragen, sondern als Schlingen, denen er ausweichen muß, ansehen. Er wird Alles anwenden, sich einen Anhang zu machen, durch den er Alles vermöge; und ein jeder Freund seines Vaterlandes, der ihm entgegen arbeitet, wird einen unversöhnlichen Feind in ihm finden. Dieß ist Alles wahr! Aber Megillus hat Verstand, und dieser ist uns Bürge dafür, daß er mit Bedacht und Vorsicht handeln und nie mehr, als zu seinem Zweck schlechterdings nöthig ist, Böses thun wird. Er wird sogar, theils um sich das öffentliche Vertrauen zu erwerben, theils um sein Spiel desto besser zu verbergen, zu allem Guten mitwirken oder wenigstens durch die Finger sehen, was er, ohne Nachtheil seiner besondern Absichten, thun oder zulassen kann. Sein Ehrgeiz ist die schwache Seite, auf welcher ihn die Redlichgesinnten nicht selten mit gutem Erfolge werden angreifen können. Ein Mann, der Verstand hat, mag ein so schlimmes Herz haben, als er will, so sieht er doch immer ein, wie nothwendig es ist, daß er ein Mann von Ehre, ein Beförderer der öffentlichen Wohlfahrt, ein Freund der Männer von Talenten und Verdiensten zu seyn scheine; und dieß macht, daß er oft gerade so handeln muß, als ob er's wäre. Außerdem haben wir bei einem Manne von diesem Schlage noch den Vortheil, daß wir, weil er mit Ueberlegung und Klugheit zu Werke geht, beinahe in jedem vorkommenden Falle ziemlich zuverlässig wissen können, was er thun wird; ein Vortheil, auf den wir bei einem Lampus, der es selbst niemals weiß, wenig Rechnung machen können. Mit einem Worte, in einem Staate, wo ein Mann von Verstand und Thätigkeit an der Spitze steht, werden andere Männer, die diese Eigenschaften auch besitzen, so sehr sie in Grundsätzen und Absichten seine

Gegenfüßler seyn mögen, nie ohne Einfluß seyn und jenem ziemlich das Gleichgewicht halten. Die Gewißheit, daß er bei jedem Schritt aufs schärfste beobachtet wird, macht ihn behutsam; das Ansehen, worin die Patrioten ihres Charakters oder Platzes wegen stehen, nöthigt ihn, sie zu schonen und, da er doch zuweilen ihres Beistandes vonnöthen hat, sie dadurch zu gewinnen, daß auch er zuweilen etwas Gutes, das sie unternehmen, befördern hilft. Ich gebe zu, daß er, auch wenn er etwas Gutes thut, aus unlautern Beweggründen handelt; aber was bekümmert uns dieß? Genug für uns, die wir es mit dem gemeinen Wesen wohl meinen, daß ihn sein Eigennutz selbst oft auf unsere Seite ziehen, und sein Verstand ihn nöthigen wird, manches Böse, wozu er Lust hätte, zu unterlassen, weil es ihm selbst schädlich wäre oder werden könnte, und manches Gute, wider seine Neigung, zu befördern, nicht, weil es gut, sondern, weil es ihm selbst nützlich ist.

So reich der Gegenstand, wovon wir reden, ist, so unnöthig ist es, Alles zu sagen, was sich von einer Sache sagen läßt, sobald man mit Verständigen spricht. Kleon meinte, die Frage, über die wir verschieden dachten, wäre einer Art von Berechnung fähig. Ich glaub' es selbst und überlass' es nun unserem Freunde Stilpon, den Ausspruch zu thun, auf welcher Seite am wenigsten zu verlieren ist.

Stilpon. Soll ich Ihnen meine Meinung unverhohlen sagen? Jeder, däucht mich, hat das Beste für die seinige gesagt, was sich sagen ließ, und, sofern es hier auf eine ungefähre Berechnung der Wahrscheinlichkeiten ankäme, hat Eukrates unstreitig den Vortheil: wiewohl nicht zu leugnen ist, daß es in solchen Fällen immer die zufälligen Umstände sind, die am Ende den Ausschlag geben; und diese können

eben so wohl für die eine als für die andere Meinung fallen. Aber legen wir die Hand aufs Herz und fragen uns: Was müssen die Megarer seyn, und was verdienen sie zu leiden, wenn sie ohne Noth (denn noch ist es so weit mit uns nicht gekommen, daß wir keinen andern Ausweg hätten) die Wohlfahrt ihres gemeinen Wesens auf eine so gefährliche Spitze setzen? Welch ein Einfall, nur einen Augenblick in ernstliche Ueberlegung zu nehmen, ob es besser sey, die Republik einem guten Manne ohne Kopf oder einem Schlaukopf ohne Herz preiszugeben! Unglücks genug für die Staaten, die ihre Regenten aus der Hand des Glücks empfangen, wenn der Zufall sie mit einem Unwürdigen betrügt. Sie haben keine Wahl! — Aber ein Volk, das offene Augen und freie Stimmen hat, dem sogar Gesetze und Eid die Ausübung seines kostbarsten Rechtes zur Pflicht machen, ein solches Volk muß den Menschenverstand verloren haben, wenn es sich jemals einen andern als seinen weisesten und besten Mann zum Regenten gibt. Verzeihen Sie meine Freimüthigkeit —

Eukrates. Hier ist nichts zu verzeihen, guter Stilpon! Sie haben Recht. Aber, wenn nun der größere Theil sich, wie es oft zu gehen pflegt, in seinem Urtheile betrügt und gerade den Unwürdigsten für den Besten ansieht? Wie dann?

Stilpon. Wie dann? Für diesen Fall haben die Gesetze von Megara gesorgt, dächte ich. Eben darum, weil das Volk so leicht einen Mißgriff thun könnte, haben sie das Wahlrecht in die Hände des Senats gestellt; und von den Vormündern des Staats darf und soll man doch voraussetzen können, daß sie Verstand genug haben, in jedem gegebenen Falle — Weiß von Schwarz zu unterscheiden.

Eukrates und Kleon bedankten sich lächelnd für das Compliment, das der Philosoph ihrem ehrwürdigen Orden

zu machen beliebt hatte, und gingen ihres Weges. Zwei oder drei Tage darauf war der Wahltag. Die Rathsherren von Megara sahen so gut als irgend ein Philosoph in der Welt, daß es sich nicht schicke, der Republik einen so blöden Mann wie Lampus oder einen so schlimmen Mann wie Megillus zum Vorsteher zu geben. Sie verglichen sich also und erwählten einmüthig — den Gorgias, den einzigen Mann in Megara, von dem man gestehen mußte, daß er zugleich so unverständig und so bösartig sey, als ein und eben derselbe Mensch beides zugleich seyn kann.

Der Mann rechtfertigte ihre Wahl auf die außerordentlichste Weise; denn er gab gleich in den ersten vier Wochen seiner Staatsverwaltung so viel tolles und heilloses Zeug an, als zwanzig weise Männer in eben so viel Olympiaden nicht wieder hätten gut machen können.

Bravo! rief der Philosoph Stilpon, wenn er wieder von einem neuen Bubenstück oder albernen Streiche hörte, womit der Oberzunftmeister Gorgias seine Regierung verherrlichte.

Nichts war unschuldiger, als Bravo zu rufen. Gleichwohl fanden sich Leute, die in dem Tone, womit er es aussprach, etwas sehr Strafbares bemerkt haben wollten und dem Oberzunftmeister einen Bericht davon erstatteten, der nicht zum Vortheil des Philosophen war.

Wer ist dieser Stilpon? fragte Gorgias. — „Ein Philosoph.“ — Ich habe die Philosophen nie leiden können, und ich denke, wir haben sogar ein Gesetz wider sie, versetzte Gorgias. Wirklich war ein altes Gesetz gegen Müßiggänger, Sterngucker, Marktschreier und Leute, die mit Murmelthieren im Lande herumzogen, vorhanden. Fort mit allem diesem Geschmeiße! sagte Gorgias.

Der Philosoph Stilpon erhielt Befehl, binnen Tag und Nacht Megara zu räumen.

Bravissimo! rief der Philosoph Stilpon und zog nach Athen, wo die Philosophen (ausgenommen daß man ihnen zuweilen für ihr Geld einen Becher voll Schierlingssaft zu trinken gab) überhaupt so wohl gelitten waren, als an irgend einem Ort in der Welt.

Ueber das

göttliche Recht der Obrigkeit,

oder

über den Lehrsatz:

„Daß die höchste Gewalt in einem Staate durch das Volk geschaffen sey.“

An Herrn Professor Dohm in Cassel.

Geschrieben im Jahre 1777.

Schon lange, mein lieber Freund, hab' ich es bei tausend Gelegenheiten erfahren, daß ich für den Herausgeber eines Journals ein viel zu zartes Gewissen habe. Daher allein kommen die kleinen Anmerkungen, die ich mich zuweilen verbunden glaube unter den Text der Aufsätze, die mir von bekannten oder unbekannten Gelehrten eingeschickt werden, zu setzen. Der Augenschein lehrt zwar, daß ich mich seit geraumer Zeit über diesen Punkt mit großer Bescheidenheit und Selbstverleugnung betragen. Indessen begegnet es doch zuweilen, daß ich — wenn ein Verfasser sich entweder auf eine angebliche Thatsache stützt, von deren Ungrund ich gewiß bin, oder einen Lehrsatz für eine geheiligte Wahrheit ausgibt, der nach meiner Ueberzeugung entweder geradezu falsch oder wenigstens eines von diesen unauflöslichen Problemen ist, über die man ewig Pro und Contra streiten kann, ohne jemals ans Ende zu kommen — in beiderlei es nicht leicht von mir erhalten kann, eine solche Stelle ohne einen kleinen Avis au Lecteur passiren zu lassen.

So ging's mir neulich bei der Stelle Ihrer lesenswürdigen Nachrichten von Portugal (Deutscher Mercur, Sept. 1777), wo Sie (Seite 265 und 266), nachdem Sie eine Art von herzlichem kosmopolitischen Jubel darüber angestimmt: daß die portugiesischen Reichsstände in ihrem Manifest vom Jahre 1641 so viel Gefühl vom Menschenrecht geäußert und

unter Anderem darin ausdrücklich behauptet: „das Volk habe ein Recht, durch seine Repräsentanten über die Aufführung seines Königs zu erkennen und sich von dessen Herrschaft los zu machen, wofern er sich durch eine schlimme Staatsverwaltung des königlichen Amtes unwürdig mache" — endlich in folgende Nutzanwendung ausbrechen: sollte man sich nicht schämen, noch zuweilen in aufgeklärten Ländern sich so auszudrücken, als wenn das Volk um des Monarchen, nicht dieser um jenes willen da wäre, und als verkennte man die große Wahrheit, daß in einem Staat keine Gewalt von oben herab dem Volk aufgedrückt, sondern allemal von unten herauf durch das Volk (dem sie nützen und frommen soll) geschaffen sey — Wahrheiten, die schon im vorigen Jahrhundert und (sogar) in Portugal anerkannt worden."

Ich konnte diese Stelle, die mir gleich beim ersten Lesen wider die Stirne fuhr, aus zwei Ursachen unmöglich, ohne meines Orts Salvanda zu salviren, vorbeigehen lassen — erstens, weil ich den Satz, den Sie (mit der Gewißheit eines Mathematikers, der von einem demonstrirten geometrischen Lehrsatz spricht) für eine große Wahrheit geben, für keine Wahrheit halte; und zweitens, weil Sie sich so auszudrücken scheinen, als ob er mit dem vorgehenden: „daß das Volk nicht um des Monarchen willen da sey," völlig von einem Schlage sey, da doch, meiner Ueberzeugung nach, zwischen diesen beiden Sätzen ganz und gar keine nothwendige Verbindung ist. — Weil ich aber damals weder Raum noch Zeit hatte, den Grund meines von dem Ihrigen (vielleicht nur dem Scheine nach) so verschiedenen politischen Glaubens anzugeben, und Sie den Ihrigen mit einer so heroischen Zuversicht für Wahrheit gaben: so hielt ich's für anständig und bescheiden, mir den Namen selbst zu geben, den Sie mir als

einem (nach Ihrem System) vom wahren politischen Glauben Abweichenden geben mußten und mich einstweilen bis zum Austrag der Sache demüthiglich für den Ketzer zu erklären; wiewohl ich, nach der Schärfe zu reden, mich selbst für den Rechtgläubigen und Sie — mit Ihrer Erlaubniß — für den Ketzer hielt. Schon damals war ich entschlossen, mich nächstens über die Gründe meiner Meinung zu erklären: und nun, nachdem Sie mich in Ihrem letzten Briefe so ernstlich dazu auffordern, will ich ohne weitere Vorrede zur Sache schreiten. — „Im Ernste (sagen Sie), ich wüßte nicht, wie man die große Wahrheit, so wie ich sie ausgedrückt habe, verkennen könnte, und ich wäre sehr begierig zu sehen, wie der Verfasser des goldnen Spiegels, der Lehrer der Könige, das göttliche Recht seiner Schüler vertheidigen könnte u. s. w.

Die Könige bedürfen weder meines Unterrichts (denn die Starken bedürfen des Arztes nicht), noch meiner Vertheidigung — oder es stände übel um ihre Sicherheit. Aber, da ich ein Mensch bin und nichts Menschliches als fremd ansehe, ist mir's ja wohl auch erlaubt, über menschliche — und, soweit meine Divinationskraft reicht — auch über göttliche Dinge zu sagen, was mich recht dünkt. Und so lassen Sie uns dann, wofern Sie just nichts Nöthigeres oder Angenehmeres zu thun haben, hören, wie ich das göttliche Recht — nicht der Könige oder Monarchen ausschließungsweise, sondern der Obrigkeit überhaupt oder derjenigen, die (nach St. Pauls weisem Ausdruck) Gewalt über uns haben — für den ersten Anlauf behaupten werde.

Das göttliche Recht der Obrigkeit? — Winke mir nicht so furchtbar, ehrwürdiger Schatten Algernon Sidney's! Ich verkenne das göttliche Recht der Menschheit nicht. Beide Rechte in meinem Sinn, auf gleiche Weise heilig, auf gleiche Weise in dem höhern Rechte der Natur der Dinge und der Nothwendigkeit (dem wahren göttlichen Rechte) gegründet.

Ich werde schreckliche Wahrheiten sagen — wiewohl sich deren nicht eine sagen läßt, die nicht schon lange vor uns gesagt worden wäre. Denn welche Frage ist von Alten und Neuern mehr untersucht, mehr in alle Arten von Licht gestellt, mehr unter allen möglichen Gesichtspunkten betrachtet, mehr mit allem möglichen Eifer und Interesse für und wider debattirt worden, als die Frage: ob die obrigkeitliche Gewalt Gottes Ordnung oder blose Menschensatzung sey?

Mir ist, denke ich, Alles wohl bekannt, was die Verfechter der wirklichen und vermeinten Rechte der Menschheit für ihre Behauptung:

„daß alle rechtmäßige obrigkeitliche Gewalt vom Volk herrühre,"

jemals vorgebracht haben. Ich zweifle sehr, ob Algernon Sidney, in seinem ausführlichen und vortrefflichen Werke Discourses concerning Government, irgend einem, der bisher auf ihn gefolgt und künftig folgen wird, etwas wirklich Neues zur Befestigung dieses Grundsteins seines ganzen Systems aufzubringen übrig gelassen habe. Sein Buch enthält, neben viel goldenen Wahrheiten, viele höchst verwickelte Probleme, an denen, so wie er sie behauptet, eben so viel falsch als wahr ist. Diese nach der Schärfe zu prüfen und das Wahre darin vom Falschen zu scheiden, würde ein ewiges Werk seyn; und wozu könnte es helfen? — Wir werden,

hoff' ich, einen kürzern Weg finden, um aus diesem Labyrinth ins Freie zu kommen.

Fürs Erste etliche Präliminar-Fragen:

1) Was würde ohne Regierung und bürgerliche Verfassung aus dem Menschengeschlechte werden oder vielmehr längst geworden seyn?

„Barbaren?" — Nein, denn alle Völker, die man so zu nennen pflegt, leben unter einer Art von Regierung.

„Wilde?" — Auch diese haben ihre Oberhäupter.

Wir wollen also weiter fragen. Das einzige Volk, das, soviel man weiß, mit völliger Freiheit lebt, sind die liebenswürdigen, gefühlvollen, geistreichen, glücklichen Einwohner von Terra del Fungo; im Ernste, eine Art von menschenähnlichen Wesen, die so elend ist, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach in weniger als fünfzig Jahren zur Ehre der Natur völlig erloschen seyn wird.

2) Wie lange gab es (allen Urkunden aus den ältern Zeiten unsers Planeten seit seiner letzten Umschaffung zufolge) Völkerschaften und große und kleine Staaten, die von Königen und einzelnen Oberhäuptern regiert wurden, bis sich endlich das Volk in etlichen kleinen griechischen Städten einfallen ließ, anstatt eines einzelnen Regulus sich von ihrer vielen unter einem andern Namen und zuletzt (so kurze Zeit es auch dauern konnte) sich gar nicht mehr regieren zu lassen?

3) Wo ist der Beweis, daß die ersten Könige und Obrigkeiten unter den Menschen erwählt worden?

4) Wie sollt' es wohl ein Volk anfangen, um sich selbst zu regieren? — Und wenn es, von Natur und Nothwendigkeits wegen, unvermögend ist, sich selbst zu regieren, wie kann

man sagen: es habe ein natürliches Recht zu etwas, wozu es von Natur unvermögend ist? Und wenn es also kein solches Recht hat, wie kann es ein Recht, das es nicht hat, einem Andern übertragen?

Ich denke, wir haben uns bereits durchs Dickste und Gröbste durchgehauen — Es fängt schon an, in dieser Sylva Sylvarum heller vor uns zu werden — Setzen wir uns denn zusammen hin und sehen in aller Gelassenheit, ob die Wahrheit, von der uns die Begierde, sie zu suchen, oft zu weit wegführt, nicht vielleicht dicht neben uns steht?

Eine Menge Volks ist — eine Menge großer Kinder — eben so unfähig, ohne Obrigkeit sich selbst in einem leidlichen Zustande zu erhalten, als unsere kleinen Kinder leben und gedeihen könnten, wenn man sie der lieben natürlichen Freiheit überlassen wollte. Und warum hat die Natur diese letztern so lange, bis sie sich selbst regieren können, der elterlichen Gewalt unterworfen? — Als weil sie sich eine Zeit lang nicht selbst regieren können. Und hier zeigt sich ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen dem Kind und einem jeden großen Haufen Menschen, die sich zusammen halten und (es sey nun aus blosem Zufalle und Instinct, nur auf kurze Zeit oder mit Vorsatz und Ueberlegung auf immer) für einen Mann zu stehen gesonnen sind — und die man, in beiden Fällen, Volk nennt. Für das Kind kommt eine Zeit, wo es sich selbst regieren kann, und sofort hört die väterliche Gewalt

auf. Für ein Volk gibt's keine solche Zeit in der Natur; je größer, je älter, je aufgeklärter es wird, je unfähiger wird es, sich selbst zu regieren. Ich berufe mich über diesen und alle andere Sätze, die ich blos ihrer Evidenz wegen nicht beweise, auf die allgemeine und besondere Geschichte der ganzen menschlichen Gattung von so viel Jahrtausenden, als man zurückzählen will, bis auf diesen heutigen 31. October 1777. Der Urheber der Natur hat also durch eben den Act, durch den er Menschen machte, das ewige Gesetz der Nothwendigkeit promulgirt: daß sie regiert werden müssen; und — so ist alle obrigkeitliche Gewalt an sich betrachtet göttlichen Rechts.

Wenn sich ein Auflauf unter dem Volk einer Stadt begibt — wird der Erste der Beste, der Muth oder Verwegenheit genug hat, sich an ihre Spitze stellen, ihr Anführer, dem sie blindlings folgen. Erinnern Sie sich nur der Geschichte des Masaniello — sie ist, nach ihren Grundzügen, die Geschichte aller andern Aufrührer, Empörungen und Bürgerkriege. Wenn ein Volk in Gährung geräth und zu schwärmen anfängt, so muß es — diese Nothwendigkeit fühlt gar bald ein jedes einzelnes Glied desselben — einen Anführer haben. Und diesen Anführer hat immer die Natur gemacht. Es ist der, der die meiste Kraft hat, der die Uebrigen in seinen Wirbel hineinziehn und mit sich fortreißen kann, der den meisten Muth, die festeste Entschlossenheit, den feurigsten und anhaltendsten Enthusiasmus äußert. — Unter gewissen Umständen ist's auch wohl der, der am besten schwatzen kann; aber allemal, wo gegenwärtige Noth oder Gefahr gefühlt wird, ist's sicherlich der, der am entschlossensten handelt. Also — sobald ein vermischter Haufen Menschen, so klein oder groß er sey, sich durch irgend einen Zufall in dem wilden,

ordnungslosen Zustande, den man vulgo den Stand der Natur nennt, befindet oder mit Gewalt sich selbst hineinwirft: so wird der Stärkste das Oberhaupt der Uebrigen — nicht durch eine freie Wahl, sondern in Kraft der Natur selbst — weil er den Muth hat, sich dazu aufzuwerfen, und die Kraft in sich fühlt, seinen Platz zu behaupten. — Indem ich der Stärkste sage, ist, wie Sie sehen, die Rede nicht vom Stärksten an Knochen und Sehnen (wiewohl es Fälle gibt, wo ein Sänftenträger mehr zu bedeuten hat, als ein Julius Cäsar), sondern am stärksten an Sinn, Einbildung, Verstand und Muth — von dem, dessen Genius die Uebrigen im Zwang hält und wie Wasserbäche leitet — und um dieser Stärke willen wurde Julius Cäsar am Ende doch Meister von allen Sänftenträgern in Rom, so gut, als von allen Rednern und Schwätzern und kleinen raubsüchtigen Patriciern, parfumirten Cinäden, aimables Débauchés, wovon es im Lager des alten Pompejus wimmelte — und er hätte entweder zuvor das Leben verlieren müssen, oder er mußte, von natürlichen Zwangrechts wegen, Herr über sie werden. Denn was kann der Obergewalt der Natur widerstehen? Zehntausend Mal tausend schwache Menschen sind zusammengezählt nicht stärker gegen einen überwiegenden Starken, als es jeder von ihnen einzeln ist.

Ich dächte nach diesen so unmittelbar auf die Constitution der menschlichen Natur und (eben darum!) auf die Geschichte aller Völker von Anbeginn der Welt sich stützenden Prämissen sollt' es nun nicht mehr so schrecklich in Ihren Ohren klingen, wenn ich gerade heraussage: das Recht des Stärkern sey Jure Divino die wahre Quelle aller obrigkeitlichen Gewalt. Es versteht sich, daß ich mir bei einem Satze, der, so wahr er auch ist, doch ersten Anblicks so gefährlich

aussieht, alle Mißdeutungen, Sophismen und verhaßte Folgerungen verbitten muß. Die Rede ist nicht vom Mißbrauch der Stärke und Gewalt — wiewohl die Natur auch dafür schon gesorgt hat, daß gemißbrauchte und tyrannische Gewalt sich selbst zerstören muß. Ich betrachte für jetzt Alles blos in der Ordnung der Natur — und vermöge dieser ist der Stärkste überall im ganzen All der Schöpfung Meister und Herr; und die Schwächern beugen sich vor ihm, lassen sich von ihm anziehen, bewegen sich um ihn her, vertrauen ihm und erfreuen und trösten sich seines Schutzes: — um so mehr, da, gewöhnlicher Weise, die größte Stärke der wirkenden Kräfte mit verhältnißmäßiger Großmuth, Aufrichtigkeit, Treue, Gutherzigkeit gesellet zu seyn pflegt.

Es ist also dem Wesen der Sache gemäß, es ist Facti, ist immer so gewesen und wird immer so bleiben: unter einem Volk von Jägern ist der kühnste, unverdrossenste, scharfäugigste, duldsamste und dauerhafteste, mit einem Wort, der beste Jäger König; unter einem Volke von Hirten ist's der, der den furchtbarsten Wolf erlegt hat; unter einem wilden Volke, das von Krieg und Raub lebt, ist's der, der die meisten Feinde erschlagen hat — und so sind, ohne allen Zweifel, die ersten Könige entstanden. Die Natur gibt dem Schwächern im Stärkern einen Beschützer, einen Vater. Dieß ist ihr großes Gesetz. Sie hat es nirgends unter Trompetenschall ausrufen oder durch ihren Canzler niederschreiben lassen, denn sie hat keine Trompeter und keinen Canzler und braucht auch keine — sie spricht durch Wirkung und That. Sie sagt nicht: „Ihr Planeten sollt die Sonne für euren König erkennen!" sondern setzt die Sonne mitten unter sie hin; und nun entziehe sich einer ihrer Herrschaft, wenn er kann!

So stellte sie zu verschiedenen Zeiten einen Sesostris — einen Cyrus — einen Alexander — einen Cäsar — einen Attila — einen Karl den Franken — einen Muhammed — einen Timurbeg — einen Gustav Vasa — einen Cromwell auf — —

„Wie? Was? einen Cromwell?“ — Ja, mein Freund, einen Cromwell! — und ich fechte dadurch nicht gegen mich selbst: denn der Plan der Natur ist so unermeßlich groß, daß sie oft und alle Augenblicke uns Kurzsichtigen nach widersprechenden Gesetzen und Zwecken zu handeln scheint. — Ja, dieser Cromwell, der Zerstörer der Staatsverfassung seines Vaterlandes, der Mörder seines Königs, der tapferste, der tugendhafteste, devoteste Bösewicht, der vielleicht jemals gelebt hat — war zu seiner Zeit der Stärkste unter seinem Volke, und so folgte daraus, was unter damaligen Umständen folgen mußte. Und — was brauchen wir weitern Zeugnisses? — Die ehrwürdigsten Mächte erkannten laut oder stillschweigend sein Recht; Könige neigten sich vor dem Manne, der ihren Bruder öffentlich durch Nachrichters Hand zum Tode gebracht hatte, schickten ihre Gesandten, nahmen die seinigen an, schlossen Bündnisse mit ihm und suchten seine Freundschaft. — Wenn Könige nicht wissen sollten, was in ihrer eignen Sache Recht ist, wer sollt's wissen?

Doch dieß im Vorbeigehen — denn auf diesem Seitenwege würden wir uns zu weit von unserer Hauptfrage verirren.

Alles, was ich bisher gesagt habe, zweckt dahin ab, als einen Grundsatz aufzustellen: es liege in der menschlichen Natur ein angeborner Instinct, denjenigen für unsern natürlichen Obern, Führer und Regenten zu erkennen und uns

willig von ihm leiten und meistern zu lassen, dessen Obermacht wir fühlen, und dieß sey hie erste Quelle der obrigkeitlichen Gewalt unter den Menschen gewesen.

Und nun behaupte ich, eben dieser Instinct sey auch in der Folge auf Seiten der Völker die Hauptursache gewesen, warum sie sich bei allen den mannigfaltigen Veränderungen beruhiget haben, die nach und nach

per varios casus et tot discrimina rerum

mit der politischen Form und Verfassung der Staaten vorgegangen. Immer verhielt sich das Volk, d. i. der größte Theil der Nation, leidend dabei. Denn auch dann, wenn es anmaßliche oder erwählte Repräsentanten hatte, waren gemeiniglich die Rechte des Volks nur der Schild und Deckmantel, unter welchem die Mächtigsten unter dem Adel und der Klerisei und die Ehrgeizigsten, Verschmitztesten und Beredtesten unter dem Volke ihre Privatabsichten desto sicherer durchzusetzen wußten. — Wenn etwa noch Jemand wäre, der nicht wüßte, was Repräsentanten einer Nation sind: so kann er sich aus der neuern und neuesten Geschichte einer gewissen Ile flottante so trefflich davon belehren, daß es ihm, Alles zusammengerechnet, (wenigstens) eben so sicher dünken wird, seine Menschheitsrechte in unsers lieben Herrn Gottes unmittelbarem Schutz zu wissen, als in den Händen solcher Repräsentanten, die alle Augenblicke die Rolle vergessen, die man ihnen zu spielen gegeben hat, und auch, wenn sie's am besten zu machen scheinen, doch immer nur sich selbst repräsentiren.

Man durchgehe die Geschichte aller Wahlreiche und aller erwählten Regenten und sehe — wie viel die Nation dabei gewinnt, daß Etliche aus ihrem Mittel das Recht haben, denjenigen zum König zu setzen, der ihrem besondern Interesse

am zuträglichsten ist! — Und eben weil in einem Wahlreiche der gemeine Mann, der doch den zahlreichsten und wichtigsten Theil der Nation ausmacht, gar wohl fühlt, wie wenig es ihm verschlägt, wer ihn beherrsche, indem sein Schicksal im Ganzen genommen das nämliche bleiben wird; so sehen wir ihn so ruhig und gleichgültig abwarten, was die Götter dießfalls beschließen: oder, wenn er sich ja für einen Candidaten mehr als für den andern interessirt, so ist es entweder aus irgend einer dumpfsinnigen Parteilichkeit für dessen Haus oder Person oder aus vermeintem Religionsinteresse, oder weil er unter dem einen mehr in Ruhe und Frieden zu leben hofft, als unter dem andern. Allein, da auf seine Theilnehmung so ganz und gar nichts ankommt — so ist's im Grunde für ihn auch einerlei, ob der Oberherr, der ihm gegeben wird, dazu geboren oder erwählt sey. Sobald er nur einen Reiter auf seinem Rücken fühlt, der seiner mächtig ist, so gibt er sich zufrieden, folgt dem Zügel und duldet den Sporn.

Ueberhaupt sehen wir, daß die Völker sich gern unter eine erbliche Regierung schmiegen, gern einem gewissen Hause, einer festgesetzten Folge von Prinzen unterthan sind, sich gar bald angewöhnen, diese ihre Herren für eine höhere Art von Wesen anzusehen, und vor einem neugebornen Kron- oder Erbprinzen kaum mit weniger Andacht, Glauben, Liebe und Hoffnung die Knie beugen, als die heiligen drei Könige vor dem Christkindlein. All dieß, lieber Herr und Freund, ist in der menschlichen Natur; und wohl dem gemeinen Manne, dem kein Stephanus Junius Brutus, kein Milton, kein Algernon Sidney, keine Cato's Briefe dieß treuherzige Gefühl wegphilosophirt haben! Er nimmt seine Regenten, gut oder schlimm, als ihm von Gott gegeben an, und ein böser

Herr müßte beinah der Dedschial selbst seyn, bis dem Volk einfiele, die Frage aufzuwerfen: ob es auch wohl schuldig sey, Alles von ihm zu leiden? — So tief sitzt im Menschen das Gefühl, daß die bürgerliche Gesellschaft eben so, wie die ganze Natur, von einer höhern, Alles umfassenden, unabhängigen und unwiderstehlichen Macht zusammengedrückt und dadurch in ihrer Form erhalten werden müsse:[1] — und sofern ihm nur erlaubt ist, über die eine oder die andere dieser regierenden Mächte zu murren, wenn sie's ihm nicht nach seinem Sinn und Bedürfniß machen; so fällt ihm nicht ein, sich gegen sie aufzulehnen, und ein einziger Sonnenblick ist wieder hinlänglich, ihn zufrieden und gutes Muths zu machen.

In ältern Zeiten hatten die Menschen einen großen Glauben an das Loos, oder was wir den ungefähren Zufall nennen. Sie sahen es als eine Art von Orakel an, als einen unmittelbaren Ausspruch der Götter, auf den sie mehr Vertrauen setzten, als auf ihre eigne Klugheit. Und so wurde auch zuweilen, bei Erledigungsfällen, die Ernennung des neuen Regenten dem Loos oder Zufall überlassen — wie in vielen Republiken noch heutiges Tages geschieht. Die Erbfolge ist eine Art von Loos, die in den Augen der Völker eben dadurch eine ganz eigne Heiligkeit erhält, daß man (und dieß mit bestem Grunde) den Prinzen, der vermöge des Erbfolgerechts zum Thron geboren wird, gerade so ansieht und aufnimmt, als ob ihn ein Engel Gottes sichtbarlich aus den Wolken herabgebracht und mit einer durchs ganze Land hinschallenden Stimme gerufen hätte: Sehet, das ist euer Herr! Und man braucht nur die Menschen, anstatt sie in

[1] Die Instanzen, die ich hievon aus den sogenannten Freistaaten selbst herholen könnte, würden diese Wahrheit auf die frappanteste Weise bestätigen.

abstracten Theorien studirt zu haben, aus dem gemeinen Leben kennen gelernt und ihre Art, zu empfinden und sich die Sachen vorzustellen, in vielen besondern Fällen beobachtet zu haben, so wird man (glaube ich) so überzeugt seyn, als ich es bin: daß ein Volk zu einem Prinzen, der ihm solchergestalt aus dem Himmel in den Schooß gefallen ist, mehr Vertrauen hat, als zu einem, den es selbst erwählt hätte. Daß freilich die Herren Philosophen und Staatsgelehrten und all das ehrsüchtige Völklein, das auch gern am Ruder sitzen und die Welt regieren helfen möchte, anders gesinnt ist, wollen wir ihnen nicht verdenken; es ist sehr natürlich: nur sollen sie auch bedenken, daß sie nicht das Volk, vielleicht nicht der zehentausendste Theil des Volks sind, zu dessen ungebetenen Vertretern sie sich aufwerfen.

Die Natur hat jedem ihrer Geschöpfe die Triebe und innern Anlagen gegeben, ohne die es nicht das werden könnte, was es seyn soll. Da die menschliche Gattung ohne Regierung nicht glücklich seyn, nicht einmal erhalten werden konnte: so ist der Mensch von Natur das gelehrigste und lenksamste aller Wesen — man müßte ihn denn nun gar nicht zu behandeln wissen. Was ihn aber am meisten geschickt macht, sich regieren zu lassen — und so regieren zu lassen, wie es gewöhnlich geschieht — sind drei oder vier charakteristische Züge, um derenwillen er sich von seines Gleichen schon oft hat den Görgen singen lassen müssen. — Zum Exempel, daß tausend Menschen, die man einzeln nicht vom Flecke bringen könnte, alle zusammen hinterdrein ziehn werden, sollt' es auch durch die Pforte der Höllen seyn, sobald einer vorangeht und ruft: Ein braver Kerl geht mit! — sodann: daß sie es einem Jeden herzlich Dank wissen, der ihnen die Mühe erspart, sich über eine Sache, die gleichwohl besorgt

werden muß, den Kopf zu zerbrechen; ferner: daß sie sich sehr leicht an etwas gewöhnen, daß nichts so albern, widersinnisch, unlustig, mühselig und beschwerlich ist, das ihnen die Gewohnheit nicht erträglich und zum Theil so leicht macht, daß sie es zuletzt gar nicht mehr fühlen — und endlich: daß sie größtentheils und in den meisten Augenblicken ihres Lebens in einem Nebel wandeln, der sie nicht viel weiter, als vor ihre Füße hinsehen läßt; so daß sie sich um alles Gegenwärtige, was ein wenig weit von ihnen liegt, wenig und um die Zukunft oder die entferntern Folgen des Gegenwärtigen gar nicht bekümmern —: vier Qualitäten, die (unter uns gesagt) der weltberühmten menschlichen Vernunft eben nicht die größte Ehre machen. Aber — ohne sie, wie sollten auch Menschen von ihres Gleichen regiert werden können? — Denn, nachdem die Regierung und bürgerliche Ordnung einmal bei den verschiedenen Völkern Platz genommen und Wurzeln geschlagen, so wird freilich der Fall, daß die Regenten wirklich auch die Besten unter ihrem Volke sind, immer seltner. Aber es bedarf auch dessen nicht schlechterdings. Denn, wenn das Werk nur einmal eingerichtet und im Gange ist, so braucht es eben keiner so starken Hand, um es darin zu erhalten; die Gewalt und Kraft, die den Staat zusammenhält, liegt dann in der ganzen politischen Maschinerie; und es ist zur Noth genug, wenn derjenige, der dafür angesehen wird, als ob er den Olympus trage, nur unten steht und repräsentirt. Wäre das nicht, so müßte von zweien der größten Reiche in Europa schon längst keine Fuge mehr in die andere passen. — Freilich kommen dann auch Fälle — aber darum gibt's auch keine Maschine und keinen Staat, der ewig dauert.

Ich habe behauptet: daß die Völker aus eben dem Grunde natürlicher Nothwendigkeit der obrigkeitlichen Gewalt unterworfen sind, um dessenwillen die Kinder natürliche Unterthanen ihrer Eltern sind. Es wäre leicht, die Aehnlichkeit zwischen einem Volke und einem Kinde ausführlich darzuthun, wenn es, nach dem, was ich eben über die Ursachen der sonderbaren Lenksamkeit der menschlichen Gattung gesagt habe, noch nöthig würe. Das bekannte: Ihr Griechen bleibt ewig Kinder! ist ein Compliment, das man, ohne sich an ihrer angeblichen Majestät zu versündigen, allen Nationen in der Welt machen kann. Und wie sollt' es auch anders seyn können, da jedes Volk, statt der täglich abgehenden, täglich wieder mit Kindern recrutirt wird, und das eigentliche Alter der Vernunft bei jedem Menschen nur ein schmaler Isthmus zwischen einer zwiefachen Kindheit ist! — Ja selbst in diesem Alter der Vernunft, welch ein Unterschied zwischen tausend Menschen, jeder einzeln und für sich in seinem eignen Wirkungskreise genommen, und eben diesen tausend Menschen, wenn sie in einem Haufen versammelt sind? Ist's nicht uralte, millionenmal bestätigte Wahrheit, daß die Menschen, sobald sie sich in eine Masse zusammendrängen, einzeln den größten Theil ihrer Kraft verlieren? Wie oft hat man gesehen, daß die gescheidtesten Leute einer oder vieler Nationen, sobald sie in großer Anzahl feierlich und in Ceremonien-Röcken versammelt sind, um über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit in Corpore zu deliberiren — sich just in Corpore so albern betragen, so wenig wissen, was sie wollen, einander so wenig verstehen, so viel Zeit mit Nebendingen verderben, über die klarsten Dinge so viel schwatzen, punctiren, grübeln, zanken und sophistisiren, als ob sie die ausgemachtesten — Abderiten wären; und

endlich: — nach, Gott weiß! wie viel Sessionen — zuletzt doch entweder gar nichts zu Stande bringen oder von einem Einzigen, der durch List oder Gewalt Meister über sie wird, sich bemaulkorben und (gern oder ungern) ganz anders wohin führen lassen müssen, als wohin sie anfangs gehen wollten!

Und wenn es denn eine so große Wahrheit ist und bleibt, daß Kinder und Völker aus dem nämlichen Grunde regiert werden müssen: wie auffallend ist nicht das Widersinnische in der Meinung derjenigen, die zu einem Menschheitsrechte machen: „das Volk habe ein unverlierbares Recht, über die Regierung seiner Obrigkeit zu urtheilen und sich, zum Exempel, der Herrschaft seines Königs zu entziehen, wenn er durch eine schlimme Regierung sich der Krone unwürdig gemacht." Wie? Kinder — die eben darum, weil sie sich nicht selbst regieren können, unter väterlicher Gewalt stehen — sollen ein Recht haben, ihren Vater zu controliren? entscheidend zu urtheilen, ob seine Befehle vernünftig und zu ihrem Besten zweckmäßig seyen? ob er ihnen nicht mehr Spielzeug und Naschwerk geben sollte? ob er ihnen in diesem oder jenem Falle die Ruthe auch wohl mit Recht oder nicht zu stark oder keinen Streich zu viel gegeben habe? ob er auch Weisheit und Tugend genug habe, so liebe, artige, gescheidte und im Grunde doch wohl Alles besser wissende Kinder, wie sie sind, zu regieren? ob er nicht zuweilen selbst thue, was er ihnen verbeut? und ob sie also nicht gar wohl befugt seyen, sich mit gesammter Hand über ihn her zu machen und ihm die Ruthe auch zu geben, die er sie so oft unbilliger Weise empfinden lassen u. s. w.? Feine, weise, wohl überlegte Grundsätze — deren Einführung in die Kinderzucht und in die bürgerliche Regierung herrliche Folgen haben würde! — Es mag, wenn Sie wollen, eine ganz löbliche

Beschäftigung der Herren Philosophen seyn, immer und ewig darüber zu raffiniren, wie den Gebrechen und Schäden der Menschheit und ihren Einrichtungen geholfen werden könnte: nur müssen die Mittel, die sie uns dazu anpreisen, nicht (wie, leider! fast immer der Fall ist) ärger seyn, als das Uebel selbst, wovon sie uns heilen, oder dem sie zuvorkommen wollen.

Ich sehe wohl, daß ich noch gar viel zu sagen hätte, wenn ich ins Detail gehen, die Verbindung meines Grundsatzes mit den echten und allgemein anerkannten Grundmaximen einer jeden guten bürgerlichen Regierung zeigen und auf alle Einwürfe, die ich voraussehe, auch voraus antworten wollte. — Aber μηδεν αγαν! — nur dieß lassen Sie mich jetzt noch sagen: Wenn wir die Weltgeschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert und die besonderen Völkergeschichten von Generation zu Generation übersehen und vergleichen, und sehen dann, wie wunderbar die unermeßliche Kette von Ursachen und Wirkungen sich fortschlingt; wie immer ganz andere Effecte herauskommen, als man von den vermeinten Ursachen erwartet hätte; wie ein Reich, dem von seinen eignen Staatsärzten der gewisse Untergang als eine Folge jeder angeblichen Sottise, so die Regierung gemacht, zwanzig und mehr Jahre hinter einander angedroht worden, dessen ungeachtet sich in seinem Stand und Wesen erhält und die Weissagungen seiner Propheten zu Schanden macht; wie oft die klügsten Maßregeln nichts, und dagegen ein dummer Streich wider Wissen und Hoffen dessen, der ihn gemacht, den besten Effect hervorgebracht; wie mitten unter allen

anscheinenden Ursachen einer allgemeinen Zerrüttung sich das Ganze doch immer im Gleichgewichte und jede Nation wenigstens in einem leidlichen Zustande erhält — kurz — wenn wir sehen, durch was für ein Minimum von Weisheit die Welt regiert und wahrlich wenigstens so regiert wird, daß es schwerlich einer von uns besser machen würde: so däucht mich, es leuchte stark in die Augen, daß es blos die in allen Regierungen hinter der Scene spielende Theokratie sey, welche macht, daß es, trotz unsern eiteln Besorgnissen — nicht schlimmer und oft gegen alle unsere Deductionen, Theorien und Demonstrationen so viel besser in der Welt geht, als es unsrer einfältigen Meinung nach gehen sollte.

Uebrigens hoffe ich, Sie werden mit mir überzeugt seyn, daß die Auflösung des politischen Problems, worüber ich Ihnen hier meine geringe Meinung en gros mitgetheilt, auf welche Weise sie auch geschehe, in die Praxin wenig oder gar keinen Einfluß habe. Dergleichen Dinge sind gut per la predica. Im Leben selbst aber bleibt's doch immer beim Alten. Es gab eine Zeit, wo die Monarchenfresser — gefährlich waren; dermalen braucht Claus Zettel seinen Kopf nicht aus der Löwenhaut herauszustecken, um uns zu sagen, daß er kein Löwe im Ernste sey. Der Cynismus, der je länger je mehr Mode zu werden scheint, und unter dessen mancherlei komischen Symptomen auch dieß ist, daß wir so stolze Blicke aus unsern Tonnen hervor auf die Könige werfen — wird, wie alle unsre Moden, vorübergehn und schwerlich mehr Spur hinter sich lassen, als die ellenlangen Haaraufsätze und die dreifingerbreiten Haarbeutel. Und so lassen Sie mich mit einer Wahrheit schließen, die gewiß von uns Beiden, so verschieden wir auch über den Grund der obrigkeitlichen Macht denken mögen, mit gleich starker Ueberzeugung für eine große

Wahrheit anerkannt wird — und die ich nicht besser noch kürzer auszudrücken weiß, als wie sie auf dem Grabmal der berühmten Mistriß Macaulay eingegraben steht:

Government
is a Power
delegated for the
Happiness of Mankind
when conducted by
Wisdom, Justice
and Mercy.

Und — um dieser theoretischen Wahrheit auch noch eine Nutzanwendung beizufügen — möchten Obrigkeiten und Unterthanen der Ermahnung Pauls des Apostels — der auch blos als Mensch einer der Weisesten und Größten war, die je gewesen sind — ewig treu bleiben:

Ihr Kinder,
seyd gehorsam den Eltern
in allen Dingen,
denn dieß ist dem Herrn gefällig!
Ihr Väter,
erbittert eure Kinder nicht,
auf daß sie nicht schen werden!

Athenion,

genannt Aristion,

oder

das Glück der Athener unter der Regierung eines vorgeblichen Philosophen.

1781.

1.

Unter die gelehrten Weidsprüche, die auf das Wort irgend eines großen Mannes, der sie zuerst gesagt hat, und um des blendenden Scheins willen, den sie beim ersten Anblick von sich werfen, ohne weitere Untersuchung für gut angenommen werden, gehört auch das bekannte: Felix Respublica ubi aut Philosophi imperant aut Imperantes philosophantur; das ist, „glücklich sind die Staaten, wo entweder die Philosophen regieren, oder die Regenten philosophiren."

Friede sey mit der Asche des Weisen, aus dessen Munde oder Feder dieser Spruch zum Ersten hervorgegangen! Ich bin gewiß, er hätte mit gutem Gewissen schwören können, daß er eine große Wahrheit zu sagen glaubte; und ich selbst wollte darauf schwören, daß er ein Philosoph war, und daß sein gnädiger Herr oder seine gnädige Herren — nicht philosophirten.

Ich denke nicht, daß hier erst zu fragen sey, was er unter einem Philosophen verstanden habe. Hätte er nichts weiter mit seinem Spruche sagen wollen, als: ein Volk sey glücklich, das von einem weisen Manne weislich regiert werde: so hätte er eben so wohl gethan, nichts zu sagen. Denn wer wird mit einer Miene, als ob er eine gar wichtige neue Wahrheit zu Tage gefördert habe, sagen: Weisheit ist besser als Unweisheit. Aber ganz gewiß war das auch seine Meinung nicht.

Er verstand unter einem Philosophen keinen Weisen, sondern was man von jeher unter einem Philosophen verstanden hat, einen Mann, der sich auf Philosophie gelegt hat und Philosophie treibt: sowie man unter einem Arzt nicht einen Mann meint, der selbst gesund ist und alle Kranken gesund macht, sondern einen, der die Arzneikunst gelernt hat und treibt, so gut er kann und weiß; oder wie man nicht denjenigen einen Schiffer nennt, der sein Schiff glücklich und wohlbehalten an Ort und Stelle führt, sondern den, der die Kunst versteht, ein Schiff zu führen. Vorausgesetzt also, daß in vorbesagtem Weidspruch das Wort Philosoph weder mehr noch weniger bezeichnet, als einen Mann, der, nach Cicero's Erklärung, die Wissenschaft aller göttlichen und menschlichen Dinge, oder nach Wolfens, die Wissenschaft aller möglichen Dinge, insofern sie möglich sind, zu seiner Profession gemacht hat: so sehe ich eben nicht ein, warum ein Staat unter dem Scepter eines Philosophen glücklicher seyn sollte als unter irgend einem andern Ehrenmann, der so viel Verstand hat, seine rechte Hand von seiner linken zu unterscheiden. Daß die Philosophen andrer Meinung sind, und daß es ihnen, weil sie andrer Meinung sind, an Gründen, ihre Meinung aufzustutzen, nicht fehlen könne, laß ich gerne gelten. Aristoxenus, der Tonkünstler, behauptete: die Seele sey ein Accord und das Universum eine große Harfe, auf der die Natur Solo spiele! Einem Manne, der so parteiisch für seine Kunst dachte, war es gewiß nicht zu viel, auch zu behaupten oder doch wenigstens zu glauben, die Staaten würden am glücklichsten seyn, wenn sie von lauter Tonkünstlern regiert würden. Und der französische Tanzmeister, der unmöglich begreifen konnte, was die Königin Anna an Herrn Robert Harley gesehen haben könnte, daß sie ihn zu ihrem ersten Minister gemacht, da er doch der größte Schöps

auf seinem Tanzboden gewesen — ich bin versichert, daß in den Augen dieses ehrlichen Mannes ein guter Tanzmeister geschickter war, die Welt im Gang zu erhalten, als die sämmtlichen Mitglieder aller Akademien der Wissenschaften in Europa. Es ist nun einmal nicht anders: Jedermann ist öffentlich oder heimlich für die Profession, die er treibt, und für die Classe, zu welcher er gezählt wird, eingenommen: warum sollten's die Philosophen, die doch unstreitig so viel vor uns Andern voraus haben, weniger seyn?

Der kürzeste und sicherste Weg, über diesen Punkt hinter die Wahrheit zu kommen, ist wohl dieser, daß man sich umsehe, wie glücklich die Staaten gewesen sind, denen es so gut worden ist, von Philosophen regiert zu werden. So viel ich weiß, ist der Fall noch nicht oft vorgekommen. Aber desto auffallender und vorstechender wird ohne Zweifel auch das Glück solcher Staaten gewesen seyn. Mir ist davon ein Beispiel bekannt, das zwar etwas alt, aber vielleicht das merkwürdigste in seiner Art ist, das die Geschichte aufzuweisen hat. Da zu vermuthen ist, daß der Philosoph, den ich meine, wenigstens neunundneunzig von hundert meiner Leser gänzlich unbekannt sey: so will ich Ihnen seine Geschichte umständlich genug erzählen, um sie eben so bekannt mit ihm zu machen, als ob sie das Glück gehabt hätten, selbst unter seiner Regierung zu leben; mit der vorläufigen Versicherung, daß Sie sich auf die historische Wahrheit aller Umstände, so außerordentlich und mährchenhaft sie auch zum Theil klingen mögen, so gut als bei irgend einem andern Stück alter Geschichte verlassen können.

2.

Ungefähr hundert und dreißig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lebte zu Athen ein gewisser Athenion, Bürger und Philosoph daselbst; denn er gehörte zu der Schule des Peripatetikers Erymnäus, von dessen Leben und Thaten aber weiter nichts bis zu uns gekommen ist, als „daß er, ungefähr um diese Zeit, der Schule des Aristoteles oder dem sogenannten Lyceum vorgestanden haben soll.“ Dieser Athenion schaffte sich in seinen alten Tagen eine ägyptische Sklavin an. Diese Sklavin gebar nach einiger Zeit einen Sohn; und dieser Sohn, der nach dem Namen seines Patrons Athenion genennt wurde, ist der Held der gegenwärtigen Geschichte. Wer auch der Vater seyn mochte, vermuthen läßt sich's wenigstens, daß es der Philosoph Athenion so gut seyn konnte als ein Anderer; und daß er es vielleicht selbst glaube, schlossen Viele daraus, weil er auf den jungen Menschen, nachdem er herangewachsen war, eine besondere Neigung warf und ihn sogar zum Erben einsetzte.

Indessen wollen wir denen, welche vielleicht, um der Ehre der peripatetischen Philosophie willen, lieber sehen möchten, daß der alte Athenion schußfest gegen die Reize der ägyptischen Magd geblieben wäre, unverhalten lassen, daß seine Freigebigkeit gegen den Sohn seiner Sklavin eben sowohl die blose Erkenntlichkeit für die besondere Treue, womit ihm der junge Mensch zugethan war, als ein stärkeres natürliches Gefühl zur Quelle gehabt haben könne. Denn die Geschichte sagt: als der Philosoph endlich vor hohem Alter schwach und unvermögend geworden, habe Athenion ihn überall, wo er gegangen und gestanden, an der Hand geführt, und Mutter und Sohn hätten ihm bis ans Ende alle die

Treue und Hülfleistung bewiesen, die er nur immer von der zärtlichsten Gattin und dem dankbarsten Sohn hätte erwarten können.

Diese besondere Treue und Ergebenheit konnte von Seiten des jungen Menschen die blose reine Wirkung seiner Dankbarkeit gegen seinen alten Wohlthäter seyn; sie konnte aber eben sowohl die blose reine Wirkung seiner Neigung zur Verlassenschaft desselben seyn. Wir erinnern dieses beiläufig denen zu Lieb, welche (mit weniger Menschenkenntniß als Gutherzigkeit) immer geneigt sind, von jedem Schein der Tugend das Beste zu denken, und sich dadurch der Unlust aussetzen, unter zehn Fällen gewöhnlich sieben oder acht Mal richtig betrogen zu werden. Wahr ist's, daß sie dafür auch von jedem Schein des Bösen das Aergste zu denken pflegen, und nicht wenig betroffen sind, wenn sich (wie öfters) am Ende zeigt, daß unter zweien der, den sie für den bösen Menschen ansahen, der gute, und der, für dessen Rechtschaffenheit sie sich verbürgt hätten, der Bösewicht ist.

Wie dem aber auch in gegenwärtigem Falle seyn mochte, genug, der Sohn der Aegypterin fand nach dem Tode des Alten, dessen präsumirter Sohn und Erb er war, Mittel, sich das athenische Bürgerrecht zu verschaffen, welches in diesen Zeiten nicht mehr so wichtig als im Jahrhundert des Perikles und Demosthenes und daher auch leichter zu erhalten war. Da er zu solchem Ende in eine von den athenischen Zünften eingeschrieben werden mußte, so vertauschte er bei dieser Gelegenheit seinen bisherigen Namen Athenion mit Aristion, den er in der Folge immer geführt hat, und unter welchem er bei den Alten, welche von ihm sprechen, vorkommt.

3.

Der junge Mann war, wie es scheint, mit allen den Gaben geboren, womit die Natur, nach der Meinung des Philosophen Vanini, seines Gleichen für die Strenge der Gesetze und des Vorurtheils schadlos hält. Die Cultur dieser Gaben und der kluge Gebrauch, den er davon machen würde, waren der einzige Weg, auf dem er aus der Dunkelheit auftauchen konnte, wozu ihn Geburt und Umstände sonst verurtheilt hätten. In dem Hause eines Mannes erzogen, der die philosophischen Wissenschaften mehr aus Liebhaberei als um Gewinns willen trieb, und der sein ganzes Leben gleichsam im Lyceum zubrachte — hatte er vermuthlich von dem, was damals zur Encyklopädie der peripatetischen Schule gehörte, schon so viel begriffen, daß er nach dem Tode seines Vaters Muth genug in sich fühlte, selbst eine Schule zu eröffnen und, nach unserer Art zu reden, den Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften zu machen. Er widmete sich also dieser Lebensart mit eben so viel Eifer als Erfolg, zog viele junge Leute an sich, lehrte öffentlich zu Messana und Larissa und verdiente viel Geld. Mit diesem Geld und mit einem ziemlich bekannt gewordenen Namen kehrte er nach Verfluß einiger Jahre in die Minervenstadt zurück, wo er sich durch seinen lebhaften, geschmeidigen und unternehmenden Geist und durch seine Wohlredenheit gar bald bei einem Volke in Ansehen zu setzen wußte, über welches Witz und Beredsamkeit von jeher Alles vermochten.

Ich hätte beinahe einen kleinen Umstand vergessen, den ich gleichwohl nicht übergehen darf, da ein Philosoph, wie Posidonius, in seiner Erzählung der Lebensumstände des Aristion, wovon uns Athenäus den Auszug liefert, dessen

nicht ohne Absicht, wie es scheint, Erwähnung that. Aristion fing nämlich seine neue Lebensart damit an, daß er ein schönes junges Mädchen (παιδισκαριον ευμορφον) heirathete — eine Handlung, die ihm, insofern als er das Mädchen heirathete, noch sogar zum Verdienst angerechnet werden könnte; denn das war mehr, als sein eigener Vater gethan hatte; wenigstens war es einem Philosophen aus der peripatetischen Schule, welche bei Berechnung dessen, was das Summum Bonum eines weisen Mannes ausmache, den bonis corporis ihr volles Drittel einräumte, so wenig als irgend einem andern ehrlichen Manne übel auszulegen. Aber unsern Aristion werden wir bald auf einen solchen Fuß kennen lernen, daß wir ihm mit vieler Wahrscheinlichkeit zutrauen können, er habe bei der Heirath der schönen jungen Dirne noch eine kleine Nebenabsicht gehabt, die seiner Klugheit mehr Ehre macht als seinen Sitten — nämlich (um es nur heraus zu sagen) keine geringere, als junge Leute von Stand und Vermögen, auf welche er nun eigentlich Jagd machen wollte, desto leichter ins Garn zu locken. Wenigstens scheint es, Posidonius hätte sich, wenn er eine so unehrbare Sache auf eine nicht ganz unehrbare Art zu verstehen geben wollte, kaum verständlicher ausdrücken können. Auch der Umstand, daß er Athen verließ und seine sophistische Bude in entlegenen Orten aufschlug, bestärkt diesen Verdacht. Die Athener sollten keine Augenzeugen davon seyn, wie er das Vermögen erworben, womit er zu ihnen zurückkehrte. Ein Mensch bleibt immer verächtlich, dem man in der Operation, sich durch niederträchtige Mittel zu bereichern, gleichsam Schritt vor Schritt zugesehen hat. Erscheint er aber nach einer langen Abwesenheit auf einmal wieder als Einer, der sein Glück gemacht hat, so läßt sich die Menge immer vom Glanz des

Goldes blenden und fragt wenig darnach, wie es erworben worden.

4.

Als Aristion nach Athen zurück kam, befand sich Griechenland am Ausbruch einer Krisis, welche der Gestalt seiner Angelegenheiten, ja der ganzen Verfassung von Europa und Asia eine wichtige Veränderung anzukündigen schien.

Seitdem Roms große und unversöhnliche Mitwerberin um die Oberherrschaft, Karthago, gefallen, und Antiochus der Große gedemüthigt und jenseits des Gebirges Taurus eingeschlossen worden war, schien nun Alles dem glücklichen Genius dieses wundervollen Freistaats weichen zu müssen. Aber das Schicksal oder (richtiger zu reden) die Herrschsucht der Römer (die keine andere Grenzen des römischen Reiches anerkannte, als wo die Natur aufhörte, Menschen hervor zu bringen) erweckte ihnen einen neuen Feind, und einen der furchtbarsten, der sich ihnen jemals entgegen gestellt hatte, in der Person des Königs von Pontus, Mithridates, dem seine außerordentlichen Eigenschaften den Beinamen des Großen erwarben; eine zweideutige Ehre, die fast immer zu sehr auf Kosten des menschlichen Geschlechts erworben worden ist, um von einem guten Menschen gesucht oder beneidet zu werden. Der große Alexander selbst hatte nichts vor ihm voraus, als sein Glück; und auch in diesem schien ihm Mithridates eine Zeit lang gleich zu seyn.

Die Römer konnten den Ehrgeiz dieses Fürsten — der weder mit dem höflichen Vasallennamen eines Freundes und

Bundesgenossen des römischen Volkes, noch mit den erweiterten Grenzen, die sein Vater von demselben empfangen hatte, zufrieden war — eben so wenig ertragen, als Mithridates den übermüthigen Stolz dieser Bürger einer italienischen Stadt, die von den Ufern des Tibers sich zu Richtern über die entferntesten Könige aufwarfen und entschlossen schienen, nicht eher zu ruhen, bis sie es dahin gebracht hätten, von den Trümmern der größten Thronen herab der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben. Bei solchen gegenseitigen Gesinnungen konnt' es an Gelegenheit zum Ausbruch nicht fehlen.

Kappadocien, woraus der König von Pontus den von Rom beschützten Ariobarzanes vertrieben hatte, gab den ersten Vorwand; im Grunde aber war es (wie Marius dem Könige auf gut Römisch unter die Augen gesagt hatte) darum zu thun, ob die Römer den Mithridates, oder Mithridates die Römer zwingen könnte, der Unabhängigkeit zu entsagen. Der ehrsüchtige Fürst, durch seine Verbindung mit dem Könige von Armenien und durch den freiwilligen oder erzwungenen Beistand vieler andern asiatischen Völker verstärkt, zog gegen die Römer mit einem Heer zu Felde, in welchem man bis auf zwei und zwanzig Nationen von verschiedenen Sprachen zählte.

Der Moment, in welchem er diese gebornen Feinde des königlichen Namens, welche außer der Majestät des römischen Volkes keine Majestät erkennen wollten, zu demüthigen hoffte, konnte für sein Vorhaben nicht günstiger seyn. Die Römer waren seit ungefähr zwanzig Jahren erst durch den Krieg mit dem numidischen Fürsten Jugurtha, dann durch die Nothwendigkeit, das Herz ihres Reichs gegen unzählbare Horden unbändiger Wilden zu vertheidigen, welche fluthenweise aus

Germanien in Gallien eingedrungen waren und Italien zu überschwemmen drohten, endlich durch den blutigen marsischen Krieg (mit ihren mißvergnügten und empörten italienischen Bundesgenossen), worin Italien in wenig Jahren über dreimal hundert tausend streitbarer Männer und Jünglinge verloren hatte — die Römer, sage ich, waren durch dieß Alles außerordentlich erschöpft worden; und noch war eben ein neuer fürchterlicher Bürgerkrieg zwischen Marius und Sylla ausgebrochen, der dieser Republik in ihren eigenen Eingeweiden den Untergang drohte. Hierzu kam noch der tödtliche Abscheu, womit die Völker des kleinen Asiens gegen den römischen Namen erfüllt waren; ein Abscheu, der jedem zu ihrem Befreier sich aufwerfenden Eroberer die Thore aller Städte dieser reichen und von Menschen wimmelnden Provinzen zu öffnen versprach.

Mithridates zögerte nicht, sich diesen Zusammenfluß günstiger Umstände zu Nutze zu machen; und glücklicher Weise für ihn waren die ersten römischen Feldherren, die sich ihm entgegen stellten, keine Sylla noch Luculle. Er schlug sie zu verschiedenen Malen, vernichtete ihre Armeen und begegnete den Heerführern Oppius und Aquilius so grausam, so sehr wider Alles, was unter Menschen und Völkern Sitte ist, daß man schon daraus genugsam abnehmen konnte, daß seine Unternehmungen nicht einen billigen Frieden, sondern Roms Untergang zum Ziele hatten und sich mit diesem — oder seinem eigenen enden würden.

5.

Wir haben die Athener und den Philosophen Aristion einen Augenblick aus dem Gesicht lassen müssen, weil es, da doch der Angelegenheiten des Mithridates Erwähnung geschehen mußte, anständiger war, dem Leser die Erinnerung an die Geschichte dieses berühmten Römerfeindes durch etliche Federstriche zu erleichtern, als ihn an Bücher zu verweisen, die er jetzt vielleicht weder Lust noch Gelegenheit hat nachzuschlagen. Wir kehren nach diesem kleinen Absprung erst zu den Athenern, dann zu unserem Sophisten zurück.

Es war ungefähr zweihundert und vierzig Jahre, seit die Griechen durch die berühmte Schlacht bei Chäronea ihre Freiheit verloren — und über hundert, seit sie etwas der Freiheit Aehnliches durch den römischen Consul Flaminius wieder erhalten hatten. Athen hatte während aller dieser Zeit mancherlei abwechselnde, zum Theil sehr widrige Schicksale erfahren. Sie war noch immer eine der größten, volkreichsten und herrlichsten Städte in der Welt; noch immer, wenigstens dem Namen und Andenken nach, die Stadt der Minerva, die Mutter und Pflegerin der Künste und der Wissenschaften; aber der Geist, den ihr, etliche Jahrhunderte zuvor, einige große Männer eingehaucht hatten, war schon lange verflogen, und Athen hatte aufgehört, große Männer hervorzubringen. Der edle schöne Charakter, welchen Perikles und Isokrates dem athenischen Volke beilegen, war zuerst durch die Demokratie, hernach unter der Oberherrschaft der macedonischen Fürsten stufenweise so ausgeartet, daß jene alten Athener, die mit Themistokles, Aristides und Cimon den größten König von Asien gedemüthigt hatten — die Athener, die dem Antigonus und Demetrius bei lebendigem

Leibe einen eigenen Priester bestellten und sie, als Schutzgötter ihrer Stadt, der Minerva und den eleusinischen Göttinnen an die Seite setzten, gewiß nicht für ihre Nachkommen erkannt haben würden. Das Herz empört sich, wenn man beim Plutarch bald die übermüthigen Bübereien, bald die knechtischen Niederträchtigkeiten liest, welche sie sich nicht schämten zu begehen, um dem Demetrius Poliorketes heute die unbesonnenste Verachtung, morgen die ausschweifendste Verehrung und Unterwürfigkeit zu bezeugen. Indessen blieb doch die Idee der Freiheit immer die Dulcinea dieses leichtsinnigen Volkes, ungeachtet sie mit Händen greifen konnten, daß die Zeit, schimmernde Entwürfe zu machen, für sie vorüber sey.

So schwärmerisch ihre erste Dankbarkeit gewesen war, als Flaminius sie von dem Joche des Königs Philippus befreite, so konnten sie sich doch bei kälterem Blute des Gefühls nicht erwehren, daß die Freiheit, die man ihnen geschenkt hatte, nicht viel besser als eine Kinderpuppe sey; und alle hellenisirende Politesse, königliche Freigebigkeit und herablassende Gefälligkeit, wodurch der Sieger des Perseus, Paulus Aemilius, die römische Majestät zu mildern und ihr das Verhaßte zu benehmen suchte, alle Wohlthaten, welche sie vor andern griechischen Städten von ihm empfangen hatten, erzeugten eben darum, weil es Wohlthaten waren, bei einem so flüchtigen, veränderlichen und auf seine ehemalige Größe so eitelstolzen Volke nur eine vorüberrauschende Erkenntlichkeit, welche alle Augenblicke, bei dem geringsten Anschein, sich wieder unabhängig machen zu können, in Haß und Empörung umschlug. Das Widersinnigste bei diesem Allem war, daß sie durch so viele Erfahrung, wie sie sich bei jedem ihrer vielen Befreier so wenig besser, als vorher, befunden und im

Grunde nur einen neuen Beherrscher um den alten eingetauscht, nicht klüger geworden, sondern immer bereit waren, auf eigene Kosten einen neuen eben so vergeblichen Versuch zu machen; wiewohl es nur von ihnen abhing, zu sehen, daß in ihren Umständen und bei der damaligen Lage der Sachen gar nichts mehr zu versuchen war.

6.

So waren die Athener, und so waren die meisten griechischen Städte in Asien und in der eigentlichen Hellas beschaffen und bestimmt, als Mithridates sich ihnen, gleichsam aus hoher glänzender Ferne, als einen neuen Befreier von der Oberherrschaft eben dieser Römer zeigte, denen sie kurz zuvor so ergeben gewesen waren. Ein glattzüngiger Volksredner brauchte ihnen nur in der Hand dieses Fürsten das Zauberbild der Unabhängigkeit mit hellen fröhlichen Farben vorzumalen, um sie in der Trunkenheit der ausschweifendsten Hoffnungen zu Maßnehmungen zu treiben, welche gerade das Gegentheil ihrer Wünsche hervorbringen mußten; und es war nichts, was sie in einem solchen Taumel nicht zu thun und zu leiden fähig waren. Dieß war immer ihr Fehler und ihr Unglück gewesen. Schon Solon hatte ihnen, als sie sich vom Pisistratus bethören ließen, in einer von seinen gesetzgeberlichen Satiren den Vorwurf gemacht:

Immer schaut ihr dem Mann nur auf die schmeichelnde Zunge,
Immer auf das, was er spricht, nimmer auf das, was er thut.

Schlau wie der Fuchs ist Jeder für sich; doch Alle zusammen
Fahrt ihr, wie Blasen voll Luft, leicht an Verstande daher.

Die Verse sind auch im Original eben nicht die schönsten; aber sie sagten den Athenern eine Wahrheit, die durch ihre ganze Geschichte bestätigt wird. Der Erste also, der ihnen den Eroberer Mithridates — nach ihren eigenen Begriffen einen Barbaren, der nur über Knechte zu herrschen gelernt hatte — in dem Licht eines Befreiers und Schutzgottes zeigte, machte sie im nämlichen Augenblick aller Verbindlichkeiten, so sie den Römern hatten, vergessen. Eben diese Freundschaft mit Rom, auf welche sie kaum noch stolz gewesen waren, schien ihnen jetzt die schimpflichste Knechtschaft. Mithridates ward nun der Abgott, an den die Reihe kam. Für ihn, für seine Waffen und Entwürfe beeiferten sie sich nun aufs lebhafteste; und so wie sie ehmals, aus lauter Dankbarkeit für ihre wiedergeschenkte Demokratie, die Ersten waren, die den Antigonus und Demetrius zu Königen ausriefen: so lag es auch jetzt gewiß nicht an ihnen, daß Mithridates, von welchem sie das nämliche Geschenk zu erhalten hofften, nicht auf der Stelle überall zum allgemeinen Herrn der Welt ausgerufen wurde.

7.

Der Mann, der sie in diesen neuen Anfall von Schwärmerei setzte, war der Philosoph Aristion, der (wie gesagt) seit seiner Zurückkunft durch seine Beredsamkeit und durch die

Figur, die er mit seinem auswärts erworbenen Gelde machte, sich bei dem athenischen Volke in Ansehen zu setzen gewußt hatte. Man sieht aus der Art seines ganzen Verfahrens, daß er nach einem Plan handelte, von dessen Entwicklung die leichtsinnigen Vögel des Aristophanes sich wenig träumen ließen, wiewohl der Knoten mit allem Fleiße so geschlungen war, daß er sich just auf diese Art entwickeln mußte.

Er fing damit an, daß er die Athener die Nothwendigkeit fühlen machte, sich in Zeiten um die Freundschaft eines Monarchen zu bewerben, der vermuthlich in Kurzem das Schicksal von Griechenland, ja von ganz Europa in seiner Hand haben würde. Dieser Punkt war, so wie die Sachen damals standen, leicht zu erhalten. Die Angelegenheiten der Römer hatten nie mißlicher ausgesehen. Mithridates ging wie eine neue Sonne über dem politischen Horizont auf. Alle griechische Städte richteten ihre Augen auf ihn; und die schlauen Athener wollten lieber unter den Ersten als unter den Letzten seyn, die sich bei ihm wichtig zu machen und in Gunsten zu setzen suchten. Die Frage war also, wen man an den König Mithridates abschicken sollte? Natürlicher Weise den beredtesten Mann in Athen; folglich den Aristion. Dieß zu erhalten, war der große Punkt gewesen, und der Philosoph erhielt ihn. Es war zwar nur der erste Schritt nach seinem Ziele, aber die übrigen machten sich dann von selbst.

Aristion reisete also an Mithridates Hoflager ab und wurde sehr wohl empfangen. Denn dem eben so staatsklugen als tapfern und entschlossenen Fürsten, der die Tücken des Glücks kannte, und dessen Macht im Grunde doch immer von sehr zufälligen Combinationen abhing, kam es auf Gefälligkeit und Liebkosungen nicht an, wo es darum zu thun war, die Partei seiner Feinde zu schwächen und die seinige zu verstärken.

Der König und der Philosoph wurden (wie man sich's leicht vorstellen kann) bald einig: das ist, der König versprach, was der Philosoph wollte, weil er wußte, daß er immer Herr bleiben würde, gerade so viel zu halten, als ihm belieben würde; und der Philosoph, der die gute Disposition und Freundlichkeit des Königs der geheimen Gewalt zuschrieb, die sein Verstand und seine Wohlredenheit über denselben ausübe, wünschte sich selbst zu seiner Geschicklichkeit Glück, den König unvermerkt (wie er sich schmeichelte) zum Werkzeug seiner eignen Absichten gemacht zu haben. Die Geschichte sagt zwar nichts ausdrücklich von dem Separat-Artikel, welchen der König und der Philosoph mit einander abredeten; aber es erhellet aus dem ganzen Zusammenhang der Sachen, daß ein solcher Geheimartikel existirte, und daß er darin bestand: Aristion sollte, mit Genehmigung und Beistand des Mithridates, sich der höchsten Gewalt in Athen bemächtigen und dafür Seiner Majestät in allen billigen und — unbilligen Dingen gehorsam und gewärtig seyn.

Mithridates war ein zu großer Fürst, um sich viel darum zu bekümmern, wer die Bürger von Athen unmittelbar beherrschte, und ein zu kluger Mann, um auf die Treue eines Verräthers Staat zu machen; aber es war jetzt blos darum zu thun, die Athener mit der Lockspeise der Freiheit von den Römern abzuziehen. Die Unbeständigkeit dieser selbst in ihrem Verfall noch immer ansehnlichen Republik war bekannt. Solange sie Republik blieb, war nicht acht Tage auf sie zu rechnen. Sie mußte also, nach damaliger Art zu reden, einen Tyrannen bekommen, und der Tyrann mußte ein Mann seyn, der ohnehin schon viel beim Volke vermochte. Niemand schickte sich dazu besser als Aristion. Sein eignes Interesse nöthigte ihn, dem König vor der Hand getreu zu seyn: und, wie es auch

in der Folge ausfallen möchte, genug, daß Mithridates durch diesen Mann erreichte, was jetzt für den Moment seine Absicht war. Ging sein Hauptplan glücklich durch, so blieb den Griechen ohnehin nichts Anderes übrig als sich an den Sieger anzuschmiegen; fiel es aber widrig aus, so halfen die Athener wenigstens die Römer aufzuhalten, und er gewann indessen Zeit, sich in Asien desto besser in Verfassung zu setzen. Der König war also bei diesem Geheimartikel immer der gewinnende Theil, und überließ es übrigens dem athenischen Sophisten, wie gut oder schlecht er bei dem ganzen Handel fahren würde.

Aristion mußte bei dem Allen sein Spiel sehr behutsam spielen, um seine wahre Absicht nicht vor der Zeit durchscheinen zu lassen und ein Volk dadurch scheu zu machen, das eben so eifersüchtig über seine Rechte, als unbesonnen in seinen Anschlägen und schwärmerisch in seinen Leidenschaften war. Die Römer hatten noch immer eine Partei in dieser großen Stadt; zwar die geringste an der Zahl, aber an Ansehen und Einfluß beträchtlich genug, weil sie aus den Edelsten und Reichsten bestand, denen mit gefährlichen Veränderungen selten gedient ist. Das Volk fing zwar wieder an den Meister zu spielen; und das, was ihm den Aristion ganz außerordentlich werth machte, war, daß er ihm in seinen von Hofe aus geschriebenen Briefen immer die stärkste Hoffnung gab, die Demokratie — den ewigen Gegenstand ihrer Wünsche und Träume — durch Mithridates Unterstützung wieder hergestellt zu sehen: aber eben darum würde der kleinste Vorlaut von seinen geheimen Absichten Alles verderbt haben.

8.

Aristion war ein zu feiner Politiker, um die Maske des Patriotism eher abzulegen, bis sie ihm ihre völlige Dienste gethan und ihn auf den Punkt gebracht hatte, wo sie ihm zu nichts mehr helfen konnte. Er hatte den Athenern in seinen gesandtschaftlichen Berichten den großen König immer nur in dem Licht eines großmüthigen Befreiers von dem römischen Joche gezeigt, und so, wie sie jetzt größtentheils gesinnt waren, konnte sie nichts mehr zurückhalten, sich diesem in die Arme zu werfen, als etwa die Ungewißheit, ob er auch mächtig genug sey, sie bei der Unabhängigkeit, welche sie von seiner Freundschaft erwarteten, gegen ihre ehemaligen Freunde, die Römer, zu schützen. Allein dieß konnte nun, da Mithridates Meister von ganz Kleinasien war, da er Alles, was römisch hieß, an einem Tage aus dem ganzen Umfang dieser weitläufigen Provinzen vertilgt hatte und schon im Begriff stand, mit einem siegreichen Heer und mit den glänzendsten Hoffnungen in Europa überzugehen, bei einem so lebhaften und einbildungsreichen Volke wie die Athener keine Frage mehr seyn. Jetzt war der Augenblick gekommen, den Aristion ergreifen mußte, um sich zu gleicher Zeit seiner Verpflichtungen gegen den König zu entledigen und seinen eignen geheimen Entwurf auszuführen.

Er eilte also in Person, als der Herold einer fröhlichen Botschaft, nach Athen zurück; und da er die Erwartung seiner leichtgläubigen Mitbürger bereits hoch genug gespannt hatte, um gewiß zu seyn, daß sie ihn mit schwärmerischem Entzücken empfangen würden, so ließ er es auch auf seiner Seite an nichts ermangeln, was diese seinen Absichten so günstige Disposition des Volkes unterhalten konnte. Er wußte,

wie viel man über die Menschen gewinnt, wenn man sie zu rechter Zeit als Kinder behandelt, ihre Sinne durch ungewöhnliche Eindrücke überrascht und ihnen nicht Zeit läßt, sich selbst wegen der Bewegungen, wovon sie hingerissen werden, zur Rechenschaft zu ziehen. Der Sohn der ägyptischen Magd, vor Kurzem noch ein bloser Winkelschulmeister und einer der unbedeutendsten Menschen von der Welt, zog, unter einem unglaublichen Zusammenfluß von Zuschauern, die von allen Enden zu dieser prächtigen Farce herbeiströmten, in einem schimmernden Purpurkleide, auf einem Thron mit silbernen Füßen getragen, unter dem lautesten Freudengeschrei des Volkes, wie im Triumph zu Athen ein; und glücklich, wer sich am nächsten zu ihm hinandrängen und den Saum seines wallenden Purpurs berühren konnte! Denn der Mann kam, der ihnen die Freundschaft des großen Königs verschafft hatte; der Mann, der sie von den Schatzungen der Römer zu befreien, ihre liebe Demokratie wieder herzustellen und das schöne Athen zu seiner alten Macht und Herrlichkeit wieder zu erheben — versprochen hatte! War dieß nicht genug, die unmäßigste Freude zu erregen und die ausschweifendsten Ehrenbezeugungen zu rechtfertigen, die einem solchen Mann erwiesen wurden?

Kaum daß man ihm Zeit gelassen hatte, in seinem alten Quartier abzusteigen, so wurde er mit großem Gepränge in ein öffentliches Haus abgeholt, wo man ihm eine Wohnung anwies, die mit Tapeten, Malereien, Bildhauerwerken und silbernen Gefässen aufs prächtigste versehen war. Bald darauf erschien Aristion wieder in einem reichen Staatskleide, mit einem Ring am Finger, in dessen Stein der Kopf des Mithridates geschnitten war, mit einem großen Gefolge vor und hinter ihm her und begleitet von einer Menge Volks,

die vor dem Hause auf ihn gewartet hatte. Mit diesem Pomp erhob er sich in den Tempel des Bacchus, wo die Gewerkschaft dieses Gottes dem Könige Mithridates, als dem neuen Bacchus, und seinem Günstling Aristion zu Ehren ein großes Fest angestellt hatte, und beiden öffentlich Libationen gebracht wurden. Ganz Athen schien sich in einem seltsamen Taumel von Freude und Erwartung herumzudrehen. Der Keramikus wimmelte von Einheimischen und Fremden. Man sprach von nichts als vom Aristion und Mithridates und von den großen Dingen, die zum Heil Griechenlands geschehen würden.

Kluge Leute sahen ohne Zweifel alle diese Ausschweifungen mit eben so nüchternen Augen an, wie wir; aber sie mußten am Ende thun, wie die Andern. Denn das Volk war in keinem Zustande, worin es rathsam gewesen wäre, ihm widersprechen oder Mäßigung predigen zu wollen. Man konnte, glaubten sie, dem Günstling des neuen Weltbezwingers Bacchus-Mithridates nicht zu viel Ehre erweisen, sich nicht zu viel um die Gunst des Mannes bewerben, durch dessen Hand Jeder, was er wünschte, von dem großen Geber alles Guten zu erhalten hoffte. Aristions Wohnung war dem Tempel eines wunderthätigen Gottes ähnlich, wo die Ebbe und Fluth der Kommenden und Gehenden nie aufhört. Ging er aus, so hatte er immer einen Hof von Clienten um sich her; kam er zurück, so war es allezeit mit einer Begleitung, die von Gasse zu Gasse immer zahlreicher wurde.

9.

Unser Philosoph war der Mann nicht, der eine so erwünschte Hitze ungebraucht hätte erkalten lassen sollen. Vermuthlich geschah es auf seine Veranstaltung (wiewohl Athenäus dieß nicht ausdrücklich sagt), daß bald nach seiner Ankunft das ganze Volk, ohne von den obrigkeitlichen Personen, denen solches allein zukam, zusammen berufen zu seyn, auf dem gewöhnlichen Platze der Berathschlagungen sich versammelte, um zu hören, was ihnen der wundervolle Aristion zu sagen hätte.

Aristion erschien, bestieg die Rednerbühne, von welcher er das ganze Volk übersehen konnte, und fing seine Rede damit an: er hätte ihnen Sachen von der äußersten Wichtigkeit vorzutragen; aber eben dieß und die Betrachtung der großen Folgen, die in den gegenwärtigen Zeitläufen daraus entstehen könnten, wenn er ihnen Alles sagte, was ihn seine Liebe zur Republik zu sagen dringe, mache ihn schüchtern und binde seine Zunge.

Das Volk, dessen Erwartung durch einen solchen Eingang aufs äußerste gespannt war, rief ihm zu, daß er ungescheut reden könne; und Aristion, der sie völlig in der Stimmung sah, worin er sie haben wollte, stellte ihnen nun mit einer hinreißenden Beredtsamkeit vor: daß die Begebenheiten dieser Tage so groß und außerordentlich seyen, daß sie Alles überträfen, was der ausschweifendste Traum einem Menschen als möglich vorbilden könnte. „Der König Mithridates, sagte er, ist in diesem Augenblick Meister von Bithynien, woraus er den Freund der Römer Nikomedes vertrieben hat, von Kappadocien und dem ganzen festen Lande von Phrygien bis an die Enden von Cilicien; alle Völker am

europäischen Meere bis zu den mäotischen Sümpfen erkennen ihn für ihren Herrn; die Könige von Armenien und Persien stehen zu seinem Befehl; die Römer selbst, deren Obermacht vor Kurzem der ganzen Welt furchtbar war, haben endlich der seinigen weichen müssen. Ihre Kriegsheere sind aufgerieben, ihre Feldherren Oppius und Aquilius sind seine Gefangnen; und dieser Aquilius, ein Mann, der die höchsten Würden in Rom bekleidet und über Sicilien triumphirt hatte, muß sich gefallen lassen, einem fünf Ellen langen pontischen Reiter, Namens Basternes, an einer langen Kette, womit er ihm an den Leib geschlossen ist, zu Fuße nachzutraben. Alle Römer, von welchen Asien voll war, sind an einem Tage bis am Fuß der Altäre, wo sie vergebens Zuflucht suchten, erschlagen worden. Die Griechen selbst — so wüthend ist in Asien der Haß gegen Alles, was einem Römer gleich sieht — sogar die Griechen, die das römische Bürgerrecht haben, konnten sich nicht anders retten, als indem sie eilends die verhaßte Toga von sich warfen und die Kleidung ihres Vaterlandes wieder anzogen, welches Mithridates ehrt und in seinem ehmaligen Glanz wieder herzustellen beschlossen hat. Durchdrungen von diesen Gesinnungen, empfangen ihn alle Städte Asiens mit offnen Armen, empfangen ihn nicht wie den größten der Könige, sondern wie einen Gott. Alle Orakel kündigen ihm die Herrschaft über den ganzen Erdkreis an. Schon erfüllen seine Heere Thracien und Macedonien. Die Provinzen Europa's eilen in die Wette, sich auf seine Seite zu schlagen; und nicht nur von den Völkern Italiens, sondern sogar von den Karthagern sind Gesandte bei ihm angelangt und bezeigen ihm ihre Bereitwilligkeit, zur Zerstörung Roms ihre Waffen mit den seinigen zu vereinigen."

Hier hielt der redselige Sophist ein, weil er dem erstaunten Volk etliche Augenblicke Zeit lassen wollte, den Gemüthsbewegungen, worein sie das Anhören dieser Wunderdinge gesetzt, etwas Luft zu machen. — Nach einer kleinen Pause schritt er zur Nutzanwendung des bisher Gesagten. — „Was soll ich euch nun sagen, rief er, wo die Sache selbst so laut spricht? Oder, ihr Männer von Athen, soll ich euch noch erst ermahnen müssen, nicht länger diese Anarchie zu dulden, in welcher euch die Römer zu halten entschlossen sind, bis sie vielleicht einst für gut befinden, euch eine neue, ihren Absichten anpassende Verfassung zu geben? Nicht länger zu dulden, daß eure Tempel zugeschlossen bleiben, und eure Gymnasien, Schauplätze und Gerichtshöfe öde und verlassen stehen? In solchen Umständen wäre es rühmlich, auch bei einem blosen Schimmer von Hoffnung Alles zu wagen; aber es wäre Schande, unthätig zu bleiben, wo der Beistand eines allvermögenden Freundes euch des glücklichsten Erfolges gewiß macht.“

Die Vögel des Aristophanes merkten die Schlinge nicht; sie sahen nur die Lockspeise und fielen gierig und sorglos zu. Sie hatten sich durch ihre tumultuarische Versammlung eigenmächtig wieder in den momentanen Besitz der Demokratie gesetzt; aber was konnte ihnen die höchste Gewalt helfen, wenn sie den ausübenden Theil derselben nicht einem Manne auftrugen, der mit ihnen eines Sinnes war, und zu dessen Wohlmeinung sie sich eben so vieles Guten versahen, als zu seinem Ansehen bei dem großen Könige, ihrem neuen Freund, Beschützer und Abgott? Aristion wurde also einhellig zum Oberbefehlshaber über die athenische Kriegsmacht ausgerufen — und das war es eben, was der verschmitzte Jünger des Aristoteles mit

allen seinen bisherigen patriotischen Bemühungen abgezweckt hatte.

10.

Es war nicht das erste Mal, daß die Athener in einer Anwandlung von unbesonnener Fröhlichkeit, die den Abderiten selbst Ehre gemacht hätte, einen Menschen zum Oberfeldherrn schufen, der vom Kriegswesen gerade so viel verstand, als — ein Magister, der über den Polybius liest. Schulmeister, Gerber, Hufschmied, Alles galt ihnen gleich! Der Mann, den sie mit ihrem Zutrauen beehrten, konnte Alles. Aber — glücklich ist die Republik, die von Philosophen beherrscht wird! War es nicht Plato, der das sagte? Und hatte nicht Plato einen Staat entworfen, wo die Philosophen herrschen, die Weiber gemein sind, und Alles gut geht? Der Weise, sagen die Stoiker, ist schön, edel, reich, durchlauchtig, großmächtig und unüberwindlich, König der Könige und Herr über Alles, weil er Herr über sich selbst ist. Und doch glaube ich nicht, daß sie gesagt haben, er sey ein Feldherr, ein Steuermann, ein Wundarzt. Die Athener, man muß es gestehen, hatten zuweilen wunderliche Begriffe. Doch, da es ihrem Freunde, dem Könige Mithridates, nicht an Generalen fehlte, was war am Ende auch daran gelegen, ob der Philosoph Aristion, den sie zu ihrem Oberfeldherrn machten, viel oder wenig vom Kriege verstand? Das, was sie eigentlich wünschten, war ja Friede und Ueberfluß und Schauspiele und Lustbarkeiten und ewiger Müßiggang und Unabhängigkeit und Alles thun zu können, was ihnen einfiele! Wenn ihr Oberfeldherr Aristion nur die Kunst verstand, ihnen dieß Alles zu verschaffen,

was bekümmerten sie sich darum, wie er's anfing, um ihnen dazu zu verhelfen? Eben darum, damit sie sich um die Mittel nicht weiter bekümmern müßten, hatten sie einem so weisen, so wohlmeinenden Manne die oberste Gewalt übertragen.

Wir wollen sehen, wie Aristion die gute Meinung rechtfertigte, die er den Athenern von seiner Weisheit und Tugend eingeflößt hatte, und was er that, um sie — wenigstens so glücklich zu machen, als er konnte. So wenig Gutes wir uns vielleicht zu ihm versehen mögen, so wird sich doch am Ende zeigen, daß er in seiner Art mehr leistete, als wir ihm zugetraut hatten.

11.

Ehe wir aber fortfahren, wird es rathsam seyn, eine Vorsicht zu gebrauchen, welche nunmehr nöthiger zu werden anfängt, als sie es zu Anfang dieser Geschichte war, und unsere Leser wegen der historischen Glaubwürdigkeit derselben sicher zu stellen. In der That wäre die Geschichte des Philosophen Aristion das platteste Stück Arbeit, das man sich nur einbilden könnte, wenn es weiter nichts als ein kleines politisch-satirisches Romänchen wäre, welches wir in der wohlgemeinten Absicht, den Lesern ein paar gute Sittenlehren dadurch beizubringen, aus dem Füllhorn unserer eigenen Erfindungskraft ausgeschüttet hätten. Allein die Geschichte des Aristion ist nichts weniger als Roman, sondern in ganzem Ernst mit allen Umständen, die man bereits gelesen hat und noch lesen wird, eine wahre Geschichte, deren

Glaubwürdigkeit auf dem Ansehen zweier Zeugen beruht, gegen welche keine Einwendung stattfindet; wie man uns gern eingestehen wird, wenn wir sagen, daß der eine kein geringerer, als der berühmte Posidonius, und der andere der weise und biederherzige Plutarchus selbst ist. Posidonius von Apamea in Syrien, auf welchen sich Athenäus ausdrücklich als auf den Gewährsmann Alles dessen beruft, was er im fünften Buche seines Gelehrten-Gastmahls von unserm Aristion erzählt, war ein Zeitgenosse des letztern und stand (wie man aus verschiedenen Stellen des Cicero sehen kann) in dem Ruf eines der gelehrtesten, beredtesten und weisesten Männer seiner Zeit und seiner Secte, welche die stoische war. Gesetzt aber auch, der Posidonius, aus welchem Athenäus seine Nachrichten von Aristion gezogen, wäre nicht der stoische Philosoph dieses Namens, sondern ein anderer Posidonius von Olbiopolis, welchem Suidas einige Bücher athenischer Geschichten oder Denkwürdigkeiten zuschreibt; so wäre doch kein Grund vorhanden, die Glaubwürdigkeit desselben zu bezweifeln. Doch dieß im Vorbeigehen, da es allenfalls an dem blosen Zeugniß des Athenäus, wenn er auch seinen Gewährsmann nicht genannt hätte, und an dem, was Plutarch im Leben des Sylla von Aristion meldet, schon genug seyn könnte.

12.

In dem Augenblick, da Aristion von dem Pöbel von Athen zum Oberbefehlshaber ausgerufen wurde, legte er auch die Maske ab, hinter welcher er bisher seine wahre und letzte

Absicht versteckt hatte. Er nahm auf einmal das Ansehen, die Miene und den Ton eines Perikles an und sagte ihnen, nachdem er sich für das Zutrauen, wovon sie ihm eine so wohlüberlegte Probe gegeben, bedankt hatte: „Da ihr also wieder eure eigenen Herren seyd, so werde ich nun, wenn ihr getreulich zu mir haltet, so viel vermögen, als ihr Alle zusammengenommen.“ Die albernen Leute glaubten, daß er ihnen ein großes Compliment gemacht habe, und merkten nicht, daß er sie mit einer zweideutigen Spitzfindigkeit zum Besten hatte. In einer Republik ist der Mann, der allein so viel vermag, als die Andern alle zusammen, ein Despot, und die athenische Demokratie hatte mit der ersten Souverainetätshandlung, die sie dadurch ausübte, daß sie alle ihre Gewalt einem Einzigen übertrug, wieder ein Ende.

Die Art, wie sich der Philosoph Aristion der unumschränkten Macht bediente, die ihm von einem unbesonnenen Pöbel in einem unglücklichen Anstoß von schwärmerischem Wahnwitz anvertraut worden war, ist unsers Wissens ohne Beispiel in der Geschichte. Einfacheres kann man sich nichts denken, als den Plan seiner Staatsverwaltung. Seine einzige Absicht scheint gewesen zu seyn, sich so bald als nur möglich in den alleinigen Besitz des Ganzen zu setzen, indem er alle Athener, die nicht schon Bettler waren, zu Bettlern machte. Wer nichts hat, hat nichts zu verlieren, dachte der Philosoph; wer nichts zu verlieren hat, hat für nichts zu sorgen, und wer ohne Sorgen blos von einem Tage zum andern lebt, ist, sobald er dieser Art von Glückseligkeit ein wenig gewohnt ist, der glücklichste Mensch von der Welt. Der erste und der wichtigste Punkt seiner neuen Regierung war also — die Athener von allen Hindernissen eines so glücklichen Zustandes zu erleichtern. Das Mittel, wodurch

er diese große Staatsoperation bewirkte, war das zweckmäßigste von der Welt. Er brauchte nur den Reichen Alles zu nehmen, so blieb auch den Uebrigen nichts mehr, die sich bisher durch ihre Industrie von den Reichen genährt hatten. Glücklicher Weise war in der damaligen Lage der Sachen nichts leichter als dieß, wiewohl unter andern Umständen nichts schwerer gewesen wäre. Der Pöbel, welcher nichts hatte und bei Weitem den zahlreichsten Theil ausmachte, war mithridatisch gesinnt — Alle hingegen, die etwas zu verlieren hatten, öffentlich oder heimlich Freunde der Römer. Der Pöbel und der Oberbefehlshaber Aristion standen für einen Mann; alle Römischgesinnten wurden also für Verräther und Feinde des Vaterlandes erklärt und als solche entweder ohne weitern Proceß todtgeschlagen oder, wenn es Männer waren, mit denen man so kurz nicht verfahren konnte, gefangen genommen und dem Mithridates zugeschickt. In beiden Fällen fiel ihr Vermögen dem Staat, d. i. dem Regenten Aristion anheim, der, vermöge seiner mit dem Volke getroffenen stillschweigenden Convention, den ganzen Staat in seiner Person vorstellte. Wer nur die mindeste Miene machte, daß er mit dem gegenwärtigen Zustande des Vaterlandes nicht zufrieden und also (nach der gemeinen Definition) kein guter Bürger sey, wurde, wenn es sich nur einigermaßen der Mühe verlohnte, eines geheimen Verständnisses mit den Römern oder doch wenigstens eines Vorsatzes, sich in dergleichen einzulassen, angeklagt und, wenn er nicht bekennen wollte, so lange mit Daumenschrauben und Folterseilen gefragt, bis er sich schuldig gab. Aristion betrieb dieses Geschäft mit solchem Ernst, daß Viele, an welche (weil man doch nicht Alles auf einmal thun kann) die Reihe noch nicht gekommen war, sich für glücklich genug gehalten hätten, wenn sie nur ihre Person in Sicherheit

hätten bringen können. Aber auch das war nicht erlaubt. Aristion besetzte alle Thore der Stadt mit Soldaten, die keine Seele ohne seine Erlaubniß hinaus lassen durften; und da sich einige bei Nacht über die Stadtmauer an Stricken heruntergelassen hatten, schickte er ihnen auf allen Straßen Reiter nach, welche sie theils wieder zurückbrachten, theils niedermetzelten, wenn sie sich nicht gleich ergeben wollten. Auf diese Weise brachte er in kurzer Zeit einen unermeßlichen Schatz an barem Geld und Geldeswerth zusammen; denn vermöge seines angenommenen staatswirthschaftlichen Grundsatzes wollte er nicht nur Herr alles Geldes in Athen, sondern auch, so viel möglich, aller Lebensmittel seyn, und seine Kornböden wurden also mit allem Getreide angefüllt, welches einen beträchtlichen Theil der confiscirten Güter ausmachte. Eine natürliche Folge dieser Administration war, daß in kurzer Zeit auch die mithridatisch gesinnten Athener nichts mehr zu essen hatten. Aber der weise Aristion hatte dieß vorhergesehen und sich nichts darum bekümmert, weil er ein unfehlbares Mittel in Händen hatte, das Schlimmste, was daraus hätte erfolgen können, ein allgemeines Hungersterben, zu verhüten. Er ließ nämlich alle Tage beinahe ein Pfund Gerste (einen Chönix, d. i. ein Maß von sechzig Unzen, auf vier Tage) auf den Mann unter die ganze Bürgerschaft austheilen — eine Portion, welche Hühnern oder Gänsen angemessener gewesen wäre als Menschen. Aber Aristion, dem nichts so sehr am Herzen lag, als die Sicherheit seiner Regierung, hatte wohl erwogen, daß man nicht leben soll, um zu essen; daß es also genug ist, so viel zu essen, als man braucht, um nicht zu sterben; und daß das sicherste Mittel, die animam concupiscibilem und irascibilem, den thierischen Theil der Menschen, welcher der Sitz aller bösen und gefährlichen Leidenschaften, Begierlichkeit,

Unzufriedenheit, Widerspenstigkeit und Meuterei ist, im Zaum zu halten, unstreitig dieses ist, wenn man ihm den Brodkorb so hoch als möglich hängt und ihm dadurch die Kräfte entzieht, sich gegen die Vernunft, seine Regenten und Oberherren aufzulehnen.

Der athenische Pöbel war ein so leichtsinniges und jovialisches Völkchen, daß er sich bei Müßiggang und fünfzehn Unzen Gerste des Tags eine Zeitlang noch ziemlich glücklich finden konnte. Allein Aristion hatte doch nicht Alles, was besser als Pöbel war, ausrotten können, und es war zu besorgen, daß noch immer Manche hier und da verborgen stecken könnten, denen das Glück seiner Regierung nicht so völlig einleuchten möchte, daß sie nicht fähig seyn könnten, die Köpfe zusammen zu stecken und Entwürfe zu machen, wobei sein Interesse schwerlich zu Rathe gezogen würde. Bei Tage konnte er deßhalben ruhig seyn, denn da wurde die kleinere Anzahl von der größern genugsam beobachtet; aber, heimliche Zusammenkünfte bei Nacht zu verhindern, gab es nur ein Mittel, das seine vorsichtige Furchtsamkeit beruhigen konnte. Dieses war eine Polizeiverordnung, vermöge welcher bei hoher Strafe verboten war, daß sich Niemand, weß Standes, Alters und Geschlechts er auch seyn möchte, nach Sonnenuntergang weder mit noch ohne Laterne oder Fackel durfte blicken lassen. Diese Verordnung hatte etwas, das man nicht bei allen Polizeiverordnungen findet: sie erreichte ihren Zweck; aber das undankbare und unbeständige Volk fing jetzt an gewahr zu werden, daß es, um sich besser zu befinden, eine Arznei genommen hatte, die um ein großes Theil schlimmer als die Krankheit war.

Man hat es unserem regierenden Philosophen sehr übel genommen, daß er, nicht zufrieden, das Vermögen so vieler

Privatpersonen an sich gezogen zu haben, seine gottesräuberischen Hände auch sogar nach dem reichen Schatz, der in dem Tempel des Apollo zu Delos verwahrt lag, ausgestreckt und denselben mit Hülfe von zweitausend Mann, womit ihn Archelaus, ein General des Mithridates, unterstützte, weggenommen und nach Athen bringen lassen. Uns dünkt aber, er habe hierin nicht nur seinem Charakter und dem großen Grundsatz seiner Staatsökonomie, zu nehmen, was er erreichen konnte, sondern selbst der gemeinen Politik gemäß gehandelt. Denn, indem er sich des Schatzes zu Delos bemächtigte, that er weiter nichts, als daß er dem römischen Feldherrn Sylla zuvorkam, der es bald hernach mit den Schätzen der Tempel zu Delphi, Olympia und Epidauros eben so machte. Wem die Rechte der Menschheit nicht heilig sind, von dem ist nicht zu erwarten, daß er die Schätze der Götter respectiren werde.

13.

Wir haben oben zu bemerken vergessen, daß Aristion, sobald er sich an der Spitze der Republik sah, statt der Archonten, welche damals waren und als Freunde der Römer keine Gnade vor ihm fanden, andere, welche ihm beliebte, erwählen ließ und, wie leicht zu erachten, Leute, die gänzlich von ihm abhingen und Alles zu leiden und zu thun fähig waren. Die Geschichte nennt uns von seinen Freunden und Werkzeugen nur einen Einzigen, welcher auch, wie er, die Prätension hatte, ein peripatetischer Philosoph zu seyn, und ohne Zweifel durch Aehnlichkeit der Gemüther, eine unbegrenzte

Gefälligkeit gegen den Tyrannen und dadurch, daß er sich willig begnügte, nur eine Nebenrolle unter ihm zu spielen, sich bei ihm in Gunst zu setzen gewußt hatte. Dieser Mensch nannte sich Apellikon, und wir erwähnen seiner hier, da es die Gelegenheit mit sich bringt, um so eher, weil sein Name zufälliger Weise einige Celebrität in der Gelehrtengeschichte erhalten hat.

Apellikon, der so glücklich gewesen war, viel zu erben, hatte sich aus Liebhaberei oder Prätension in den Kopf gesetzt, eine kostbare Bibliothek zu besitzen, und kaufte alle Bücher zusammen, die nur immer um Geld zu haben waren. Von ungefähr wurde ihm die Originalhandschrift der sämmtlichen Werke des Aristoteles zu Kauf angeboten, welche dieser Fürst der Philosophen in seinem letzten Willen seinem Freunde Theophrast, Theophrast auf gleiche Weise seinem Freunde Neleus von Skepsis und dieser seinen eigenen ungelehrten Erben hinterlassen hatte, von welchen sie über hundert und dreißig Jahre in einem Keller dem Moder und den Mäusen Preis gegeben wurden. Das Haus, worin dieser unerkannte Schatz begraben lag, kam endlich an einen Besitzer, der, da er zufälliger Weise hörte, daß Apellikon viel Geld um alte und rare Handschriften gebe, sich erinnerte, daß er dergleichen Waare in einem Winkel seines Kellers liegen habe, und, es sey nun, daß er durch die Tradition oder auf andere Weise erfahren, was es war, diese Handschriften, wiewohl sehr übel zugerichtet, hervorzog und als die Originalhandschrift der Werke des großen Aristoteles an besagten Apellikon verkaufte, der über diesen, wiewohl ihm wenig brauchbaren Schatz eine desto größere Freude hatte, weil allem Vermuthen nach außer der alten Bibliothek zu Alexandria (wo entweder das wahre Autographon dieser Werke oder wenigstens eine davon genommene

Abschrift befindlich war) kein anderes Exemplar davon in der Welt existirte. Er blieb im Besitz desselben, bis Sylla nach Eroberung von Athen unter Anderm, was des Transports werth war, auch die ganze Bibliothek des Apellikon nach Rom abführen ließ. In der Folge erhielt ein gewisser Grammatiker Namens Tyrannion (welchen Lucullus aus Amysa mit nach Rom gebracht, und dessen Cicero an verschiednen Orten seiner Briefe rühmliche Erwähnung thut) von dem Bibliothekar des Sylla die Erlaubniß, diese Handschrift der Werke des Aristoteles zu copiren; und, nachdem er sich unendliche Mühe gegeben, den Text wieder herzustellen oder wenigstens an den verderbtesten Stellen, so gut ihm möglich war, verständlich zu machen, stellte er eine neue Ausgabe derselben ans Licht, wovon nach und nach eine Menge Abschriften ins Publicum kamen. Wenn man es also gleich (wie Einige allzugütig sich auszudrücken beliebt haben) dem Apellikon nicht eben zu danken hat, daß wir noch auf diesen Tag im Besitz der meisten Aristotelischen Schriften sind; so ist doch gewiß, daß er die unverdiente Ehre gehabt, in die Schicksale derselben verflochten zu seyn.

Apellikon, um seine Büchersammlung mit wichtigen Seltenheiten zu bereichern, bediente sich eines zwar sehr wohlfeilen, aber etwas gefährlichen Kunstgriffes, dessen auch einige berühmte Neuere beschuldigt worden sind. Er machte sich kein Bedenken, alte Originalurkunden aus Tempeln und andern öffentlichen Archiven zusammen zu stehlen, würde aber, als er über einer solchen Plünderung des Tempels der Göttermutter auf frischer That ergriffen worden, diesen Frevel theuer haben bezahlen müssen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, sich mit der Flucht zu retten. Indessen wirkten ihm doch die Freunde, die er zu Athen hatte, nach einiger

Zeit die Erlaubniß aus, zurückzukommen; und da er in der Folge einer von den eifrigsten Beförderern des Aristion war, mit welchem ihn die gemeinschaftliche Profession der peripatetischen Philosophie in genauere Verbindung gebracht hatte, so war er auch einer von denen, die von der Erhöhung desselben den meisten Vortheil zogen. Aristion hatte eine so gute Meinung von seinen militärischen Fähigkeiten oder war vielmehr so arm an geschicktern Männern, auf die er sich hätte verlassen können, daß er ihm die Behauptung der Insel Delos, an welcher ihm viel gelegen war, anvertraute. Aber Apellikon wußte so wenig, was bei einem solchen Geschäfte zu thun war, daß er die wichtigsten Posten unbesetzt und sich selbst mit den tausend Mann, die er bei sich hatte, somno vinoque sepultus, von dem römischen General Orbius überrumpeln ließ, noch wohl zufrieden, mit Verlust seiner ganzen Mannschaft wenigstens seine eigne Person durch die Flucht in Sicherheit zu bringen.

14.

Mithridates hatte inzwischen durch seinen Feldherrn Archelaus so große Fortschritte in den zunächst an Asien grenzenden europäischen Provinzen, welche die Oberherrschaft der Römer erkannten, gemacht, daß diese, ungeachtet des gefährlichen Zustandes, worin sich die Republik durch den Zusammenstoß der Parteien des Marius und Sylla in ihrem Innersten gesetzt befand, es nicht länger anstehen lassen konnten, dem Fortgang eines so furchtbaren Feindes Grenzen zu setzen. Sylla, welcher kürzlich die Oberhand über die

Partei seines Gegners erhalten hatte und sich die Ehre, den Uebermuth des Mithridates zu dämpfen, von keinem Andern nehmen lassen wollte, eilte mit fünf Legionen nach Griechenland, wo ihm alle Städte, das einzige Athen ausgenommen, ihre Thore öffneten. Aristion und Archelaus, von welchen jener die Stadt und dieser den Piräeus besetzt hielt, waren eben so entschlossen, es aufs Aeußerste ankommen zu lassen, als Sylla es war, sich, was es auch kosten möchte, von Athen Meister zu machen. Der Detail dieser Belagerung, die den römischen Feldherrn sehr theuer zu stehen kam, gehört nicht zu unserm jetzigen Zweck; wir berühren also nur diejenigen Umstände, welche den Charakter des Aristion und die Art, wie er die Athener glücklich machte, besonders auszeichnen.

Man kann den unendlichen Jammer, der durch diesen einzigen Menschen über die größte und schönste Stadt der Griechen gehäuft wurde, nicht auf das Unglück der Zeiten schieben. So ein thörichtes Volk die Athener zuweilen waren, so hätte es ihnen doch unmöglich einfallen können, die Partei des Mithridates gegen die Römer zu nehmen, wenn sie von Aristion nicht dazu wären verleitet worden. Aber noch viel weniger würden sie unsinnig genug gewesen seyn, eine Belagerung von einem römischen Feldherrn wie Sylla aushalten zu wollen. Denn sie hatten wenig oder nichts zu verlieren, wenn sie ihm ihre Thore gutwillig öffneten, und Alles, wenn sie es aufs Aeußerste ankommen ließen. Aber Aristion hatte sie bethört, da sie noch frei genug waren, einen eignen Willen zu haben: und jetzt, da er seinen Zweck erreicht und sich zum Herrn über sie aufgeworfen hatte, war die Frage nicht mehr, was die Athener wollten oder wünschten, oder was die Erhaltung der Stadt und ihrer unglücklichen Einwohner erforderte; sondern, was der Tyrann

Aristion wollte, welcher wohl wußte, daß er, sobald Athen in der Römer Hände zurück fiel, wieder nichts war und also Alles, was er für den Mithridates that, für sich selbst that. Es ist zu glauben, daß er auf die anscheinende Uebermacht des letztern und auf einen noch zu rechter Zeit kommen werdenden Entsatz gerechnet habe. — Und doch, wenn man sein Betragen während der Belagerung ansieht, kann man kaum anders von ihm denken, als daß er nach dem großen Grundsatz aller Diebe und Räuber, denen mitten in den zügellosesten Befriedigungen ihrer Lüste immer vom Galgen träumt, sich wenigstens, wie Curtius, eh er sich in den Pfuhl stürzte, die kurze Zeit, wo ihm noch Alles erlaubt war, recht überschwenglich habe zu Nutze machen wollen.

Die Züge von sinnlosem Uebermuth und kaltblütiger Grausamkeit, die wir von ihm noch zu erzählen haben, würden unglaublich seyn, wenn sie nicht den gutherzigsten Mann des ganzen Alterthums, den ehrlichen Plutarch selbst, zum Gewährsmann hätten, der nicht fähig war, einem Menschen, so schlimm er auch seyn mochte, mehr Böses nachzusagen, als er sich durch die Pflicht gegen die Wahrheit verbunden glaubte.

Aristion hatte, wie wir bereits gehört, auf alle Weise dafür gesorgt, daß die Athener seiner Gnade leben mußten, und es lag nur an ihnen, sich bei ihren vielen Schauspielen und einem Pfund Gerste des Tages (welches doch immer mehr war, als worauf ein Diogenes sicher rechnen konnte) glücklich zu halten. Aber diese Munificenz hörte vermuthlich auf, nachdem Sylla der Stadt alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten hatte. Aristion mußte nun dafür sorgen, daß es ihm und seinen Gesellen nicht ausgehe; die Stadt mochte für sich selbst sorgen, wie sie konnte. Das

Elend der unglücklichen Leute wurde unbeschreiblich groß. Ein Medimnus Korn (ungefähr hundert Pfund am Gewichte) wurde bis um tausend Drachmen (über hundertsechsundsechzig Rthlr.) verkauft. Das gemeine Volk war dahin gebracht, Gras — und, als es auch daran gebrach, gesottnes Leder von ihren Schuhen und Oelflaschen zu essen. Viele trieb die Wuth des Hungers, sich sogar mit todten Körpern zu nähren. Mitten unter diesem allgemeinen Jammer überließ sich Aristion mit seinen Freunden allen möglichen Ausschweifungen, brachte Tag und Nacht mit Tanzen, Schwelgen und Trinken zu; und über der Tafel erschöpften die feinen Herren ihren Witz, Spöttereien und Zoten zu erfinden, um sie dem Sylla von den Mauern herab zuzurufen und ihm dadurch zu zeigen, wie wenig man sich aus ihm mache. Zu der sorglosesten Gleichgültigkeit gegen das Elend seiner Mitbürger fügte der Tyrann, um es vollkommen zu machen, noch die grausamste Verhöhnung. Als ihn die Oberpriesterin der Minerva in der äußersten Noth nur um ein halbes Nößel Weizen bitten ließ, schickte er ihr ein halbes Nößel Pfeffer; und die Rathsherren und Priester, die ihn fußfällig baten, Mitleiden mit der Stadt zu haben, ließ er mit Pfeilschüssen zurücktreiben, ohne sie nur anhören zu wollen.

Indessen wurde die Noth zuletzt so groß, daß sich der unsinnige Mensch endlich entschloß, ein Paar von seinen Zechbrüdern an den römischen Feldherrn abzuschicken, die ihm vom Friedemachen sprechen sollten. Die Deputirten waren, wie es scheint, dessen, der sie abgeschickt hatte, vollkommen würdig. Denn, anstatt irgend einen vernünftigen Vorschlag, der auf Rettung der Stadt abgezielt hätte, zu thun, schwatzten sie dem Sylla ein Langes und Breites von

den Verdiensten des Theseus und Eumolpus und von den großen Thaten ihrer Vorfahren im medischen Kriege vor; so daß ihm endlich die Geduld ausging, und er sie mit den Worten unterbrach und abfertigte: „Meine schönen Herren, steckt eure Rede wieder in euren Schulsack und geht, wo ihr hergekommen seyd! Die Römer haben mich nicht zu euch geschickt, um in die Schule zu gehen, sondern um Aufrührer zu züchtigen.“

Während dieser Audienz war dem Sylla eine gewisse Stelle der Stadtmauer verrathen worden, wo sie wegen einer daran stoßenden Anhöhe am leichtesten zu ersteigen war; und gerade diese Stelle hatte Aristion, um sich in Allem immer gleich zu bleiben, unbeschützt gelassen. Sylla machte sich diese Entdeckung in der nächsten Nacht zu Nutz, erstieg die Mauer, ließ sogleich so viel, als nöthig war, niederreißen und zog mitten in der Nacht unter einem entsetzlichen Lärmen von Trompeten und Hörnern und bei dem noch schrecklichern Geschrei seines ganzen Kriegsheeres, welchem er die Erlaubniß zu plündern und zu morden gegeben hatte, in die unglückliche Stadt ein. Die Soldaten stürzten sich mit blossen Schwertern durch alle Gassen und ermordeten in der ersten Wuth ohne Verschonen Alles, was ihnen in den Wurf kam, Männer, Weiber und Kinder. Die armen Leute waren von Hunger so entkräftet, daß sie nicht einmal fliehen konnten. Sie blieben stehen und ließen sich geduldig niedermetzeln; Viele, welche diese gräuliche Verwüstung ihrer Stadt, dieses schönen Athens, worauf sie einst so stolz gewesen waren, nicht überleben wollten, gaben sich den Tod selbst. Jedermann erwartete von dem bekannten Charakter des römischen Feldherrn, daß nichts als die gänzliche Zerstörung einer Stadt, deren Eroberung ihm so viel gekostet hatte, seine

Rache würde sättigen können; aber Meidias und Kalliphon, zwei von dem Tyrannen Aristion verbannte vornehme Athener, die sich ihm zu Füßen warfen, von den Vorbitten aller anwesenden römischen Senatoren unterstützt, erhielten endlich durch anhaltendes Flehen, daß er der Stadt zu verschonen versprach. Ich vergebe, sagte er, den Vielen um der Wenigen und den Lebenden um der Todten willen.

Aristion hatte sich indessen in die Burg zurückgezogen und ergab sich nicht eher, bis er aus gänzlichem Mangel an Wasser dazu gezwungen war. Er wußte, was er von den Römern zu erwarten hatte; aber er hatte keinen Muth, sein Leben wenigstens mit einer edeln That zu enden.

15.

Bald darauf machte sich Sylla auch vom Piräeus Meister, dessen Befestigungen er nebst dem Arsenal, einem der herrlichsten Gebäude im ganzen Griechenland, gänzlich zerstöret.

Dieser Tag war, so zu sagen, der Todestag der Stadt Athen, als eine Republik betrachtet, die sich noch immer für ansehnlich genug gehalten hatte, bei Gelegenheit ihre Rolle mitzuspielen. Die Stadt der Minerva lebte und blühte zwar in der Folge wieder auf und erhielt unter den Cäsarn nicht nur ihren alten Glanz wieder, sondern wurde sogar von Hadrian, der sie vorzüglich liebte, ansehnlich verschönert; aber sie begnügte sich zu ihrem Glücke an der Ehre, der Hauptsitz der Gelehrsamkeit, des Geschmacks und der feinern Sitten zu seyn, und entsagte auf ewig der gefährlichen Eitelkeit, sich in die Händel der Weltbeherrscher zu mengen.

Aristion, der das, was er an den armen Athenern verschuldet, durch jede Todesart noch immer zu gelinde gebüßt hätte, wurde, nach Plutarch und Strabo, nebst einigen seiner schlimmsten Mitschuldigen sogleich, nachdem er sich auf Gnad und Ungnad hatte ergeben müssen, auf Befehl des Sylla umgebracht, nach dem Bericht des Appianus hingegen eine Zeit lang gefangen gehalten und erst nach dem zwischen dem römischen Feldherrn und dem Mithridates durch Vermittlung des Archelaus geschlossenen Vergleich dem letztern zu Gefallen heimlich durch Gift aus dem Wege geräumt.

Dieser Elende, der ohne Zweifel den Namen eines Philosophen nicht besser verdiente als den Namen eines Regenten, wiewohl er die Eitelkeit gehabt hatte, in verschiedenen Zeitpunkten seines Lebens Beides seyn zu wollen, gibt eines von den stärksten Beispielen ab, wie viel die Entwicklung dessen, was in einem Menschen liegt, von den Umständen abhängt. Wäre er sein Leben lang Schulmeister oder peripatetischer Philosoph (wie er sich nennen ließ) geblieben, so wäre vermuthlich nie an den Tag gekommen, daß seine Seele, nach Plutarchs Ausdruck, eine Composition von Schwelgerei und Grausamkeit war. Er würde zwar immer ein verächtlicher Mensch gewesen seyn und bei Gelegenheit eine Schuld abgeschworen, ein falsches Testament untergeschoben, Knaben und Weiblein verführt, auch wohl, wenn etwas dabei zu gewinnen gewesen wäre, einem ehrlichen Mann Gift gegeben oder im Dunkeln und hinterrücks ein Messer in den Leib gestoßen haben; aber, um sich in seiner wahren nackten Gestalt zu zeigen, mußte er in eine Lage kommen, wo er Alles seyn durfte, was er seyn wollte.

Indessen war eine Zeit, wo ihm die Athener von allen den schändlichen Eigenschaften, wovon sie endlich das Opfer

wurden, nichts zutrauten; eine Zeit, wo er für einen feinen, wohlberedten und staatsklugen Mann und für einen ihrer Besten galt, welches er doch, so schlecht auch die Andern seyn mochten, sicherlich nicht gewesen ist. Gestehen wir jedoch, daß es ihre eigene Schuld war, wenn sie so übel von ihm betrogen wurden. Daß der vorgebliche Philosoph einer von denen sey, welchen Wahr und Falsch, Recht und Unrecht so lange gleich viel gilt, bis ihnen dieses oder jenes mehr einträgt und ihren Leidenschaften beförderlicher ist, dieß hätten sie früher merken können; und von dem Menschen, der unter dem Namen eines Professors der Philosophie in Compagnie mit einem hübschen Mädchen auf reiche Jünglinge Jagd machte, war das Aergste zu erwarten, sobald man ihn in den Stand setzte, seine kleinen Bübereien im Großen zu treiben. Auf einer andern Seite lassen sich Umstände denken, unter deren Einfluß eben dieser Athenion, genannt Aristion, ohne sich jemals etwas von Tyrannei träumen zu lassen, ein ganz feiner Professor zu Athen oder Alexandria gewesen wäre, ein neues System gemacht, eine Secte gestiftet und, anstatt einer häßlichen Rolle in der politischen Welt, eine sehr glänzende in der philosophischen Geschichte gespielt hätte — und das Alles, ohne im innern Grunde seines Wesens um ein Haar ein besserer Mann gewesen zu seyn, als er auf dem Wege war, worauf ihn sein Schicksal führte.

Die Umstände machen also, bald daß ein Mensch scheint, was er nicht ist — bald daß das wirklich sichtbar und fühlbar wird, was er ist; aber der edle und gute Mensch ist und bleibt unter allen Umständen edel und gut. Abdalonymus war ein rechtschaffener Mann, da er von dem Ertrag eines kleinen Gartens lebte, den er mit eigenen Händen baute, und blieb, was er war, nachdem ihn Alexander zum

König von Tyrus gemacht hatte. Aristion war ein maskirter Bösewicht, da er noch der Philosoph Aristion hieß, und wurde als ein Bösewicht erfunden, sobald ihn das Glück auf die Capelle setzte.

Die Kaiser Marcus Aurelius und Julianus machten der Philosophie ganz andere Ehre als Aristion, und doch ist vielleicht noch eine Frage, ob beide ohne die Prätension an den Philosophenmantel nicht noch bessere Regenten gewesen wären; aber dieß ist gewiß, wenn sie es waren, so kam es nicht daher, weil sie Philosophen, sondern, weil sie tugendhafte Menschen waren.

Patriotischer Beitrag

zu

Deutschlands höchstem Flor,

veranlaßt

durch einen im Jahr 1780 gedruckten Vorschlag
dieses Namens.

So haben wir sie denn endlich erlebt, diese von Barden und Allraunen geweissagte, aber selbst von Barden und Allraunen nicht so nahe geglaubte Zeit! Nicht erst unsere Urenkel oder die Enkel unserer Urenkel, nein, wir selbst werden sie sehen! Es nähert sich das goldene Alter Deutschlands — ja, was sag' ich? Es ist schon da!

> Magnus ab integro Seclorum nascitur ordo,
> Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna!

Deutschland in seinem höchsten Flor! In einem Flor, worin noch kein Land, kein Volk der Erde gestanden, seitdem es Völker auf Erden gibt! In einem Flor, der Germanien zur Königin der Länder, die zukünftige deutsche Akademie zur Königin aller Akademien und das neue Reichskammer-Gerichtsarchiv zum Urbild aller Archive machen wird! Selige, goldner als goldne Zeit!

> Eilet, sagten die Parcen zu ihren Spindeln, die schönen
> Tage zu spinnen!

Und dreimal glücklich wir, daß wir sie erlebt haben! Und, o! des glorreichen, vor allen andern Jahrhunderten verherrlichten achtzehnten Jahrhunderts, dessen letztes Fünftel auserseben ist, seine zahlreichen Wunder mit dieser unsere verwegensten Wünsche übertreffenden Fülle von immer dauernder, immer steigender Nationalglückseligkeit zu krönen!

Sage mir Niemand: „Es ist ja nur ein Vorschlag!“ — Was Vorschlag! Alles ist so gut, als ob es schon wäre. Das neue Reichskammer-Gerichtsarchiv steht schon in altgothischer Majestät vor meinen Augen da! Schon seh' ich die zehn oder zwölf Mitglieder der deutschen Akademie pragmatischer Wissenschaften ihre jährlichen Pensionen von zehn tausend Gulden einstreichen! Schon haben die deutschen Fürsten und Herren (die Reichsstädte hoffentlich mit eingeschlossen) von dem ihnen so edelmüthig zu zwei und ein halb Procent vorgestreckten Capital von zwei und siebzig Millionen Gulden ihre Schulden bezahlt! Kurz, was in sechs oder zehn oder zwölf Jahren unfehlbar seyn wird, ist so viel, als ob es jetzt schon wäre. Deutschland in seinem höchsten Flor, wenn es will! Da haben wir's mit klaren Worten! Deutschland darf nur wollen. Denn der Mann mit der wundervollen Nasenwurzel sagte ja: Man kann Alles, was man will; und alles Volk sprach Amen! und seit dem sagen und glauben Leute mit allerlei Nasenwurzeln, daß man nur wollen dürfe!

Und wer wollte nicht wollen? Was ist leichter und mehr in eines Jeden Gewalt als wollen? Oder, falls es auch eines Bewegungsgrundes bedürfte, was für ein stärkerer Antrieb zum Wollen, als Alles können, sobald man will? Unsere schwachmüthigen, einfältigen Vorfahren, die ließen sich freilich so was nicht träumen! Die würden sich eingebildet haben, daß ein solcher Vorschlag zu den süßen patriotischen Träumen gehöre, deren man sich in guter Laune auf einen Tag bei Duzenden und Schocken träumen lassen kann, weil man nur träumen wollen darf, und gegen die weiter nichts einzuwenden ist, als daß sie — in dieser armen Alltagswelt — moralisch, politisch und ökonomisch unmöglich sind. Aber, seitdem uns die große Wahrheit geoffenbart ist, daß man Alles kann,

was man will, seit dem kann von einer so schwachherzigen Einwendung die Rede nicht mehr seyn. Deutschland in seinem höchsten Flor, wenn es will — Zweifeln Sie nicht, edler, vaterländischer deutscher Mann! Deutschland will. Warum sollte es nicht wollen? Wer sollte nicht den höchsten Flor seines Vaterlandes wollen? O, ganz gewiß, es will! — Die herrlichen Zeiten! Ich sehe sie schon! Sie sind da! Deutschland will! Die allgemeine Freude, die allgemeine Schwärmerei, womit dieser eben so unverhoffte als glücklich ersonnene Vorschlag aufgenommen wurde, ist uns Bürge dafür. Kaiser und Reich, an welche derselbe gerichtet ist, können unmöglich die so offenbaren, so einleuchtenden Vortheile, die ihnen dargeboten werden, von sich weisen! Und es ist gar nicht zu zweifeln, daß sie, sobald das Ratificationsgeschäft des Teschner Friedens und die westphälische Grafensache beendigt sind, nichts Dringenderes haben werden, als zu wollen, „daß Deutschland die höchste Stufe seines Glücks und Ansehens erreiche."

Und man bedenke, nur mit einem Fond von hundert Millionen Gulden rheinisch! Welch ein geringer Aufwand, welch ein kleines, leichtes, in unser Aller Taschen (so wenig auch darin seyn mag) liegendes Mittel zu einem so großen Zwecke! Was sind hundert Millionen Gulden? Was sind sie für ein so reiches Land, wie Deutschland? für ein Land, dessen Einwohner, wenn man auch nur vierzig Gulden auf jeden Kopf im Durchschnitt rechnet, wenigstens tausend Millionen jährlicher Einkünfte haben? Welcher Ehrenmann, der zum Beispiel tausend Gulden jährlich einnimmt, wird nicht mit Freuden hundert Gulden hergeben wollen, um die sämmtlichen deutschen Reichslande in die allerblühendsten Umstände zu setzen? Hat der edle Erfinder des Vorschlags

also nicht vollkommen Recht, zu sagen, daß Deutschland nur wollen dürfe?

Indessen, so einleuchtend dieß Alles ist, so ist doch nicht zu bergen, daß sein Vorschlag über die Art und Weise, wie diese wahre Kleinigkeit der hundert Millionen Gulden zusammen gebracht werden soll, in der Ausführung mehr Schwierigkeiten finden dürfte, als sich der patriotische Verfasser im ersten Feuer der Erfindung vielleicht vorgestellt haben mag. — „Man hebt (spricht er) im Durchschnitte von jedem Morgen Land fünf, sechs oder zehn Kreuzer; so geben die neunzig Millionen Morgen, die in Deutschland wirklich angebaut werden, gerade neunzig Millionen Gulden.“ — Das ist freilich leicht zu sagen, und eben so leicht ist's in der Vorstellung, „die deutschen Zins- und Zehntherren, die Juden, die getauften Handels- und Gewerbsleute, die Inhaber der Fischwasser und die gesammte Dienerschaft der deutschen Staaten binnen zwölf, zehn oder sechs Jahren mit einer Abgabe von zwölf Millionen zu belegen.“ — Aber Sie glauben nicht, werthester Herr, was diese Auflage in Concreto in den zehn Reichskreisen, rücksichtlich auf die (wie Sie wissen) so sehr verschiedene physisch-ökonomische und noch ungleich verschiedenere und zum Theil (wie Sie gleichfalls wissen) höchst verwickelte bürgerliche Verfassung und Verhältnisse der unzähligen deutschen Staaten, in der Ausführung für leidige Schwierigkeiten und Hindernisse finden würde!

Ich habe daher, aus patriotischem Triebe, das Meinige nach Möglichkeit zu Beschleunigung eines so erwünschten Werkes beizutragen, auf einen kürzern, einfachern und nicht der geringsten erheblichen Schwierigkeit ausgesetzten Weg gedacht, wie die erforderlichen hundert Millionen Gulden zusammen gebracht werden könnten, und mein unmaßgeblicher Vorschlag ist folgender.

Man rechnet bekanntermaßen die Anzahl der sämmtlichen Bewohner des heiligen römischen Reichs deutscher Nation auf vierundzwanzig Millionen. Wahrscheinlich ist diese Zahl zu gering, und ein berühmter Gelehrter ist der Meinung, daß bei einer genauern Zählung des Volkes wohl siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Millionen herauskommen dürften. Wir wollen es aber, um desto weniger einer Uebereilung beschuldigt zu werden, bei der runden Zahl der besagten vierundzwanzig Millionen lassen.

Diese vierundzwanzig Millionen Menschen vel quasi würden, wenn Deutschland (wie nicht zu zweifeln) will, auf die noch übrigen zwanzig Jahre dieses gegenwärtigen Jahrhunderts mit einer Kopfsteuer von einem Pfennig wöchentlich belegt, welche an jedem Ort auf die bequemste Weise erhoben und der ganze Betrag quartaliter von den höchsten und hohen Ständen an die allgemeine Reichsflorcasse frachtfrei abgeliefert würde.

Die vierundzwanzig Millionen Pfennige, welche solcher Gestalt wöchentlich erhoben werden, machen sechs Millionen Kreuzer, und diese sechs Millionen Kreuzer geben just die runde Summe von hunderttausend Gulden rheinisch. Diese Kopfsteuer würde also in einem Jahre genau fünf Millionen und zweimalhunderttausend Gulden abwerfen, folglich in zwanzig Jahren die von dem Herrn Erfinder des Projects verlangten hundert Millionen, mit einem Ueberschuß von vier Millionen, über deren Anwendung ich mich im Folgenden erklären werde.

Einem Jeden muß sogleich in die Augen leuchten, daß die jährlichen fünf Millionen und zweimalhunderttausend Gulden unmöglich auf eine einfachere und das werthe Publicum weniger belästigende Weise erhoben werden können, als

durch die vorgeschlagene wöchentliche Pfennigsteuer. Einzeln lebende Personen zahlen für sich selbst; jeder Hausherr oder Hausvater für sich und seine sämmtlichen Hausgenossen. Ich gestehe, daß dieß bei den Personen von den obersten Classen jährlich eine Abgabe von sechs, acht bis zehn Gulden machen kann. Allein, wer ein großes Haus halten kann, hat auch Einkünfte dazu; und ich bin versichert, daß in ganz Germanien kein einziger Biedermann athmet, der den höchsten Flor des lieben deutschen Vaterlandes nicht durch einen zwanzigjährigen wöchentlichen Beitrag von etlichen Pfennigen mit tausend Millionen Freuden bewirken helfen wollte. Schreibern dieses, der nur einen sehr unbedeutenden Pfahlbürger des heiligen Reichs vorstellt, würde es wöchentlich mit sechzehn Pfennigen und also jährlich mit drei Gulden achtund zwanzig Kreuzern betreffen: er erklärt sich aber hiermit bereit, nicht nur diese drei Gulden achtundzwanzig Kreuzer, sondern selbst das Triplum nnd Quintuplum, wenn's nöthig seyn sollte, willigst beizutragen, wenn dadurch auch nur der höchste Flor von Neuholland, Neuseeland, Feuerland oder Californien bewirkt werden könnte; geschweige denn zu einem Institut, wo es um nichts Geringeres als den höchsten Flor von Deutschland zu thun ist. Und welcher deutsche Patriot sollte nicht eben so denken und allenfalls nicht lieber zwier in der Woche fasten oder ohne Frühstück bleiben, als sich seinem Beitrage zu einem so glorreichen Werke entziehen wollen?

Was diejenigen betrifft, die so arm sind, daß sie auch nicht einmal einen Pfennig wöchentlich entbehren können, so versteht sich von selbst, daß ihnen (übrigens dem Bettelmandate jedes Ortes in allewege unbeschadet) erlaubt seyn müsse, ihren Pfennig von wohlthätigen Herzen zu erbetteln;

da denn mit nichten zu zweifeln ist, daß sich unter den Reichen und Vermögenden nicht ihrer genug und überflüssig finden sollten, die einander das Vergnügen noch streitig machen würden, ihre dürftigen Mitbürger durch ein so geringes Almosen in den Stand zu setzen, zu Deutschlands höchstem Flor Praestanda zu prästiren.

Wenn nun, nach diesem meinem Vorschlage, zu Ende des Jahres 1781 bereits fünf Millionen und zweimalhunderttausend Gulden erhoben seyn werden; so kann sogleich im Jahre 1782 mit Erbauung des vorgeschlagenen Reichs-Kammergerichts-Canzlei- und Archiv-Gebäudes der Anfang gemacht, die zu Straßburg und Aschaffenburg zerstreuten Kammergerichts-Acten herbeigeschafft, das deutsche Richter- und Advocaten-Seminarium, wie auch die zwei großen Philanthropine in jedem der zehn Reichskreise erbaut, das Kammergericht friedensschlußmäßig besetzt, und das sehr respectable besondere Executionsregiment zum Gebrauche desselben aufgerichtet werden!

Da Alles dieß, mit Einschluß der zu Bezahlung der philanthropinischen Lehrer und Versorgung armer Philanthropinisten jährlich erforderlichen zweihunderttausend Gulden, nach dem Anschlage des Herrn Verfassers erst vier Millionen wegnehmen wird; so könnte unmaßgeblich von der übrig bleibenden Million noch im Jahre 1782 das beträchtliche Landgut, das tüchtige Gebäude und das Laboratorium für die deutsche Akademie erkauft, erbaut und mit den nöthigen Geräthschaften versehen werden. Mit den noch übrigen zweimalhunderttausend Gulden müßten sich die Bedienten und Commissarien zur Ausführung und Besorgung dieser wichtigen Geschäfte, der Casse und Rechnungen anstatt der ihnen ausgeworfenen zweimalhundertundfünfzigtausend einstweilen begnügen lassen;

jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ihnen der Abgang von dem Ertrage der künftigen Jahre baldmöglichst erstattet werde.

Die im Jahre 1782 eingehenden fünf Millionen könnten (nach dem Vorschlage des Herrn Verfassers S. 6. No. 9.) im Jahre 1783 zu Vermehrung des nöthigen Viehstandes im heiligen römischen Reiche verwandt werden. Den Spöttern, welche bei diesem Artikel einwenden könnten, „daß es nöthiger seyn dürfte, auf Verminderung des Viehstandes, zumal in gewissen bekannten Reichskreisen, Bedacht zu nehmen," — gebührt gar keine Antwort.

Im Jahre 1784 können die zwei Arbeits- und Manufacturhäuser in jedem Kreise, und im Jahre 1785 auch die für jeden Kreis zu erbauenden beiden Arbeitshäuser zu Stande kommen. Und wenn dann der Ueberschuß, nebst dem Ertrag der Jahre 1785 und 1786, auf die Urbarmachung und respective Austrocknung und Anbauung der morastigen Gegenden und öden Districte verwandt würde: so würde man im Jahre 1787 bereits mit Allem fertig seyn, wozu der Herr Verfasser die ersten achtundzwanzig Millionen bestimmt hat; und so könnte gleich im Jahre 1788 mit den Anlehen an die höchsten und hohen Stände zu Erleichterung ihrer Schuldenlast der Anfang gemacht werden.

Mein deutsch-patriotisches Herz wallet und überwallet mir vor Freuden, wenn ich an den blühenden, glücklichen und ehrenvollen Zustand denke, worin ich mein geliebtes Vaterland noch vor Abfluß dieses Jahrzehends zu sehen hoffen kann. Und wenn ich mir erst vorstelle, wie die leidigen Franzosen vor Neid über unsre Vorzüge gelb werden, wie die stolzen Engländer uns anstaunen, kurz, wie Sonne, Mond und Sterne kommen und sich vor uns zur Erde neigen

werden: so verjüngt sich meine Seele in mir, und ich fange an vor Freuden zu springen und zu jubeln und kann mich nicht enthalten, Deutschland hiermit stehenden Fußes um Erlaubniß zu bitten, daß ich dem Urheber unsrer Glückseligkeit, dem preiswürdigen Erfinder dieses weisen und in seiner Art einzigen Vorschlags von den ersten eingehenden fünf Millionen eine jährliche Pension von 25,000, sage fünfundzwanzigtausend Gulden rheinisch, für ihn und seine ehelichen Leibeserben, männlicher und weiblicher Linien, schöpfe und auswerfe; zu einem, wiewohl geringen, Zeichen der unendlichen Dankbarkeit der ganzen Nation für eine Wohlthat, welche nur durch das innere Bewußtseyn des verdienstvollen Urhebers nach Würden belohnt werden kann.

Sollte Deutschland noch überdieß wollen, daß ihm, etwa auf dem Platze des neuen Kammergerichts-Canzlei- und Archivgebäudes, dessen Stifter er ist, oder im Vorhofe der deutschen Akademie, eine metallene kollossalische Bildsäule errichtet würde; so würde ich einer solchen Auswirkung des vaterländischen Enthusiasmus nicht anders als meinen wärmsten Beifall zujauchzen können. Auch ist nicht zu zweifeln, daß der burgundische Kreis, dem der Herr Verfasser (über alles billige Verhoffen) eben so gut wie dem schwäbischen und westphälischen zwei Philanthropine, zwei Armenhäuser, zwei Arbeits- und Manufacturhäuser, zwölftausend Gulden für Urbarmachung und Grundverbesserung und fünfmalhunderttausend Gulden zu Vermehrung des nöthigen Viehstandes angewiesen hat, ihm für diese großmüthige Gleichstellung eine besondere verhältnißmäßige Erkenntlichkeit zufließen lassen werde.

Der ganze Ertrag, den die vorgeschlagene Pfennigsteuer in zwanzig Jahren abwirft, macht (wie schon gesagt)

einhundert und vier Millionen und also vier baare Millionen mehr, als der Herr Verfasser nöthig hat. Hierzu kommen noch die binnen zwanzig Jahren beizurechnenden fünf Schalttage, als welche noch fünf und ein Siebentheil einer Woche und also einundsiebzigtausendvierhundertachtundzwanzig Gulden drei Kreuzer und ich weiß nicht wie viele Heller eintragen werden. Allein wir brauchen wegen dieses Ueberschusses im mindesten nicht verlegen zu seyn. Ich will vor der Hand nur zwei Vorschläge, wie solche gemeinnützig angewandt werden könnten, in Anregung bringen, wiewohl sie vielleicht unter diejenigen gehören, die der Herr Verfasser des Projects S. 6 seines Werkes in petto behalten hat.

Der erste betrifft die vermuthliche Nothwendigkeit, außer dem oben bemeldeten besondern Executionsregiment zum Gebrauch des höchstpreislichen Kammergerichts, noch ein besonderes Executionsregiment zu allfallsiger Beitreibung der jährlichen Interessen, welche die deutschen Fürsten und Herren von den ihnen zu zweiundeinhalb pro Cent vorgestreckten Capitalien zu bezahlen haben werden, aufzurichten — wozu ich unmaßgeblich die jährlichen Interessen von drei Millionen vorgeschlagen haben wollte.

Sodann und zweitens möchten wohl die noch übrigen eine Million einundsiebzigtausendvierhundertachtundzwanzig Gulden drei Kreuzer schwerlich besser und gemeinersprießlicher benutzt werden können, als zu Erbauung und reichlicher Dotirung eines allen zehn Reichskreisen gemeinschaftlichen Hospitals, worin alle die wackern Leute, die vor lauter übermäßiger Weisheit, Deutschheit, Empfindsamkeit, Menschen- und Vaterlandsliebe in Abfall ihres Verstandes gekommen sind, lebenslänglich und standesgemäß versorgt würden.

Sollte dieser mein Bei= und Nachtrag zu Beförderung des großen Werkes, dessen Ausführung gewiß jeder wackere deutsche Landsmann mit mir aufrichtig wünschen wird, etwas beitragen können, wer würde glücklicher seyn als ich? — Ich muß indessen unter der Hand gestehen, daß ich selbst deßfalls in gewissen Augenblicken etwas schwachgläubiger bin, als einem tapfern Manne ziemt, und mich nicht ganz von der albernen Furcht los machen kann, Deutschland möchte etwa am Ende wohl gar nicht — wollen wollen. Das wäre ein verzweifelter Streich! — Und doch — warum sollten wir uns solche kleinmüthige Gedanken machen? Daß der Vorschlag Deutschlands höchsten Flor wirklich bewirken würde, daran kann ja gar kein Zweifel seyn. Die hundert Millionen sind auch da. Woran sollt' es also liegen? Ist denn Deutschland nicht eine moralische Person? Kann denn Deutschland, als eine solche, nicht wollen, was zu seinem Besten dient? Und da dieser große moralische Koloß achtundvierzig Millionen Arme hat (freilich sind auch einige Millionen Aermchen darunter!) warum sollte er nicht Alles können, was er will? — Also, wer ein echter blauäugiger und goldhaariger Deutscher ist, ziehe seinen Seckel, und die Spötter sollen bald zu Schanden werden!

Doch nein! — In diesem Lucianischen Tone will und darf ich über einen Gegenstand, wie dieser, nicht aufhören! Die Wörter Vaterland, Vaterlandsliebe, allgemeines Bestes, bezeichnen heilige Dinge; und wie lächerlich auch bei einzelnen Personen die Ausbrüche ihrer Vaterlandsliebe seyn mögen, so verdient doch die Quelle und die Absicht derselben gelobt zu werden. Wenn irgend eine Art von Wahnsinn an den Respect, den (wie man sagt) die Araber und Türken für alle blöde und wahnsinnige Menschen tragen, Anspruch machen

kann, so ist es gewiß der patriotische. Also noch ein paar Worte in vollem Ernste.

Ein jedes Project, dessen Ausführung voraussetzt, daß zwanzig oder zehn oder fünf Millionen oder auch nur eine Million Menschen uneigennützig, aufgeklärt, edelmüthig, voll warmer Theilnehmung an dem Besten aller übrigen, voll anhaltenden Eifers zu thätiger Beförderung des höchst möglichen Glücks ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt seyn sollte — oder, mit andern Worten, jedes Project, welches auch nur bei einer Million Menschen eine Sinnes- und Denkensart voraussetzt, die man kaum bei einem von hunderten findet — ist ein unmögliches Project. Aber seine moralische Unmöglichkeit steigt auf den höchsten Grad, wenn es voraussetzt, daß fünf Millionen Köpfe oder auch nur fünfmalhunderttausend, ja nur fünfzigtausend denkende Köpfe unter einen Hut gebracht und in eine zusammenstimmende Wirksamkeit zu Ausführung eines weitläufigen, verwickelten, in einen unübersehbaren Detail eingehenden und von allen Seiten mit Schwierigkeiten umringten Plans gesetzt werden müßten.

Kein Mensch in der Welt kann Alles, was er will, es sey denn, daß er weise genug ist, nichts zu wollen, als was er kann. Eine ganze große Nation kann freilich mit vereinigten Kräften ungeheure Wirkungen hervorbringen; aber dann liegt die Schwierigkeit im Wollen oder in dem Mittel, ihr den Willen zu machen. — Gebt mir, wo ich stehen könne, so will ich die Erde von ihrer Stelle rücken, sagte Archimedes, ohne Furcht, nicht Wort halten zu können. Aber diejenigen, denen er dieß zumuthete, konnten eben sowohl den Mond mit den Zähnen fassen oder auf einem Sonnenstrahle nach dem Ringe des Saturns reiten, als ihm geben, wo er stehen könne, um die Erde fortzurücken.

Die tägliche Erfahrung lehrt zu Paris und London, daß einige tausend, ja nur einige hundert Privatpersonen sehr viel Gutes thun können, wenn sie wollen; und daß, sobald es blos um Wohlthätigkeit gegen die Armen oder um die Errichtung eines Museums, um ein herrliches musikalisches Fest oder nur um das Steigen eines großen Luftballs zu thun ist, sehr ansehnliche Summen ohne große Schwierigkeit zusammen gebracht werden. Aber versuche es einmal ein patriotischer Projectmacher zu Paris, durch freiwillige Beiträge zweihundert Millionen Livres zu Anlegung großer Philanthropine und Arbeitshäuser, Urbarmachung wüster Plätze und Vermehrung des Viehstandes in jeder französischen Hauptprovinz zusammen zu bringen, und man wird sehen, ob er mit seinem Antrage mehr Eingang finden wird, als unser wohlmeinender Landsmann mit dem seinigen!

Und gleichwohl wäre der Unterschied zwischen beiden Nationen ganz zum Vortheil des französischen Patrioten. Denn alle Einwohner Frankreichs machen unter einem einzigen souverainen Haupte nur ein Volk, nur einen Nationalkörper aus, dessen Kräfte in einer großen Nationalhauptstadt, wie in dem Herzen des Ganzen, concentrirt sind: Deutschland hingegen ist ein vielköpfiges Aggregat von einer großen Anzahl ganz verschiedener Völker und Staaten; eine Republik von Fürsten und Ständen unter einem durch Gesetze und Capitulationen beschränkten Wahlkönige; durch eine Staatsverfassung verbunden, die niemals ihres Gleichen gehabt hat; — durch nichts als diese Staatsverfassung und eine gemeinschaftliche, wiewohl nicht durchgängig angenommene Schriftsprache verbunden; sonst durch alles Andere, Religion, Regierung, Staatswirthschaft, Polizei, Sitten und Gebräuche, Lage, Verhältnisse, Interesse, Mundarten, Grade der Cultur

u. s. w. zum Theil himmelweit verschieden, getrennt und in Collision gesetzt. Diese unsere Staatsverfassung, vermöge welcher Deutschland in gewissem Sinne noch eben so wie das alte Germanien in mehr als zweihundert besondere, größere, mittelmäßige und kleine, zum Theil sehr mächtige, zum Theil sehr unmächtige Staaten zerstückelt ist, wovon der geringste, als ein unmittelbarer Stand des Reiches, die Landeshoheit in seinem Bezirke eben so vollkommen auszuüben berechtigt ist, als der größte; diese Staatsverfassung ist es, welche jedem Vorschlage, jeder Bestrebung, die auf allgemeines Nationalbestes, allgemeinen Nationalruhm, allgemeine Nationalreformen abzweckt, im Wege steht. Diese Staatsverfassung ist es, die uns immer verhindern wird, ein anderes allgemeines Nationalinteresse zu haben, als die blose Erhaltung derselben; wiewohl nie alle Glieder des Ganzen hiervon überzeugt seyn werden. Sie ist es, weßwegen die Deutschen nie als ein Volk denken und handeln, nie das, was man in moralischem Sinne National-Uniform nennen könnte, haben werden. Um ihrentwillen werden wir nie mit vereinigten Kräften gleichsam für einen Mann stehen oder, insofern wir einen Staatskörper vorstellen, eine große thätige Rolle in Europa spielen. Um ihrentwillen werden wir niemals einen gemeinsamen Mittelpunkt, nie einen gemeinschaftlichen Schauplatz für Talente, Künste und Wissenschaften, nie ein allgemeines und lebendiges Modell für Geschmack und Urbanität, nie eine wahre Nationalschaubühne, nie eine allgemein anerkannte Hauptstadt Germaniens haben, von deren Daseyn jenes Alles die natürlichen Folgen seyn würde. Um ihrentwillen wird unsere Sprache, unsere Literatur, unsere Kunst und unser Ruhm in diesem Allem nie das werden, was sie vermöge unserer

Fähigkeiten werden könnten; — und, ach! um ihrentwillen werden alle solche Projecte, die Deutschlands möglichsten Flor zum Gegenstande haben, ewig patriotische Träume bleiben, und niemals, niemals wird es dahin kommen, daß die Ravensteiner oder Waldecker sich um den Viehstand der Ellwanger, oder die Stände von Meklenburg um die bestmöglichste Erziehung der Bürgerskinder der Reichsstadt Buchhorn bekümmern werden.

Aber alle diese Nachtheile unserer Staatsverfassung werden (anderer minder wichtiger Vortheile jetzt nicht zu erwähnen) durch den einzigen unschätzbaren Gewinn weit überwogen: daß, solange wir sie erhalten, kein großes policirtes Volk in der Welt einen höhern Grad menschlicher und bürgerlicher Freiheit genießen und vor allgemeiner auswärtiger und einheimischer, politischer und kirchlicher Unterjochung und Sklaverei sicherer seyn wird, als die Deutschen. Zwei einander immer entgegen drückende Kräfte werden das aus so ungleichartigen Theilen bestehende Ganze immer im Gleichgewicht erhalten, und selbst jede Gefahr, diese Verfassung reißen zu sehen, wird sie fester zusammen ziehen. Wir werden, solange wir sie erhalten, nie eine einzige Religion, aber dafür Gewissensfreiheit und das Recht behalten, aus dem alten oder neuen Kirchengesangbuche zu singen. Wir werden mit männlicher Freiheit philosophiren, untersuchen, reden, lesen und schreiben dürfen. Der einzelne Tyrann, der sich eine ungebührliche Gewalt über seine Untergebenen heraus nehmen wollte, außerdem daß die Gesetze Hülfe gegen ihn verschaffen, wird dem Abscheu aller übrigen Theile der Nation ausgesetzt seyn. Unsere Schriftsteller und Künstler werden weniger belohnt, weniger träg oder übermüthig gemacht, aber dafür auch weniger gefesselt, gedrückt und eingezwängt werden;

wir werden ihrer eine desto größere Anzahl besitzen, und der Wetteifer unter ihnen wird Gewinn für die Nation seyn. Alle Talente werden sich mit größerer Freiheit, Mannigfaltigkeit und Originalität entfalten; wir werden uns weniger an einander reiben und abschleifen, aber den Stempel, den die Natur Jedem aufgedrückt hat, desto schärfer erhalten. Wir werden keine deutsche Akademie haben, die sich anmaße, über Werke des Genius ex Cathedra zu entscheiden; Hofgunst, Grille und Eigensinn der Reichen und Großen wird keinen so mächtigen Einfluß auf Geschmack, Denkart und Sitten bei uns behaupten können, als in einer unbeschränkten Monarchie. Selbst die Sprache wird (zu großem Behuf der Literatur) an der Nationalfreiheit Theil nehmen; man wird uns so wenig ein Wörterbuch als ein Glaubensformular aufdringen können; und ein Jeder, den eine Partei, eine Cabale unterdrücken wollte, wird in dem aufgeklärten Theil der Nation einen Beschützer und Rächer finden.

Dieß sind einige der wesentlichsten Vortheile, die wir unsrer gesetzmäßigen Constitution zu danken haben; und, wahrlich! sie allein sind schon wichtig genug und von unsern Vorfahren theuer genug erkauft worden, um sie über Alles hoch zu achten, stolz auf sie zu seyn und sie als das Palladium der Nation anzusehen, an dessen Besitz oder Verlust ihre Freiheit, ihre Stärke, ihr Ruhm, ihr des Steigens noch immer fähiger Wohlstand geheftet ist.

Diese Beobachtung führt uns, meines Bedünkens, zu einem zwiefachen Resultat, wovon uns das eine zur Aufmunterung und das andere auf alle Fälle zum Troste dienen kann.

Das erste ist: unserm Patriotismus, besonders dem schriftstellerischen, — der seit geraumer Zeit wie die Taube

Noahs herumflattert und, weil er nirgends Grund finden kann, im Lande der Träume hin und her fährt, Chimären ausbrütet, auf die Erfindungen, Talente und Verdienste einzelner Mitbürger sich viel zu gute thut oder durch Verachtung fremder Vorzüge, die wir nicht erreichen können, sich nach Art des berühmten Fuchses in der Fabel zu helfen sucht — seine wahre Richtung und sein echtes Geschäft anzuweisen. Wenn unsere dermalige gesetzmäßige Constitution das Einzige ist, was uns Deutsche zu einer Nation macht, und wenn sie augenscheinlich der Grund unsrer wesentlichsten Vortheile ist: was kann denn also deutscher Patriotismus anders seyn, als Liebe der gegenwärtigen Verfassung des gemeinen Wesens und aufrichtiges Bestreben, zu Erhaltung und Vervollkommnung derselben Alles beizutragen, was Jeder nach seinem Stande, Vermögen und Verhältnisse zum Ganzen dazu beizutragen fähig ist? Mit wie vielem Rechte kann man von uns Deutschen sagen, was der römische Dichter von den Landleuten sagt: Felices sua si bona norint! Glücklich, wenn der Schlummer der Gewohnheit uns nicht gleichgültig, blind und undankbar gegen die größten Wohlthaten unsrer Verfassung gemacht hätten; wenn wir ihrer nicht genössen, wie der Gesundheit, deren hohen Werth man erst fühlt, wenn man sie verloren hat!

Sollte dieß Letztere aber — wie es denn nicht unmöglich ist — jemals bei uns oder unsern Nachkommen der Fall seyn; so würden wir beim Verlust einer Verfassung, von welcher so mancherlei Nachtheile unzertrennlich sind, uns mit dem trösten können, was wir dabei auf einer andern Seite gewinnen würden. Und da der Mensch glücklicher Weise nun einmal so organisirt ist, daß er sich mit der Zeit in Alles finden und seine Vorstellungsart und Lebensweise

unvermerkt zu seinen Umständen umstimmen kann; so würden wir uns an die Vortheile halten müssen, die uns durch die Veränderung der Nationalverfassung zuwachsen würden, und vermuthlich in ihnen hinlängliche Beweggründe finden, uns ein Schicksal gefallen zu lassen, das so manche edle Nation schon getroffen hat und vermöge der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge und der natürlichen Verkettung zwischen Ursachen und Wirkungen über lang oder kurz auch das unsrige werden dürfte.

Sechs Antworten

auf

sechs Fragen.

1.

„Was ist Aufklärung?"

Das weiß Jedermann, der vermittelst eines Paares sehender Augen erkennen gelernt hat, worin der Unterschied zwischen Hell und Dunkel, Licht und Finsterniß besteht. Im Dunkeln sieht man entweder gar nichts oder wenigstens nicht so klar, daß man die Gegenstände recht erkennen und von einander unterscheiden kann: sobald Licht gebracht wird, klären sich die Sachen auf, werden sichtbar und können von einander unterschieden werden; — doch wird dazu zweierlei nothwendig erfordert: 1) daß Licht genug vorhanden sey, und 2) daß diejenigen, welche dabei sehen sollen, weder blind noch gelbsüchtig seyen, noch durch irgend eine andere Ursache verhindert werden, sehen zu können oder sehen zu wollen.

2.

„Ueber welche Gegenstände kann und muß sich die Aufklärung ausbreiten?"

Drollige Frage! Worüber als über sichtbare Gegenstände? Das versteht sich doch wohl, dächte ich; oder muß es den Herren noch bewiesen werden? Nun wohlan! Im

Dunkeln (ein einziges löbliches und gemeinnütziges Geschäft ausgenommen) bleibt für ehrliche Leute nichts zu thun als zu schlafen. Im Dunkeln sieht man nicht, wo man ist, noch wo man hingeht, noch was man thut, noch was um uns her, zumal in einiger Entfernung, geschieht; man läuft Gefahr, bei jedem Schritte die Nase anzustoßen, bei jeder Bewegung etwas umzuwerfen, zu beschädigen oder anzurühren, was man nicht anrühren sollte, kurz, alle Augenblicke Mißgriffe und Mißtritte zu thun; so daß, wer seine gewöhnlichen Geschäfte im Dunkeln treiben wollte, sie sehr übel treiben würde.[1] Die Anwendung ist kinderleicht. Das Licht des Geistes, wovon hier die Rede ist, ist die Erkenntniß des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen. Hoffentlich wird Jedermann zugeben, daß es ohne diese Erkenntniß eben so unmöglich ist, die Geschäfte des Geistes recht zu treiben, als es ohne materielles Licht möglich ist, materielle Geschäfte recht zu thun. Die Aufklärung, d. i., so viel Erkenntniß, als nöthig ist, um das Wahre und Falsche immer und überall unterscheiden zu können, muß sich also über alle Gegenstände ohne Ausnahme ausbreiten, worüber sie sich ausbreiten kann, d. i. über alles dem äußern und innern Auge Sichtbare. — Aber es gibt Leute, die in ihrem Werke gestört werden, sobald Licht kommt; es gibt Leute, die ihr Werk unmöglich anders als im Finstern oder wenigstens in der Dämmerung treiben können; — z. B. wer uns schwarz für weiß geben oder mit falscher Münze bezahlen oder Geister erscheinen lassen will, oder auch (was an sich etwas sehr Unschuldiges ist), wer gerne Grillen fängt, Luftschlösser baut

[1] Dieß leidet einige Ausnahmen, ich weiß es wohl; aber in den meisten Fällen bleibt es doch bei der Regel.

und Reisen ins Schlaraffenland oder in die glücklichen Inseln macht, — der kann das natürlicher Weise bei hellem Sonnenschein nicht so gut bewerkstelligen als bei Nacht oder Mondschein oder einem von ihm selbst zweckmäßig veranstalteten Helldunkel. Alle diese wackern Leute sind also natürliche Gegner der Aufklärung, und nun und nimmermehr werden sie sich überzeugen lassen, daß das Licht über alle Gegenstände verbreitet werden müsse, die dadurch sichtbar werden können: ihre Einstimmung zu erhalten, ist also eine pure Unmöglichkeit; sie ist aber, zu gutem Glücke, auch nicht nöthig.

3.

„Wo sind die Grenzen der Aufklärung?"

Antwort: wo bei allem möglichen Lichte nichts mehr zu sehen ist. Die Frage ist eigentlich von gleichem Schlage mit der: wo ist die Welt mit Brettern zugeschlagen? und die Antwort ist wirklich noch zu ernsthaft für eine solche Frage.

4.

„Durch welche sichere Mittel wird sie befördert?"

Das unfehlbarste Mittel, zu machen, daß es heller wird, ist, das Licht zu vermehren, die dunkeln Körper, die ihm den Durchgang verwehren, so viel möglich weg zu schaffen und besonders alle finstern Winkel und Höhlen sorgfältig

zu beleuchten, in welchen das No. 2 erwähnte lichtscheue Völkchen sein Wesen treibt.

Alle Gegenstände unsrer Erkenntniß sind entweder geschehene Dinge oder Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meinungen. Geschehene Dinge werden aufgeklärt, wenn man bis zur Befriedigung eines jeden unparteiischen Forschers untersucht, ob und wie sie geschehen sind? Die Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meinungen der Menschen werden aufgeklärt, wenn das Wahre vom Falschen daran abgesondert, das Verwickelte entwickelt, das Zusammengesetzte in seine einfachern Bestandtheile aufgelöst, das Einfache bis zu seinem Ursprunge verfolgt und überhaupt keiner Vorstellung oder Behauptung, die jemals von Menschen für Wahrheit angegeben worden ist, ein Freibrief gegen die uneingeschränkteste Untersuchung gestattet wird. Es gibt kein anderes Mittel, die Masse der Irrthümer und schädlichen Täuschungen, die den menschlichen Verstand verfinstert, zu vermindern, als dieses, und es kann kein anderes geben.

Die Rede kann also auch hier nicht von Sicherheit oder Unsicherheit seyn. Niemand kann etwas dabei zu befürchten haben, wenn es heller in den Köpfen der Menschen wird, — als diejenigen, deren Interesse es ist, daß es dunkel darin sey und bleibe; und auf die Sicherheit dieser letztern wird doch wohl bei Beantwortung der Frage keine Rücksicht genommen werden sollen? Wahrlich, wir können ihretwegen ganz ruhig seyn; sie werden schon selbst für ihre Sicherheit sorgen. Sie werden auch künftig, wie bisher, ihr Möglichstes thun, alle Oeffnungen, Fenster und Ritzen, wodurch Licht in die Welt kommen kann, zu verbauen, zu vernageln und zu verstopfen; werden nicht ermangeln, uns Andern, die wir uns zu unserm und andrer Leute nothdürftigem Gebrauch

mit etwas Licht versehen, die Laternen zu zerschlagen, sobald sie die Stärkern sind, und, wo sie das nicht sind, alle nur ersinnlichen Mittel anwenden, die Aufklärung wenigstens in ein böses Geschrei zu bringen. Ich denke nicht gern Arges von meinem Nebenmenschen; aber ich muß gestehen, wo die Sicherheit der Aufklärungsmittel einem Frager so sehr am Herzen liegt, da könnte mir seine Lauterkeit wider Willen verdächtig werden. Sollte er etwa meinen, es gebe respectable Dinge, die keine Beleuchtung aushalten können? Nein, so übel wollen wir von seinem Verstande nicht denken! Aber er wird vielleicht sagen: „Es gebe Fälle, wo zu viel Licht schädlich sey, wo man es nur mit Behutsamkeit und stufenweise einfallen lassen dürfe.“ Gut! nun kann dieß mit der Aufklärung, die durch Unterscheidung des Wahren und Falschen bewirkt wird, in Deutschland wenigstens der Fall nicht seyn; denn so stockblind ist unsere Nation nicht, daß sie wie eine Person, die am schwarzen Staar operirt worden ist, behandelt werden müsse. Es wäre Spott und Schande, wenn wir, nachdem wir schon dreihundert Jahre lang nach und nach einen gewissen Grad von Licht gewohnt worden sind, nicht endlich einmal im Stande seyn sollten, hellen Sonnenschein ertragen zu können. Es greift sich mit Händen, daß das blose Ausflüchte der lieben Leute sind, die ihre eigenen Ursachen haben, warum es nicht hell um sie seyn soll.

5.

„Wer ist berechtigt, die Menschheit aufzuklären?“

Wer es kann! — „Aber wer kann es?“ — Ich antworte mit einer Gegenfrage, wer kann es nicht? Nun, mein Herr? da stehen wir und sehen einander an? Also, weil kein Orakel da ist, das in zweifelhaften Fällen den Ausspruch thun könnte (und wenn eines da wäre, was hälfe es uns ohne ein zweites Orakel, das uns das erste erklärte?), und weil kein menschliches Tribunal berechtigt ist, sich einer Entscheidung anzumaßen, wodurch es von seiner Willkür abhinge, uns so viel oder wenig Licht zukommen zu lassen, als ihm beliebte: so wird es doch wohl dabei bleiben müssen, daß Jedermann — von Sokrates oder Kant bis zum obscursten aller übernatürlich erleuchteten Schneider und Schuster, ohne Ausnahme, berechtigt ist, die Menschheit aufzuklären, wie er kann, sobald ihn sein guter oder böser Geist dazu treibt. Man mag nun die Sache betrachten, von welcher Seite man will, so wird sich finden, daß die menschliche Gesellschaft bei dieser Freiheit unendlichmal weniger gefährdet ist, als wenn die Beleuchtung der Köpfe und des Thuns und Lassens der Menschen als Monopol oder ausschließliche Innungssache behandelt wird. Nur wollte ich allenfalls rathen, ne quid Respublica detrimenti capiat — eine höchst unschuldige Einschränkung dabei zu verfügen; und diese wäre: das sehr weise Strafgesetz der alten Kaiser des ersten und zweiten Jahrhunderts gegen die heimlichen Conventikel und geheimen Verbrüderungen zu erneuern und demzufolge Allen, die nicht berufen sind, auf Canzeln und Kathedern zu lehren, kein anderes Mittel zur beliebigen

Aufklärung der Menschheit zu gestatten, als die Buchdruckerpresse. Ein Narr, der in einem Conventikel Unsinn predigt, kann in der bürgerlichen Gesellschaft Unheil anrichten; ein Buch hingegen, was auch sein Inhalt seyn mag, kann heut zu Tage keinen Schaden thun, der entweder der Rede werth wäre oder nicht gar bald zehnfältig oder hundertfältig durch Andere vergütet würde.

6.

„An welchen Folgen erkennt man die Wahrheit der Aufklärung?"

Antwort: wenn es im Ganzen heller wird; wenn die Anzahl der denkenden, forschenden, lichtbegierigen Leute überhaupt und besonders in der Classe von Menschen, die bei der Nichtaufklärung am meisten zu gewinnen hat, immer größer, die Masse der Vorurtheile und Wahnbegriffe zusehends immer kleiner wird; wenn die Scham vor Unwissenheit und Unvernunft, die Begierde nach nützlichen und edeln Kenntnissen, und besonders, wenn der Respect vor der menschlichen Natur und ihren Rechten unter allen Ständen unvermerkt zunimmt, und (was ganz gewiß eines der unzweideutigsten Kennzeichen ist) wenn alle Messen einige Frachtwagen voll Brochuren gegen die Aufklärung in Leipzig ein= und ausgeführt werden. Denn die figürlichen Nachtvögel sind in diesem Punkte gerade das Widerspiel der eigentlichen: diese werden erst bei Nacht laut; jene hingegen schreien am grellsten, wenn ihnen die Sonne in die Augen sticht.

Sagt, hab' ich Recht? Was dünkt euch von der Sache,
Herr Nachbar mit dem langen Ohr?

Ueber die Rechte und Pflichten

der

Schriftsteller,

in Absicht ihrer Nachrichten und Urtheile über Nationen, Regierungen und andere öffentliche Gegenstände.

1785.

Ueber die Märkte und Meſſen

oder

Jahrmärkte,

[illegible]

[illegible]

Bei der großen Menge von Schriften, worin gereiste Leute (unter welche von Yoricks Classen sie auch gehören mögen) die auf ihren Reisen und Wanderungen gesammelten Bemerkungen und Nachrichten in Briefen an Freunde oder vielmehr an das Publicum zum Druck befördern, und da die Begierde der leselustigen Welt nach Schriften dieser Art natürlicher Weise die Anzahl der reiselustigen Schriftsteller und briefstellenden Wanderer täglich vermehrt, möchte wohl Manchen mit einem Maßstabe gedient seyn, an welchem sie die Befugnisse solcher Schriftsteller und die Grenzen ihrer Freiheit bei Bekanntmachung ihrer Bemerkungen, Nachrichten und Urtheile in allen vorkommenden Fällen mit Zuverlässigkeit bestimmen können.

Dieser Maßstab scheint mir in der folgenden Reihe von Wahrheiten enthalten zu seyn.

Ich gebe sie mit Zuversicht für Wahrheiten aus, weil ich nicht nur selbst von ihnen überzeugt bin, sondern auch glaube, daß sie jedem nur mäßig aufgeräumten und einiges Nachdenkens fähigen Kopfe als Wahrheit einleuchten müssen.

I.

Freiheit der Presse ist Angelegenheit und Interesse des ganzen Menschengeschlechts. Ihr haben wir hauptsächlich die

gegenwärtige Stufe von Cultur und Erleuchtung, worauf der größere Theil der europäischen Völker steht, zu verdanken. Man raube uns diese Freiheit, so wird das Licht, dessen wir uns gegenwärtig erfreuen, bald wieder verschwinden; Unwissenheit wird bald wieder in Dummheit ausarten, und Dummheit uns wieder dem Aberglauben und dem Despotismus preisgeben. Die Völker werden in die Barbarei der finstern Jahrhunderte zurück sinken; und wer sich dann erkühnen wird, Wahrheiten zu sagen, an deren Verheimlichung den Unterdrückern der Menschheit gelegen ist, wird ein Ketzer und Aufrührer heißen und als ein Verbrecher bestraft werden.

II.

Freiheit der Presse ist nur darum ein Recht der Schriftsteller, weil sie ein Recht der Menschheit oder, wenn man will, ein Recht policirter Nationen ist; und sie ist blos darum ein Recht des Menschengeschlechts, weil die Menschen, als vernünftige Wesen, kein angelegeneres Interesse haben, als wahre Kenntnisse von Allem, was auf irgend eine Art geradezu oder seitwärts einen Einfluß auf ihren Wohlstand hat und zu Vermehrung ihrer Vollkommenheit etwas beitragen kann.

III.

Die Wissenschaften, welche für den menschlichen Verstand das sind, was das Licht für unsere Augen, können und dürfen also ohne offenbare Verletzung eines unleugbaren Menschenrechtes in keine andere Grenzen eingeschlossen werden,

als diejenigen, welche uns die Natur selbst gesetzt hat. Alles, was wir wissen können, das dürfen wir auch wissen.

IV.

Die nöthigste und nützlichste aller Wissenschaften oder, noch genauer zu reden, diejenige, in welcher alle übrige eingeschlossen sind, ist die Wissenschaft des Menschen:

Der Menschheit eignes Studium ist der Mensch.

Sie ist eine Aufgabe, an deren vollständiger und reiner Auflösung man noch Jahrtausende arbeiten wird, ohne damit zu Stande gekommen zu seyn. Sie anzubauen, zu fördern, immer größere Fortschritte darin zu thun, ist der Gegenstand des Menschenstudiums; und wie könnte dieses auf andere Weise mit Erfolge getrieben werden, als indem man die Menschen, wie sie von jeher waren, und wie sie dermalen sind, nach allen ihren Beschaffenheiten, Verhältnissen und Umständen kennen zu lernen sucht?

V.

Diese historische Kenntniß der vernünftigen Erdebewohner ist die Grundlage aller echt philosophischen Wissenschaft, welche die Natur und Bestimmung des Menschen, seine Rechte und seine Pflichten, die Ursachen seines Elendes und die Bedingungen seines Wohlstandes, die Mittel, jenes zu mindern und diesen zu befördern, kurz, das allgemeine Beste des menschlichen Geschlechtes zum Gegenstande hat. Um heraus zu bringen, was dem Menschen möglich ist, muß

man wissen, was er wirklich ist und wirklich geleistet hat. Um seinen Zustand zu verbessern und seinen Gebrechen abzuhelfen, muß man erst wissen, wo es ihm fehlt, und, woran es liegt, daß es nicht besser um ihn steht. Im Grunde ist also alle echte Menschenkenntniß historisch. Die Geschichte der Völker, nach ihrer ehemaligen und gegenwärtigen Beschaffenheit, in derjenigen Verbindung der Thatsachen und Begebenheiten, woraus man sieht, wie sie zusammen hangen, und wie die Wirkung oder der Erfolg des Einen wieder die Veranlassung oder Ursache des Andern wird — diese Philosophie der Menschengeschichte ist nichts Anderes, als Darstellung dessen, was sich mit den Menschen zugetragen und immerfort zuträgt; Darstellung eines immer fortlaufenden Factums, wozu man nicht anders gelangen kann, als indem man die Augen aufmacht und sieht, und indem diejenigen, welche mehr Gelegenheit als alle Andere gehabt haben, zu sehen, was zu sehen ist, ihre Beobachtungen den Andern mittheilen.

VI.

Aus diesem Gesichtspunkte sind alle Beiträge zu beurtheilen, welche von verständigen und erfahrenen Männern, von Seefahrern und Landfahrern, Reisigen und Fußgängern, Gelehrten und Ungelehrten (denn auch Ungelehrte können den Geist der Beobachtung haben und sehen oft aus gesundern Augen als Gelehrte von Profession) zur Erd- und Völkerkunde oder, mit einem Wort, zur Menschenkenntniß in größern oder kleinern Bruchstücken bekannt gemacht worden sind. Aus diesem Gesichtspunkte erkennt man ihre Schätzbarkeit und daß dem menschlichen Geschlecht überhaupt

und jedem Volke, jedem einzelnen Staatskörper und jedem einzelnen Menschen insbesondere daran gelegen ist, daß solcher Beiträge recht viele in dem allgemeinen Magazine der menschlichen Kenntnisse niedergelegt werden.

VII.

Insonderheit ist jedem großen Volke — und ganz vorzüglich dem unsrigen (dessen Staatskörper eine so sonderbare Gestalt hat und aus so mannigfaltigen und ungleichartigen Theilen mehr zufälliger Weise zusammen gewachsen, als planmäßig zusammen gesetzt ist), daran gelegen, seinen gegenwärtigen Zustand so genau als möglich zu kennen. Jeder noch so geringe Beitrag, der über die Beschaffenheit der Staatswirthschaft, Polizei, bürgerlichen und militärischen Verfassung, Religion, Sitten, öffentlichen Erziehung, Wissenschaften und Künste, Gewerbe, Landwirthschaft u. s. w. in jedem Theile unseres gemeinsamen Vaterlandes und über die Stufe der Cultur, Aufklärung, Humanisirung, Freiheit, Thätigkeit und Emporstrebung zum Bessern, die jeder derselben erreicht hat, einiges Licht verbreitet, jeder solche Beitrag ist schätzbar und verdient unsern Dank.

VIII.

Die erste und wesentlichste Eigenschaft eines Schriftstellers, welcher einen Beitrag zur Menschen- und Völkerkunde aus eigener Beobachtung liefert, ist: daß er den aufrichtigen Willen habe, die Wahrheit zu sagen, folglich keiner Leidenschaft, keiner vorgefaßten Meinung, keiner interessirten Privatabsicht wissentlich einigen Einfluß in seine Nachrichten

und Bemerkungen erlaube. Seine erste Pflicht ist Wahrhaftigkeit und Unparteilichkeit: und da wir zu Allem berechtigt sind, was eine nothwendige Bedingung der Erfüllung unsrer Pflicht ist; so ist auch, vermöge der Natur der Sache, Freimüthigkeit ein Recht, das keinem Schriftsteller dieser Classe streitig gemacht werden kann. Er muß die Wahrheit sagen wollen und sagen dürfen.

IX.

Diesemnach ist ein Schriftsteller vollkommen berechtigt, von dem Volke, über welches er uns seine Beobachtungen mittheilt, Alles zu sagen, was er gesehen hat, Gutes und Böses, Rühmliches und Tadelhaftes. Mit ungetreuen Gemälden, welche nur die schöne Seite darstellen und die fehlerhafte entweder ganz verdunkeln oder gar durch schmeichlerische Verschönerung verfälschen, ist der Welt nichts gedient.

X.

Niemand kann sich beleidigt halten, wenn man ihn abschildert, wie er ist. Die Höflichkeit, welche uns verbietet, einer Person in öffentlicher Gesellschaft ihre Fehler zu sagen, ist keine Pflicht des Schriftstellers, der vom Menschen überhaupt oder von Nationen, Staaten und Gemeinheiten (wie groß oder klein sie übrigens seyn mögen) zu sprechen hat. Eine Nation würde etwas Unbilliges verlangen und sich lächerlich vor der Welt machen, welche für ganz untadelig und von allen Seiten vollkommen gehalten seyn wollte; und ganz untadelig müßte sie doch seyn, wenn ein verständiger Beobachter gar nichts an ihr auszusetzen hätte. Alles, was

in solchem Falle die Ehrerbietung gegen eine ganze Nation oder Gemeinheit fordert, ist, in anständigen Ausdrücken, ohne Uebertreibung, Bitterkeit und Muthwillen von ihrer blinden Seite zu sprechen und vornehmlich seine Unpartei-lichkeit auch dadurch zu beweisen, daß man ihren Vorzügen und Allem, was an ihr zu rühmen ist, Gerechtigkeit wider-fahren lasse.

XI.

Zu Erlangung einer richtigen Kenntniß von Nationen und Zeitaltern ist hauptsächlich vonnöthen, daß man das Unterscheidende oder Charakteristische eines jeden Volkes, welches merkwürdig genug ist, um die öffentliche Aufmerksam-keit zu verdienen, kennen lerne. Dieses Charakteristische äußert sich gewöhnlich eben sowohl, ja oft noch stärker und auszeichnender, in Fehlern, als in Vollkommenheiten. Oft sind die Fehler nur ein Uebermaß von gewissen Eigenschaften, die in gehörigem Maße sehr löblich sind, wie zum Beispiel geziertes Wesen ein Uebermaaß von Eleganz ist. Nicht selten sind die Fehler an Nationen, eben so wie an einzelnen Menschen, blos natürliche (wiewohl allezeit verbesserliche) Folgen eben derjenigen Sinnesart, wodurch ein Volk zu ge-wissen Tugenden besonders aufgelegt ist, wie zum Beispiel die Nationaleitelkeit des französischen Volkes ein Fehler ist, den es nicht hätte, wenn nicht hohes Ehrgefühl, Liebe zum Ruhm und lebhafte Theilnehmung an Nationalehre Haupt-züge seines Charakters wären. Fehler dieser Art bemerken heißt nicht beleidigen, sondern einen Dank verdienenden Wink geben, wo und wie man in seiner Art besser und lobenswür-diger werden kann.

XII.

Ein unbefangener Beobachter, den die Natur mit Scharfsinn und Lebhaftigkeit des Geistes ausgesteuert, und die Philosophie mit dem richtigen Maßstabe dessen, was löblich, schön, anständig und schicklich oder das Gegentheil ist, versehen hat, sieht überall, wo er hinkommt, die Menschen und ihr Thun und Lassen, ihre Gewohnheiten und Eigenheiten, Schiefheiten und Albernheiten in ihrem natürlichen Lichte; und, ohne die mindeste Absicht, etwas lächerlich machen zu wollen, findet sich, daß man über das Lächerliche — lachen oder lächeln muß. Wohl dem Volke, das nur lächerliche Fehler hat!

XIII.

Zuweilen liegt der vermeinte Tadel, worüber man sich unzeitig beklagt, blos in der Vorstellungsart einer übermäßig reizbaren Selbstgefälligkeit. Als Xenophon seine zwei Gemälde von der spartanischen und athenischen Republik gegen einander stellte, schrieen die Athener, welche gewohnt waren, von ihren Sophisten und Lobrednern immer nur schmeichelhafte Dinge zu hören, über großes Unrecht; aber wir, die keinen Grund haben, weder Athenern noch Spartanern zu schmeicheln oder mehr Vorliebe für die Einen als für die Andern zu haben, wir finden, daß Xenophon den Athenern kein Unrecht that. Er sagt mit der ihm ganz eigenen Simplicität und Geradheit, was Jedermann, der nach Athen ging und mit seinen eigenen Augen sah, sehen mußte. Die Athener schrieen über Satire und Ironie, wo Xenophon weder an Satire noch Ironie gedacht hatte. Die Wahrheit

war, daß er sie blos in einen Spiegel schauen ließ. Sein Gemälde ist das Gemälde einer jeden Republik, in welcher das Volk die höchste Gewalt hat; und alle die besondern Züge, die nur auf die Athener zu passen scheinen, sind im Grunde bloße Modificationen, wovon der nähere Grund in ihrer Lage und in ihren äußern Umständen zu finden war. Ich kann die Verfassung der Athener nicht loben, sagt Xenophon; aber, da es ihnen einmal beliebt hat, sich eine solche Verfassung zu geben, so finde ich, daß sie sehr inconsequent seyn müßten, wenn sie anders wären, als sie sind. Man tadelt dieß und dieß und dieß an ihnen und überlegt nicht, daß sie, ihre Staatsverfassung vorausgesetzt, in Allem dem, weßwegen man sie tadelt, Recht haben. Sein Buch von der athenischen Republik ist daher, wenn man will, eine Satire und eine Apologie zu gleicher Zeit; in der That aber weder mehr noch weniger als eine historische Darstellung dessen, was die Athener in ihrer demokratischen Epoche waren, in ein solches Licht gestellt, daß man deutlich begreift, wie sie das waren, und warum sie es waren, und warum es unmöglich war, daß sie anders hätten seyn sollen, solange sie nicht die Quelle Alles dessen, was an ihnen tadelhaft war, ihre Verfassung, änderten.

Eine eben so simple, eben so getreue und ungeschmeichelte Darstellung dessen, was in unserm gegenwärtigen Zeitmomente jeder besondere Staat, jede große oder kleine Haupt-Residenz und freie Reichsstadt in Deutschland wirklich ist, wie jene Xenophontische von Sparta und Athen, würde ihrem Verfasser zwar wahrscheinlich viel Verdruß und keine öffentliche Danksagung im Namen Kaisers und Reichs zuziehen (wie ehedem Doctor Burnet für seine Whiggische Geschichte von England vom Ober- und Unterhause des großbritannischen

Parlaments erhielt), aber er würde eine solche Danksagung wenigstens verdienen; denn es wäre eine große Wohlthat, die er der Nation erwiese.

XIV.

Wer aus einem großen Staat in einen andern kommt, worin Verfassung und Einrichtung, Nationalcharakter und Nationalsitten mit jenem stark abstechen, zum Beispiel aus einem militärischen in einen, der seinen Wohlstand dem Frieden und den Künsten des Friedens zu danken hat, der bringt eine Disposition mit sich, vorzüglich Alles das zu bemerken, was den Unterschied zwischen beiden ausmacht, weil dieß gerade die Züge sind, die ihm am stärksten auffallen. Daher kommt es denn ganz natürlich, daß er ein Belieben daran findet, das Charakteristische der einen und der andern Nation gegen einander zu stellen und mit einander zu vergleichen — ein Verfahren, wodurch gemeiniglich heraus kommt, daß das, worin die eine sich besonders hervor thut, gerade nicht die glänzendste Seite der andern ist. Kein Volk, zumal ein kleines, kann alle mögliche Vorzüge beisammen haben; es gibt sogar einige, die einander ausschließen. Ich bin gewiß, daß ein Haufen edler junger Mitbürger und Cameraden des Alcibiades, ihrer Tapferkeit unbeschadet, gegen eben so viele spartanische Knasterbärte wie ein Trupp schöner Herren, die zum Tanze gehen, aussahen. Spartaner und Athener, Thebaner und Korinther (alte oder moderne) in einem Gemälde gegen einander contrastiren zu lassen, ist immer eine sehr unschuldige Sache, wiewohl die Einen auf die Andern wechselsweis ein nicht immer vortheilhaftes Licht werfen.

XV.

Was von Nationen gesagt worden, gilt auch von Regenten und großen Herren. August und Trajan, wenn man ihren Schmeichlern und Lobrednern glauben wollte, müßten keine Menschen, sondern Götter und Ideale aller Vollkommenheiten gewesen seyn. Eben so, wenn man den Büchermachern in ihren Zueignungsschriften und den Zeitungsschreibern, wenn sie Todesfälle und Thronbesteigungen ankündigen, und den Leichenpredigern oder Standrednern, wenn sie aus bezahlter Pflicht zum letztenmale loben, unbeschränkt glauben müßte; so wären alle unsere Regenten, vom ersten Monarchen in Europa bis zum kleinsten aller Dynasten im heiligen römischen Reiche, lauter Auguste und Trajane. Wollte Gott! Aber was ist — ist; und wie es überall in der Welt ist, das sieht, wer ein Paar gesunde Augen hat, und, wer nicht sehen kann, fühlt's. Regenten, die von ihrer Würde und von ihrem Amte die gehörige Empfindung haben, verachten solche Schmeicheleien und wissen, daß, wer das Herz hat, ihnen unangenehme Wahrheiten zu sagen, es gewiß ehrlich mit ihnen meint. Der beste Fürst ist der, dessen größter Wunsch ist, der beste Mensch unter seinem Volke zu seyn. Und gewiß, ein solcher kann und wird es nicht übel finden, wenn man ihm mit Bescheidenheit zu verstehen gibt, was die Nachwelt ohne Scheu heraus sagen wird, wenn es zu spät für ihn seyn wird, Nutzen daraus zu ziehen.

XVI.

So wie es keinen wissenschaftlichen Gegenstand gibt, den man nicht untersuchen, ja selbst keinen Glaubenspunkt,

den die Vernunft nicht beleuchten dürfte, um zu sehen, ob er glaubwürdig sey oder nicht: so gibt es auch keine historische und keine praktische Wahrheit, die man mit einem Interdict zu belegen oder für Contrebande zu erklären berechtigt wäre. Es ist widersinnig, Staatsgeheimnisse aus Dingen machen zu wollen, die aller Welt vor Augen liegen, oder übel zu nehmen, wenn Jemand der ganzen Welt sagt, was einige hunderttausend Menschen sehen, hören und fühlen.

XVII.

Ein Augenzeuge kann, ohne Schuld seines Willens, unrichtig sehen. Wer einem Andern, den er für glaubwürdig hält, etwas nachsagt, kann falsch berichtet worden seyn. Der aufmerksamste und scharfsinnigste Beobachter ist, wie alle Menschen, der Möglichkeit des Irrthums unterworfen und kann einen wichtigen Umstand übersehen oder Manches nicht aus seinem wahren Gesichtspunkt oder in dem gehörigsten Lichte gesehen haben. Es ist also kaum möglich, daß Schriften, worin Völker, Staaten, merkwürdige Menschen und Begebenheiten, Sitten der Zeit und dergleichen historisch geschildert werden, selbst bei dem reinsten Vorsatze, die Wahrheit zu sagen, von allen Unrichtigkeiten gänzlich frei seyn sollten. Auch ist es möglich, daß Jemand aus Unerfahrenheit oder Beschränktheit seiner Einsichten oder aus dunkeln Vorstellungen und Neigungen, die ohne sein Wissen auf seinen Willen wirken (zum Beispiel aus Vorliebe für sein eigenes Vaterland), zuweilen unrichtig sehen und urtheilen kann. Aber es wäre widersinnig, den Schluß hieraus zu ziehen, daß man also keine historische Schriften, keine Beiträge zur Völker- und Menschenkunde, keine Reisebeschreibungen und

keine Sammlungen solcher Thatsachen, deren Publicität der Welt nützlich ist oder werden kann, mehr bekannt machen dürfe. Alles, was daraus folgt, ist, daß ein Jeder, der die Sache besser zu wissen glaubt oder die Irrthümer eines Schriftstellers aufzudecken und zu berichtigen im Stande ist, nicht nur volle Befugniß, sondern sogar eine Art von Pflicht auf sich hat, der Welt damit zu dienen.

Das Geheimniß

des

Kosmopoliten-Ordens.

1788.

Einleitung.

Es werden ungefähr vierzehn Jahre seyn, daß der Geschichtschreiber der Abderiten bei Gelegenheit einer unvermutheten Zusammenkunft des Hippokrates und Demokritus die erste Nachricht von einer unsichtbaren Gesellschaft gab, welche bereits einige Jahrtausende unter dem Namen der Kosmopoliten existiren und, seinem Vorgeben nach, große Vorzüge vor allen anderen geheimen Gesellschaften und einen wichtigern und dauerhaftern Einfluß in die Dinge dieser Welt haben sollte, als irgend eine der letztern sich mit Grunde zuschreiben könne.

Das Wenige, was dem besagten Geschichtschreiber blos zufälliger Weise und im Vorbeigehen von diesem bisher unbekannten geheimen Orden entfallen war, erregte eine allgemeine Aufmerksamkeit, in deren Ursachen wir hier nicht eindringen begehren. Genug, je räthselhafter die Sache den meisten Lesern vorkam, je begieriger wurden sie, mehr von diesem Geheimnisse zu erfahren.

Diese Neugier mußte natürlicher Weise nicht wenig zunehmen, da bald hernach ein berühmter Mann desselben Jahrzehends in den dringenden Ermahnungen, die er schnell hinter einander an alle Stände und Classen der Nation ergehen ließ, um zu Ausführung eines der ganzen Welt unendlich wichtigen Instituts die geringe Summe von

dreißigtausend Thalern zusammen zu schießen, sich auch namentlich und mit ganz besonderm Nachdruck und Vertrauen an die Kosmopoliten wandte und dadurch das Daseyn dieser geheimen Gesellschaft (welches vorher noch von einigen Ungläubigen bezweifelt worden war) außer allen Widerspruch zu setzen schien.

In Kurzem erfolgte nun, was die Kosmopoliten voraus gesehen hatten. Da ihre Unsichtbarkeit nothwendig aus der Natur der Sache folgt; da überdieß keiner von ihnen ein Mitglied irgend einer andern geheimen Gesellschaft seyn kann, weil er von dem Augenblick an, da er sich zu einem solchen Schritt entschlösse, aufhörte, ein Kosmopolit zu seyn; und also, alles Forschens und leisen Anklopfens ungeachtet, die wirklichen Glieder dieses Ordens Allen, die nicht ihres Gleichen waren, verborgen blieben: so glaubten gewisse Leute, die um diese Zeit mit sehr weit aussehenden Entwürfen schwanger gingen, ein Großes zu Beschleunigung derselben zu thun und sich bei manchen einen desto leichtern Eingang zu verschaffen, wenn sie sich eines Namens, an welchen mehrere Jahre lang Niemand Anspruch zu machen schien, als einer gleichsam verlassenen Sache bemächtigten und sich, so oft es ihren Absichten zuträglich war, mit dem Kosmopoliten- oder Weltbürgertitel schmückten, um die Meinung von sich zu erwecken, als ob sie wirklich und ausschließlich im Besitze des Geheimnisses wären, wovon der Verfasser der Abderitengeschichte in einem so räthselhaften Tone gesprochen hatte.

Ob sie hierin blos als feine weltkluge Speculanten zu Werke gegangen, oder ob sie vielleicht in Allem diesem ehrlich zu seyn geglaubt und, selbst von der größten aller Zaubrerinnen getäuscht, sich wirklich eingebildet haben mögen, etwas zu seyn, was sie nicht waren, lassen wir dahin gestellt. Das

Letztere könnte um so eher zu glauben seyn, da sie, indem sie sich den Begriff eines Weltbürgers zu entwickeln suchten, sehr leicht auf die vermeinte Entdeckung fallen konnten, daß die Erleuchtung der Welt, wo nicht das einzige, doch wenigstens das vornehmste Mittel sey, wodurch die Kosmopoliten den ihnen zugeschriebenen großen Einfluß in die sublunarischen Dinge bewirkten.

Da der Erfolg, ungeachtet der glänzenden Aussichten, die den Menächmen der Kosmopoliten nichts Geringeres als das Imperium orbis zu verheißen schienen, ihren sanguinischen Hoffnungen nicht besser entsprach, als es jene (ohne ihre Feinde zu seyn oder nur einen Finger gegen sie zu rühren) voraus gesehen hatten; so wäre es ohne allen Nutzen, uns deutlicher über diesen Hergang zu erklären. Aber dieß glauben wir doch hinzu setzen zu müssen: daß man sich mächtig betrogen finden würde, wenn man sich schmeicheln wollte, mit irgend einem andern Losungsworte — zum Beispiel mit Aufklärung (das ohnehin der verunglückten Erleuchtung zu synonym ist, um sich ein viel besseres Schicksal zu versprechen), jemals glücklicher zu seyn. Denn die wahren Kosmopoliten können und werden es nicht länger zugeben, daß geheime Gesellschaften, die in ihrer ganzen innern Verfassung und in der Art und Weise, wie sie sich um das menschliche Geschlecht verdient machen wollen, so ganz das Gegentheil von ihnen sind, sich entweder ihres Namens anmaßen oder, unter welchem andern Namen es seyn möge, die Meinung von sich erwecken, als ob die Kosmopoliten mit ihnen einerlei Zweck und Mittel hätten und jemals, es sey durch den Beitritt einzelner Personen aus ihrem Mittel oder durch eine allgemeine Vereinigung, gemeine Sache mit ihnen zu machen fähig wären.

Das kürzeste und meines Erachtens auch das edelste Mittel, diesen Zweck zu erreichen und den Gaukelspielen aller gegenwärtigen und künftigen Pseudo-Kosmopoliten ein Ende zu machen (es wäre denn, daß die Welt schlechterdings mit sehenden Augen betrogen seyn wollte), ist unstreitig der Entschluß, den ich — mit vorausgesetzter unausbleiblicher Genehmigung und im Namen des ganzen Ordens — gefaßt habe, das, was bisher das Geheimniß desselben war, ohne alle Zurückhaltung so aufrichtig und deutlich bekannt zu machen, daß es auch dem einfältigsten Menschenkinde in Zukunft unmöglich seyn soll, echte und unechte Kosmopoliten jemals mit einander zu verwechseln.

Die Zeit ist endlich gekommen, wo nichts Gutes das Licht zu scheuen Ursache hat; wenigstens ist sie für unser Vaterland gekommen. Es gibt, Dank sey dem Himmel! keine Neronen und Domitiane unter uns, vor denen gute Menschen sich verbergen müßten. Wenn auch in vielen Gegenden die Rechte der Vernunft durch alte Vorurtheile noch geschmälert und angefochten werden; so ist doch keine Wahrheit, die sich nicht irgendwo in Germanien mit aufgedecktem Angesichte zeigen dürfte. Der freie Geist der Untersuchung hat in dem glücklichsten Zeitalter der Griechen (von welchen alle Aufklärung ausgegangen ist) mitten in Athen nie unbeschränkter wirken dürfen als in unsern Tagen; und selbst jeder Mißbrauch der Vernunft in speculativen Dingen hat (wie billig) keine andere Ahndung als die Zuchtruthe der Kritik zu scheuen. Und ist nicht die außerordentliche Duldung, welche man geheimen Verbindungen, die in keinem wohl policirten Staate geduldet zu werden hoffen durften, widerfahren ließ, ist nicht diese Duldung selbst der auffallendste Beweis, wie ganz unnöthig es ist, irgend einen löblichen

Zweck durch verborgene Wege und geheimnißvolle Mittel erzielen zu wollen?

Die Kosmopoliten können durch die Bekanntmachung ihres Geheimnisses in den Augen aller verständigen und guten Menschen nur gewinnen. — Es ist nicht das Geringste weder in ihrer Verfassung noch in ihrem Zwecke noch in ihren Mitteln, das sich hinter allegorische Schleier und in hieroglyphische Dunkelheit verbergen müßte. Sie dürfen der Welt zeigen, wer sie sind, und was sie im Schilde führen. — Ihr geheime Orden alle, wollt ihr uns von der Rechtmäßigkeit eurer Verfassungen, von der Lauterkeit eurer Absichten, von der Unschuld eurer Mittel überzeugen — so gehet hin und thut desgleichen!

Das Geheimniß der Kosmopoliten.

I.

Vor allen Dingen müssen wir uns, um auch dem Schatten eines Mißverstandes auszuweichen, erklären, in welchem Sinne die Kosmopoliten eine Art von geheimer Gesellschaft ausmachen.

Sie haben nämlich mit allen andern menschlichen Gesellschaften gemein, daß sie unter einerlei Gesetzen auf einen Zweck durch ähnliche und zusammen stimmende Mittel arbeiten. Sie unterscheiden sich hingegen von allen andern theils durch die Größe und Vollkommenheit ihres Zwecks, theils durch die Lauterkeit ihrer Grundsätze und Gesinnungen, theils durch die immer zweckmäßige Güte und reine Zusammenstimmung ihrer Arbeiten und Bestrebungen.

Eine geheime Gesellschaft aber können sie genannt werden, insofern dasjenige, was sie zu Kosmopoliten macht, den Augen des großen Haufens von jeher verborgen geblieben und vermöge seiner Natur so beschaffen ist, daß selbst nach gegenwärtiger gänzlicher Aufdeckung ihres Geheimnisses Mancher, wiewohl ohne unsere Schuld, wenig mehr davon begreifen wird als vorher.

Man sieht bereits aus diesem einzigen Merkmale, wie wesentlich sie von allen andern, sowohl öffentlichen als

geheimen Gesellschaften, Hetärien, Orden und Verbrüderungen verschieden sind.

Andere geheime Orden sind nur darum geheim, weil sie es seyn wollen. Es hängt blos von ihnen ab, so hört ihr vorgebliches Geheimniß auf, ein Geheimniß zu seyn, und die ganze Welt weiß so viel oder wenig davon als sie selbst; kurz, um Einer von ihnen zu seyn, braucht man nur von ihnen aufgenommen und in ihren Mysterien unterrichtet zu werden.

Mit den Kosmopoliten verhält es sich gerade umgekehrt. Man wird kein Kosmopolit durch Aufnahme und Unterricht; sondern man befindet sich in ihrer Gesellschaft, weil man ein Kosmopolit ist. Man wird dazu geboren, und der hinzukommende Unterricht trägt nicht mehr dazu bei, als Nahrung und Bewegung zum Wachsthum und zur Ausbildung eines thierischen Körpers beiträgt, ohne ihn darum zu etwas Andern machen zu können, als wozu ihm die Natur selbst die substantielle Form und innere Anlage gegeben hat.

II.

Die Kosmopoliten sind nicht nur durch keinen Eid zu Beobachtung eines unverbrüchlichen Geheimnisses gegen Alle, die nicht zu ihrem Orden gehören, verbunden: sondern sie behaupten sogar, daß keine Privatgesellschaft ohne ausdrückliche Erlaubniß des Staats, in welchem sie lebt, berechtigt seyn könne, ihren Gliedern einen solchen Eid aufzulegen; und sie erklären dergleichen geheime eidliche Verbindungen für unzulässig, wie unschuldig auch ihre ursprüngliche Absicht und Verfassung seyn möchte. Es ist augenscheinlich, sagen sie, daß eine eigenmächtige und von der höchsten Gewalt

nicht mit völliger Kenntniß der Sache autorisirte eidliche Verbindung eine Art von Zusammenverschwörung ist und einen Staat im Staat hervorbringt, der dem letztern auf vielerlei Art gefährlich und nachtheilig werden kann; zumal, wenn es blos in der Willkür der Zusammenverschwornen steht, die Anzahl ihrer Glieder auf so viele Tausende und Hunderttausende zu erstrecken, als ihnen beliebt. Nichts als die völligste Gewißheit, daß das gemeine Wesen durch kein anderes Mittel von seinem gänzlichen Verderben gerettet werden könnte, kann jemals eine solche geheime Conföderation rechtfertigen; denn ordentlicher Weise ist in keinem Staate Jemanden verwehrt, so viel Gutes zu thun, als er kann und will, insofern er nur in den Grenzen bleibt, die ihm die Verfassung und die öffentliche Ordnung und Ruhe vorschreiben. Und, gesetzt auch, diese Einschränkung wäre in einigen Staaten oder zu gewissen Zeiten so enge, daß mancher wohl gesinnte Mann nicht Alles thun könnte, wozu er einen Beruf in sich fühlt, so soll und muß er sich in dem Gedanken beruhigen, daß er als Mensch zu nichts verbunden ist, was er nicht ohne Verletzung seiner bürgerlichen Pflichten unternehmen könnte.

Die Versicherung, die eine solche zusammen verschworne geheime Gesellschaft von sich gibt, daß weder ihre Verfassung noch ihre Arbeiten dem Staate, der Religion, noch den Sitten nachtheilig sey, gesetzt auch, sie sey vollkommen aufrichtig, kann ihre Conföderation nicht unschuldiger noch rechtmäßiger machen; denn wer ist uns Bürge dafür, daß sie nicht dereinst werden, was sie jetzt nicht sind? Ueberdieß sind die Begriffe und Urtheile einzelner Menschen von so zusammengesetzten und äußerst verwickelten Gegenständen viel zu verschieden und unzuverlässig, als daß man es in einer Sache

wobei die Ruhe des Staats betroffen ist, darauf ankommen lassen könnte, ob diejenigen, die eine solche Gesellschaft leiten, immer richtig oder unrichtig urtheilen und nicht vielleicht Religion und Staat durch eben die Mittel, wodurch sie ihnen nützlich zu seyn wähnen, gegen ihre Meinung untergraben könnten.

Am allerwenigsten aber (sagen die Kosmopoliten) können sich solche zum Geheimniß verschworne Gesellschaften mit dem Beispiele der alten ägyptischen, eleusinischen und anderer Mysterien dieser Art rechtfertigen, mit welchen sie sich eine Aehnlichkeit zu geben suchen, die keinem Sachkundigen den zwischen ihnen obwaltenden wesentlichen Unterschied verbergen kann; denn jene Mysterien waren von den Gesetzgebern selbst angeordnet, machten einen Theil der politisch-religiösen Verfassung aus und standen unmittelbar unter der Oberaufsicht des Staats. Sobald die geheimen Orden sich gleicher Vorzüge werden rühmen können, wird ihnen Niemand ihre Rechtmäßigkeit streitig machen.

Das Erste also, worin sich die Kosmopoliten von allen geheimen Orden und Hetärien unterscheiden, ist, daß sie weder ein Geheimniß zu verbergen haben, noch aus ihren Grundsätzen und Gesinnungen eines machen. Die ganze Welt darf wissen, wie sie denken, was sie unternehmen, und welche Wege sie gehen. Sie lächeln über die Affectation, symbolische Bücher und Hieroglyphen aus der Kindheit der Welt herüber zu holen, um Wahrheiten, die Jedermann in der Schule schon gelernt hat, darein zu vermummen. Was für Weisheit, sagen sie, kann man sich von Männern versprechen, die mit der feierlichsten Miene von der Welt — Puppen an- und auskleiden, blinde Kuh spielen und Nadeln verstecken? Oder was für männliche Geschäfte können das seyn, die man durch

einen Schein von Rückfall in die erste Kindheit der Aufmerksamkeit der Verständigen entziehen will?

III.

Die Kosmopoliten führen den Namen der Weltbürger in der eigentlichsten und eminentesten Bedeutung. Denn sie betrachten alle Völker des Erdbodens als eben so viele Zweige einer einzigen Familie und das Universum als einen Staat, worin sie mit unzähligen andern vernünftigen Wesen Bürger sind, um unter allgemeinen Naturgesetzen die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern, indem jedes nach seiner besondern Art und Weise für seinen eigenen Wohlstand geschäftig ist.

Sie sind gleich weit von den beiden Extremen entfernt, dem Menschen entweder die erste Rolle im Weltall zu geben oder sein Daseyn für ein unbedeutendes Spiel des Zufalls, einen Traum ohne Zweck, Sinn und Zusammenhang anzusehen. Ohne sich der unmöglichen Bestimmung des eigentlichen Ranges, den er in der unendlichen Stadt Gottes einnimmt, anzumaßen — ohne (was eben so unmöglich ist) erforschen zu wollen, was er war, ehe er in seinen dermaligen Wirkungskreis gesetzt wurde, oder was er seyn wird, wenn er aufhört zu seyn, was er ist — überzeugt sie der Vorzug der Vernunft (die den Menschen über alle seine Mitbewohner dieses Sonnenstaubs im Universum, der für uns eine Welt ist, so hoch erhebt), daß der Mensch, seiner scheinbaren Kleinheit ungeachtet, nicht blos als organisirter und belebter Stoff ein blindes Werkzeug fremder Kräfte, sondern als denkendes und wollendes Wesen selbst eine wirkende Kraft ist und, auf diese zweifache Art in den allgemeinen Plan des Ganzen

verflochten, eine viel größere Rolle spielt, als er selbst zu übersehen fähig ist.

IV.

Aus dieser Ueberzeugung entspringt für die Kosmopoliten ein doppelter Grundsatz, der sie durch ihr ganzes Leben leitet.

Der erste ist: Alle Bestimmungen und Folgen ihres Daseyns, die nicht von ihrem Willen abhangen, alles anscheinende Böse, das sie entweder nicht voraussehen können oder, wenn sie es auch sahen, als natürliche Folge nothwendiger Collisionen oder Dissonanzen nicht vermeiden konnten, kurz, Alles, was sie, insofern sie blose Werkzeuge der Natur sind, unfreiwillig wirken oder leiden müssen, für etwas anzusehen, wofür sie sich selbst oder Andern eben so wenig verantwortlich sind, als für die Wirkungen der Gesetze des Stoßes, der Schwere oder irgend ein anderes Gesetz der Natur, dessen Wirkung nothwendig und unaufhaltbar ist.

Der andere ist: Alle ihre Aufmerksamkeit so viel möglich auf das zu richten, was von ihrem eigenen Verstand und Willen abhängt, was sie gut oder übel, besser oder schlechter machen können; in allen Dingen dieser Art, selbst in Kleinigkeiten, sich die möglichste Vollkommenheit zum Ziel zu setzen und hierin mit einer desto größern Strenge gegen sich selbst zu verfahren, je mehr Nachsicht Einer vom Andern sich versprechen könnte.

Die Natur (sagen sie) hat einem jeden Menschen die besondere Anlage zu dem, was er seyn soll, gegeben, und der Zusammenhang der Dinge setzt ihn in Umstände, die der Entwicklung derselben mehr oder weniger günstig sind; aber ihre

Ausbildung und Vollendung hat sie ihm selbst anvertraut. Ihm kommt es zu, was die Natur mangelhaft gelassen oder gar gefehlt hat, zu verbessern und seine Anlagen zu Kunstfertigkeiten zu erheben; es ist sein eigenes Interesse, und er kann kein angelegeneres Geschäft haben, als das Bestreben, der Vollkommenheit in seiner Art, die in gewissem Sinne keine Grenzen hat, so nahe zu kommen als möglich. Da der Plan seines Lebens nicht von ihm allein abhängt; da er zu jedem Gebrauche, den der oberste Regierer der Welt von ihm machen will, bereit seyn soll: so ist seine erste und höchste Pflicht, sich die möglichste Tauglichkeit zu erwerben.

Ein hoher Grad dieser Tauglichkeit, insofern er von Uebung, Fleiß, Anstrengung und Beharrung und also von unserem eigenen Willen abhängt, ist, was die Kosmopoliten Tugend nennen, und das Ideal derselben der Maßstab, wonach sie den Werth einzelner Personen bestimmen.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich der Unterschied zwischen Weltbewohnern und Weltbürgern. Die erstere Benennung kommt nicht nur allen Menschen, sondern selbst der ganzen Leiter der unter ihm herab steigenden Thiere zu; aber ein Bürger der Welt in der engern und edlern Bedeutung dieses Wortes kann nur derjenige heißen, den seine herrschenden Grundsätze und Gesinnungen durch ihre reine Zusammenstimmung mit der Natur tauglich machen, in seinem angewiesenen Kreise zum Besten der großen Stadt Gottes mitzuwirken. Nur der gute Bürger verdient diesen Namen vorzugsweise.

V.

Die Kosmopoliten haben und erkennen als solche keine andere Obere, als die Nothwendigkeit und das Naturgesetz

oder — was im Grunde eben dasselbe sagt — als das unerforschliche ewige Urwesen, welches der Anfang und das Ende aller Dinge ist.

Es würde ein sehr unbedeutendes Wortspiel seyn, wenn man darum auch von ihnen sagen wollte, daß sie unbekannte Obere hätten. Wie verborgen und unzugangbar uns auch der höchste Regierer des Weltalls ist, so wissen wir doch genug von seiner Regierung, um unbeschränktes Vertrauen zu ihr zu fassen, und genug von seinen Gesetzen, d. i. von dem, was in der intellectuellen und moralischen Welt, Ordnung, Uebereinstimmung und fortschreitende Vollkommenheit hervorbringt, um unsern Willen und unsere Wirksamkeit, insofern sie von unserem Willen abhängt, denselben gleichförmig zu machen.

Außer dieser Subordination herrscht unter allen Kosmopoliten eine so vollkommene Gleichheit, als mit ihrer individuellen Verschiedenheit nur immer bestehen kann. Ihre Vollmacht und Instruction erhalten sie aus den Händen der Natur. Es gibt keine andere Grade unter ihnen, als die Stufen ihrer Tauglichkeit und innern moralischen Güte. Und da sie keinen besondern geheimen Plan haben, in keiner geheimen Verbindung zu Bearbeitung weit aussehender Absichten stehen, keinen erloschenen Orden von den Todten zu erwecken, keine Kirchenvereinigungen zu Stande zu bringen suchen und nichts weniger im Schilde führen, als die Welt nach ihrem Sinne reformiren und vermittelst einer künstlich ausgedachten Maschinerie, die eine unaufhörliche Aufsicht und Nachhülfe erfordert, nach jesuitischer Art und Kunst regieren zu wollen; kurz, da sie keinen Staat im Staate vorstellen und von keinem gemeinschaftlichen Ordensinteresse wissen, welches mit dem Interesse der bürgerlichen oder kirchlichen Gesellschaft in

Collision kommen könnte oder wohl gar in einer beständigen absichtlichen Opposition mit demselben stände: so ist klar, daß sie keiner besondern Constitution, keiner hochwürdigen Obern, keiner geheimen Canzlei, keines Säckelmeisters und keiner gemeinschaftlichen Casse nöthig haben.

VI.

Dieses Allen ungeachtet ist in buchstäblichem Verstande wahr, was an einem andern Orte schon vor vierzehn Jahren von ihnen gesagt wurde, nämlich: daß sie, trotz aller Entfernung von Raum und Zeit, in der engsten Verbindung mit einander stehen, ohne Schiboleth oder abgeredete Zeichen einander bei der ersten Zusammenkunft erkennen und sogleich die besten und vertrautesten Freunde sind. Das ganze Geheimniß liegt in einer gewissen natürlichen Verwandtschaft und Sympathie, die sich im ganzen Universum zwischen sehr ähnlichen Wesen äußert, und in dem geistigen Bande, womit Wahrheit, Güte und Lauterkeit des Herzens edle Menschen zusammen kettet. Ich kenne kein stärkeres: wenigstens bedürfen die Kosmopoliten kein anderes, um eine Gemeinheit auszumachen, die an Ordnung und Harmonie alle andere menschliche Gesellschaften übertrifft.

VII.

Aus dem bisher Gesagten erhellet schon von selbst, daß die Kosmopoliten über das, was der Zweck ihres Ordens sey, nie in die seltsame Verlegenheit gerathen können, worin man wohl eher andere ansehnliche und weltberühmte Gesellschaften gesehen hat. Nie werden sie allgemeine oder besondere Synoden

ausschreiben müssen, um das Geheimniß ihres Geheimnisses ausfindig zu machen und auf die Fragen: wer sind wir? was wollen wir? wo kommen wir her? und wo zielen wir hin? wenigstens sich selbst eine befriedigende Antwort geben zu können. Es gibt in ihrem Mittel keine verschiedene Meinungen über ihren Zweck, keine Parteien, die nicht etwa nur in Vorstellungsarten verschieden, sondern sogar die Antipoden von einander sind und, wiewohl sie äußerlich ein Ganzes auszumachen scheinen, innerlich in einem so schlimmen Verhältniß mit einander stehen, daß der Zweck der Einen ist, das Werk der Andern zu zerstören. Die Kosmopoliten, so viele ihrer in der Welt verstreut leben, sind alle zusammen, in der schärfsten Bedeutung dieser Redensart, ein Herz und eine Seele: denn sie haben nur einen gemeinschaftlichen Zweck, an welchem sie alle, ohne Geräusch, ohne das klappernde Getöse eines schwerfalligen Räderwerks, im Verborgenen, wiewohl von Jedermann gesehen, jeder nach dem Maße seiner Kräfte und Mittel und nach dem Standpunkte, worauf er gesetzt ist, ruhig fortarbeiten.

Dieser Zweck ist an sich der einfachste, unschuldigste und wohlthätigste, der sich denken läßt; denn er ist weder mehr noch weniger, als was in folgender Formel enthalten ist: „Die Summe der Uebel, welche die Menschheit drücken, so viel ihnen, ohne selbst Unheil anzurichten, möglich ist, zu vermindern und die Summe des Guten in der Welt nach ihrem besten Vermögen zu vermehren.“ Sie sind sich bewußt, daß sie in jedem Augenblicke ihres Lebens den reinen und festen Willen haben, sich zu diesem Zwecke zu verwenden, der, ihrer Ueberzeugung nach, der Zweck ihres Daseyns ist und mit dem großen und letzten Zweck des ganzen Weltalls im reinsten Einklange steht. Sie können, als Menschen wie

Andere, im Besondern des besten Mittels oder des rechten Maßes oder der schicklichsten Zeit verfehlen, wiewohl ihnen dieß unendlich seltener als Andern begegnet: aber ihr Zweck ist immer der einzig wahre; und da eines ihrer Grundgesetze ist, nichts Gutes durch gewaltsame oder hinterlistige oder zweideutige, geschweige schändliche Mittel bewirken zu wollen, so ist es, wie gesagt, blos eine Folge der Schranken unserer Natur, wenn sie in besondern, oft sehr verwickelten Fällen ihres edeln Zwecks verfehlen. Dieser Fall muß bei ihnen nothwendig um so seltner seyn, da sie im Urtheilen von keinen Vorurtheilen und Wahnbegriffen, im Handeln weder von Nebenabsichten noch Leidenschaften getäuscht und irre geführt werden. Sie haben also den Vorzug vor Andern, daß nicht nur ihre Art zu denken immer gesund, und ihr Zweck immer lauter ist, sondern daß sie auch, so viel es das Loos der Menschheit zuläßt, ihren Grundsätzen immer gemäß handeln und daher immer sicher seyn können, das Gute wirklich zu thun, das sie thun wollen.

VIII.

Unter welcher Staatsverfassung ein Kosmopolit leben mag — es sey nun, daß er hierin blos von der Nothwendigkeit oder durch seine eigene Wahl bestimmt worden sey — so lebt er immer als ein guter und ruhiger Bürger. Die Grundsätze und Gesinnungen, die ihn zum Weltbürger machen, sind auch die Grundlage seines Wohlwollens gegen die besondere staatsbürgerliche Gesellschaft, deren Mitglied er ist; aber sie sind es auch, was den Wirkungen dieses Wohlwollens Schranken setzt.

Was man in den alten griechischen Republiken und bei den stolzen Bürgern jener Stadt, die zur Herrschaft über die Welt gestiftet zu seyn glaubte, Vaterlandsliebe nannte, ist eine mit den kosmopolitischen Grundbegriffen, Gesinnungen und Pflichten unverträgliche Leidenschaft. Kein Römer konnte ein Kosmopolit, kein Kosmopolit ein Römer seyn. Der einzige Pomponius Atticus machte vielleicht eine Ausnahme. Aber er war auch in der That, nach seinem Beinamen, mehr Athener als Römer; und was konnte er in seinen Verhältnissen während des Sturms, der die aristokratische Demokratie in Rom umstürzte, Weiseres und Besseres thun, als sich auf die Erfüllung seiner weltbürgerlichen Pflichten einzuschränken?

Der Kosmopolit befolgt alle Gesetze des Staats, worin er lebt, deren Weisheit, Gerechtigkeit und Gemeinnützigkeit offenkundig ist, als Weltbürger und unterwirft sich den übrigen aus Nothwendigkeit. Er meint es wohl mit seiner Nation; aber er meint es eben so wohl mit allen andern und ist unfähig, den Wohlstand, den Ruhm und die Größe seines Vaterlandes auf absichtliche Uebervortheilung und Unterdrückung anderer Staaten gründen zu wollen.

Die Kosmopoliten lassen sich daher niemals in besondere Verbindungen ein, die mit der Ausübung dieser Gesinnungen unverträglich wären. Sie entziehen sich aller Theilnehmung an einer Staatsverwaltung, wobei ihnen die entgegengesetzten Maximen als Grundregeln vorgeschrieben würden. Wenn es daher in irgend einem Staate von nicht ganz unbeträchtlicher Größe etwas noch Selteneres geben könnte, als einen Minister, der ein Kosmopolit wäre, so wär' es, wenn dieser Minister sich zehn Jahre lang hinter einander an seiner Stelle erhalten hätte.

IX.

Der Kosmopolit ist, vermöge seiner wesentlichsten Ordenspflichten, immer ein ruhiger Bürger, auch wenn er mit dem gegenwärtigen Zustande des gemeinen Wesens nicht zufrieden seyn kann. Aber, wiewohl dieses Letztere (aus einem Mangel an objectiven Beweggründen, woran er keine Schuld hat) zuweilen der Fall seyn muß; wiewohl er, mit dem besten Willen von der Welt, Alles, was gut ist, gut zu heißen, die Maßregeln und Handlungen der Vorsteher des Staats nicht immer besingen und beklatschen kann, ihre Schwächen, Untugenden, Schiefheiten, Mißgriffe, Inconsequenzen u. s. w. sehr wohl sieht und sehr ernstlich mißbilligt; — kurz, ob er gleich die Gebrechen der Staatsverfassung, Gesetzgebung, Polizei, Oekonomie und der ganzen Staatsverwaltung im Großen und Kleinen, auch vielleicht die Mittel, diesen Gebrechen abzuhelfen, kennt und nichts eifriger wünscht, als ihnen abgeholfen zu sehen; so kann man doch sicher darauf rechnen, daß er niemals, weder aus eigennützigen noch patriotischen Beweggründen, noch unter irgend einem andern Vorwande, die öffentliche Ruhe stören und irgend eine Verbesserung durch grundgesetzwidrige und gewaltsame Mittel zu bewirken trachten werde. Nie hat ein Kosmopolit an einer Zusammenverschwörung, an einem Aufruhr, an Erregung eines Bürgerkriegs, an einer gewaltsamen Revolution, an einem Königsmord absichtlichen Antheil gehabt, noch jemals diese oder ähnliche Mittel, die Welt zu verbessern, gebilligt, geschweige empfohlen und öffentlich zu rechtfertigen unternommen. Ein Timoleon, der sein Vaterland durch einen Brudermord in Freiheit setzte, Brutus und Cassius, welche Cäsarn zu einer Zeit ermordeten, da sein möglichst langes

Leben eine Wohlthat für die Welt gewesen wäre, Milton, der die Enthauptung Karls des Ersten öffentlich vertheidigte, Algernon Sidney, der gegen einen Tyrannen Alles für erlaubt hielt, waren republikanische Enthusiasten, keine Kosmopoliten.

Es fehlt zwar nicht an Beispielen, daß auch diese letztern gegen unerträgliche Mißbräuche der höchsten Gewalt, gegen politischen und religiösen Despotismus, gegen erweislich ungerechte und unvernünftige Gesetze, gegen eine unterdrückende Staatsverwaltung heilloser Minister und dergleichen in gewissem Sinne Partei gemacht und gearbeitet haben; aber nur, solange es durch rechtmäßige Mittel geschehen konnte. In solchen Fällen ist Widerstand sogar eine ihrer Ordenspflichten; nur sind ihnen dazu keine andere Waffen als die Waffen der Vernunft erlaubt. Diese mögen sie mit so viel Witz, Beredsamkeit, Scharfsinn und Stärke, als sie nur immer in ihrer Gewalt haben, zum Besten der guten Sache gebrauchen und in dieser Art von Krieg, vertheidigungs- und angriffsweise, so viel Verstand, Klugheit, Standhaftigkeit, Freimüthigkeit und Beharrlichkeit zeigen, als nur immer möglich ist; wenn sie Alles gethan haben, so haben sie weiter nichts als ihrer Kosmopolitenpflicht genug gethan.

Aber, sobald sie sehen, daß die brennenden Köpfe, die sich etwa an die Spitze der Bessergesinnten und der Unterdrückten stellen, solche Wege einschlagen, die durch ihre natürlichen Folgen den Staat gewaltsam erschüttern müssen; sobald es darauf angelegt wird, die abgezielten Verbesserungen theurer, als sie vielleicht werth sind, mit dem häuslichen Glücke, dem Wohlstand und dem Leben von Tausenden und Hunderttausenden zu erkaufen: dann ziehen sie sich zurück, arbeiten nun vielmehr, das im Staat angezündete Feuer zu

löschen, als die Flamme noch mehr anzublasen und zu unterhalten; und wenn die Stimme der Vernunft, die in allen Dingen Mäßigung gebietet, nicht mehr gehört wird, stehen sie lieber von allem Wirken ab, ehe sie Gefahr laufen wollten, wider ihre Absicht Schaden zu thun, und werden nicht eher wieder thätig, bis die Zeit gekommen ist, nach einem bessern Plane wieder aufzubauen, was unter den wilden Bewegungen des fanatischen Parteigeistes und des wüthenden Kampfes der willkürlichen Macht, die, sich zu erhalten, mit der beleidigten Menschheit, die sich frei zu machen und zu rächen sucht, zu Trümmern gehen mußte.

X.

Man hat den Kosmopoliten dieses Betragen von jeher für Menschenfurcht, Kleinmuth, Mangel an Eifer für die gute Sache und eigennützigen Egoismus ausgedeutet; und in der That können Leute, die keine Kosmopoliten sind, aus Feigheit und Mangel an edeln Gefühlen sich eben so zu betragen scheinen, wie jene.

Aber es ist, nach einer alten und sehr wahren Bemerkung, nicht immer einerlei, wenn Zwei dasselbe thun; und wie (mit Hallern zu reden) ein Narr thöricht sagen kann, was ein kluger Mann weislich sprach, so kann ein Mensch von kleiner Seele auf eine schlechte Art thun, was ein edler Mensch auf seine Weise thut. Der Grund des Betragens der Kosmopoliten in den vorbesagten Fällen ist ein Princip, das unter die ersten Grundgesetze ihres Ordens gehört, nämlich: „Daß in der moralischen Ordnung der Dinge (wie in der physischen) alle Bildung, alles Wachsthum, alle Fortschritte zur Vollkommenheit durch natürliche, sanfte und von

Moment zu Moment unmerkliche Bewegung, Nahrung und Entwicklung veranstaltet und zu Stande gebracht werden muß.“ — Alle plötzliche Störungen des Gleichgewichts der Kräfte, alle gewaltsame Mittel, um in kürzerer Zeit durch Sprünge zu bewirken, was nach dem ordentlichen Gange der Natur nur in viel längerer Zeit erwachsen konnte, alle Wirkungen, die so heftig sind, daß man das Maß der Kraft, die zu Hervorbringung der Sache nöthig und hinlänglich ist, nicht dabei berechnen kann, sondern immer Gefahr läuft, weit mehr, als nöthig ist, zu thun — kurz, alle tumultuarische Wirkungen der Leidenschaften nach den Richtungen einseitiger Vorstellungsarten und übertriebener Forderungen, wenn sie auch am Ende etwas Gutes hervorbringen sollten, zerstören zu gleicher Zeit so viel Gutes und richten, indem sie großen Uebeln steuern wollen, selbst so großes Uebel an, daß nur ein Gott fähig ist zu entscheiden, ob das Gute oder Böse, das auf diese Art gewirkt wird, das Uebergewicht habe.

Nach den Grundbegriffen der Kosmopoliten ist daher der Gewinn, den die Menschheit durch heftige und gewaltsame Mittel, sich in einen bessern Zustand zu setzen, erhält, mehr scheinbar als wirklich. Ihrer Ueberzeugung nach verliert sie dadurch immer auf der einen Seite, was sie auf der andern gewinnt, und würde in längerer Zeit, mit unendlich weniger Aufopferungen, das nämliche Gute oder vielmehr ein weit größeres erhalten haben, wenn die Vernunft allein die Kräfte, die dazu angewendet wurden, geleitet hätte. Ja selbst diesen mehrern Aufwand von Zeit sehen sie als keinen Verlust an, da vermöge der Natur der Dinge eine größere Vollkommenheit und Dauerhaftigkeit des Guten, das auf diesem natürlichen Wege gewonnen wird, die unfehlbare Frucht desselben ist.

Uebrigens ist die anscheinende Neutralität, welche von den Kosmopoliten in den meisten Fällen, wo der Staat in Parteien zerfällt, beobachtet wird, nichts weniger als Gleichgültigkeit gegen die gute Sache; sondern gerade ihr erleuchteter und wohl geordneter Eifer für die gute Sache ist die Ursache, warum sie sich (zwei Fälle allein ausgenommen) für keine Partei erklären. Gewöhnlich liegt die gute Sache zwischen den Parteien, deren keine weder ganz Recht noch ganz Unrecht hat, mehr oder weniger in der Mitte; und die Kosmopoliten, deren Urtheil von keinen Leidenschaften verfälscht, von keinen Nebenabsichten irre geführt wird, finden bei aller ihrer anscheinenden Ruhe und Unthätigkeit tausend Gelegenheiten und Mittel, viel Böses zu verhindern und viel Gutes zu thun, die ihnen entgehen würden, wenn sie sich öffentlich und ausschließlich für eine Partei erklärten.

Ich kenne (vorberührter Maßen) nur zwei Fälle, wo die Kosmopoliten sich mit einer Partei gegen eine andere vereinigen.

Der erste ist, wenn es moralisch gewiß ist, daß ihr öffentlicher Beitritt der guten Sache wirklich den Ausschlag geben würde; der andere, wenn eine offenbar Unrecht leidende Partei in Gefahr wäre, ohne ihren Beistand gänzlich unterdrückt zu werden, oder wenn eine Partei die andere mit einer die Menschlichkeit empörenden Grausamkeit behandelte. So konnte z. B. in den niederländischen Unruhen unter Philipp dem Zweiten und seinem teuflischen Werkzeuge, dem Herzog von Alba, kein Kosmopolit anders als Partei gegen diese Unmenschen nehmen. So würde (als ein Beispiel des ersten Falles), wenn die künftigen Repräsentanten der französischen Nation auf den guten Gedanken kämen, der willkürlichen Gewalt des Königs und seiner Minister

zweckmäßige und der Natur ihres Staates angemessene Schranken zu setzen, kein Kosmopolit einen Augenblick anstehen können, diese Partei, solange sie in den oben bezeichneten Grenzen bliebe, aus allen seinen Kräften zu unterstützen.

XI.

Die Kosmopoliten behaupten, es gebe nur eine Regierungsform, gegen welche gar nichts einzuwenden sey, und dieß ist, sagen sie, die Regierungsform der Vernunft. Sie bestände darin, wenn ein vernünftiges Volk von vernünftigen Vorgesetzten nach vernünftigen Gesetzen regiert würde. — Es braucht wohl kaum erinnert zu werden, daß das Wort vernünftig hier in seiner eigentlichen Bedeutung genommen wird, nicht in der, wo es die blose Fähigkeit, vernünftig zu werden, sondern in der, wo es die wirkliche Thätigkeit der Vernunft und die volle Ausübung der ihr zustehenden Herrschaft über den thierischen Theil der menschlichen Natur bezeichnet.

Daß diese Regierungsform noch unter die Dinge gehöre, die zwar Jedermann in gewissen Augenblicken wünscht, die aber noch nie da gewesen sind, wird schwerlich irgend ein vernünftiger Mensch zu leugnen begehren. Aber, daß sie nicht nur möglich sey, sondern daß alle bürgerliche Gesellschaft, vermöge einer innern Nothwendigkeit, nach ihr strebe und — wie langsam auch immer der Fortschritt seyn mag — ihr mit der Zeit immer näher komme, ist ein Lieblingsgesetz der Kosmopoliten, dessen Wahrheit auf keinem schwächern Grunde beruht, als auf dem großen, ihrer Meinung nach unumstößlichen moralischen Axiom: „Daß, vermöge einer unfehlbaren

Veranstaltung der Natur, das menschliche Geschlecht sich dem Ideal menschlicher Vollkommenheit und daraus entspringender Glückseligkeit immer nähere, ohne es jemals zu erreichen."

Ihrer Meinung nach sind alle bisher bekannte Regierungsformen eben so viele natürliche Stufen, auf welchen die menschliche Gesellschaft zur vollkommensten, zur Regierung der Vernunft empor steigt. Eine jede derselben bildete sich anfangs auf eine blos natürliche Art gleichsam von selbst, war fast immer das Werk zufälliger Ursachen, momentaner Bedürfnisse, persönlicher Vorzüge und Verdienste auf Seiten der Regenten, freiwilliger Zuneigung oder Dankbarkeit auf Seiten des Volks. Jede war den besondern Umständen des letztern, der niedrigern oder höhern Stufe seiner Cultur, dem Himmelsstrich, unter welchem es wohnte, der Lage und physischen Beschaffenheit des Landes, der Nahrung und Lebensweise, dem National-Temperamente u. s. w. bald mehr bald weniger angemessen.

In jenen ältesten Zeiten, die man mit Recht die Kindheit der Welt nennt, wirkte die Vernunft meistens nur als Instinct. Die Menschen, noch Kinder an Erfahrung, sinnlich, lebhaft, leichtsinnig, unruhig und ungeduldig wie die Kinder, sorgten immer nur für den gegenwärtigen Augenblick und sahen wenig mehr als Kinder — von der Zukunft, d. i. von den natürlichen, aber langsamen Folgen des Gegenwärtigen, voraus. Wenige unter den Völkern der ältern Zeiten wußten den Werth der Freiheit gehörig zu schätzen; noch wenigere wußten Freiheit mit bürgerlicher Ordnung und die Künste des Kriegs (der gewissermaßen der natürliche Zustand roher Menschen ist) mit den Künsten des Friedens zu verbinden. Die Griechen wußten es, und durch sie —

deren Verdienste um die Menschheit nie genug erkannt werden können — wurde Europa nach und nach, was es ist und vermuthlich immer bleiben wird, das wahre Vaterland der Künste und Wissenschaften, der Welttheil, worin die Cultur aufs Höchste gestiegen, und der, wiewohl der kleinste, kraft der unendlichen Obermacht, welche seine Bewohner durch die ungleich größere und immer fortschreitende Ausbildung aller menschlichen Naturfähigkeiten über die übrigen Völker des Erdbodens erhalten, auf immer der herrschende geworden ist.

Aus bekannten Ursachen erfolgte indessen die eben so bekannte Wirkung, daß — bei dem schnellsten Fortschritte der Cultur in einzelnen Künsten und Wissenschaften, die von der Erfindsamkeit, der Betriebsamkeit, dem hartnäckigen Fleiß und dem Wetteifer, den die Mitbewerbung hervorbringt, abhangen — die höchste Kunst aller Künste, die königliche Kunst, Völker durch Gesetzgebung und Staatsverwaltung in einen glücklichen Zustand zu setzen und darin zu erhalten, verhältnißmäßig am weitesten zurück geblieben ist. Noch immer liegt der größere und schönere Theil von Europa unter einem die edelsten Kräfte der Menschheit erstickenden Drucke, dem schweren Druck der Ueberreste der barbarischen Verfassung, der Unwissenheit und der Irrthümer eines rohen und finstern Jahrtausends. Noch sind in einigen unsrer mächtigsten Reiche die Rechte des Throns nicht aus einander gesetzt, nicht gegen einander abgewogen und dem ersten Grundgesetz aller bürgerlichen Gesellschaft gemäß bestimmt. Noch gibt es Staaten, wo nicht die allgemeine Vernunft, sondern der oft sehr blödsichtige Verstand und der schwankende Wille eines Einzigen oder der Wenigen, die sich seiner Autorität zu bemächtigen wissen, die Quelle der Gesetze ist. Noch wird das, was man Justizpflege nennt, in den meisten Ländern durch

barbarische oder schlecht zusammen hangende und auf Zeit und Umstände übel passende Gesetze geschändet. Noch ist in vielen Staaten nichts ungewisser, als die Sicherheit des Eigenthums, der Ehre, der Freiheit und des Lebens der Bürger. — Und Alles dieß in Europa! in einem Jahrhundert, wo Kunst und Wissenschaft, Geschmack, Aufklärung und Verfeinerung in verhältnißmäßig kurzer Zeit Stufen erstiegen haben, von deren Höhe man mit einer Art von Schwindel auf die vorigen Jahrhunderte herunter sieht!

Aber auch in diesen wichtigen und zum Glück der Völker so wesentlichen Stücken scheint sich (wenn uns unser Vertrauen nicht betrügt) der gegenwärtige Zustand von Europa einer wohlthätigen Revolution zu nähern; einer Revolution, die nicht durch wilde Empörungen und Bürgerkriege, sondern durch ruhige, unerschütterlich standhafte Beharrlichkeit bei einem pflichtmäßigen Widerstand — nicht durch das verderbliche Ringen der Leidenschaften mit Leidenschaften, der Gewalt mit Gewalt, sondern durch die sanfte, überzeugende und zuletzt unwiderstehliche Uebermacht der Vernunft bewirkt werden wird; kurz, einer Revolution, die, ohne Europa mit Menschenblut zu überschwemmen und in Feuer und Flammen zu setzen, das blose wohlthätige Werk der Belehrung der Menschen über ihr wahres Interesse, über ihre Rechte und Pflichten, über den Zweck ihres Daseyns und die einzigen Mittel, wodurch derselbe sicher und unfehlbar erreicht werden kann, seyn wird. — Was zu diesem Ende im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts schon geschehen, ist bekannt: was im Werden ist, wird vielleicht noch vor Verfluß desselben entschieden und von den wichtigsten Folgen seyn; und man kann sich darauf verlassen, daß die Kosmopoliten bei Allem diesem keine müßige Zuschauer abgeben.

XII.

Es erhellet aus dem vorhin Gesagten, daß die Kosmopoliten die noch jetzt bestehenden Regierungsformen, so zu sagen, als blose Gerüste zu Aufführung jenes ewig bestehenden Tempels der allgemeinen Glückseligkeit betrachten, woran in gewissem Sinne alle vorgehende Jahrhunderte gearbeitet haben.

Aber Despotismus ist nach ihren Begriffen eine barbarische Regierungsform, welche, um lange bestehen zu können, Umstände und Bedingungen voraussetzt, die bei den aufgehellteren Nationen Europens nicht mehr denkbar sind. Ueberhaupt ist er diesem Welttheile, selbst in den Zeiten, die der Cultur und Aufklärung vorher gegangen, immer unbekannt gewesen. Jahrtausende lang war Freiheit das Element sowohl seiner rohen, als seiner policirten und gebildeten Bewohner. Alle Stifter der heutigen europäischen Reiche waren Anführer freier Menschen; und wo findet sich (ein einziges nordisches ausgenommen) eine öffentliche Acte, wodurch in einem der übrigen das Volk förmlich und feierlich seinem Freiheitsrecht entsagt hätte? Kann nicht vielmehr im Gegentheil aus der Geschichte deutlich dargethan werden, daß Alles, was der Thron in einigen Staaten über die unleugbaren Rechte der Nation gewonnen hat, entweder hinterlistig erschlichen oder gewaltsamer Weise usurpirt und erzwungen worden ist? Aber, könnte man auch beweisen, daß unsere Vorfahren jemals dumm genug gewesen wären, in ihre Unterdrückung einzuwilligen und es auf die blose Willkür eines oder mehrerer Menschen ankommen zu lassen, wie er oder sie über ihre Personen und ihr Eigenthum schalten wollten; was könnte eine solche Thatsache im Wege des Rechts den

Ansprüchen ihrer Nachkommenschaft schaden? Gegen die ewigen Gesetze der Vernunft, gegen die wesentlichen Rechte der Menschheit, gilt kein Verzicht, keine Verjährung, keine Versäumung der Gelegenheit, sie geltend zu machen oder anzusprechen. Das Erste, was Menschen, unter welcher Regierungsverfassung sie leben, zu fordern haben, und was ihnen nur ein erklärter Tyrann streitig machen könnte, ist, „Menschen zu seyn," — und Menschen können sie nicht seyn, wenn sie Sklaven sind.

Die Anwendung dieser großen Grundwahrheit, die auch der schamloseste Schmeichler und verworfenste Knecht der Gewalthaber zu leugnen sich nicht unterstehen darf, ist reich und fruchtbar an eben so unleugbaren Folgerungen, die den Kosmopoliten gegründete Hoffnung geben, daß Europa zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts dem, was sie die Regierungsform der Vernunft nennen, um ein Großes näher gekommen seyn werde, als es dermalen ist. Das wohlthätige Licht, das sich immer weiter über diesen Welttheil ausbreitet, immer tiefer eindringt und auch das vorgebliche heilige Dunkel der falschen Staatskunst bis in seine geheimsten Höhlen und Winkel durchleuchtet, wird die Völker sowohl als die Regenten immer besser und gründlicher, jene über den Umfang ihrer Rechte und die Grenzen ihrer Pflichten, diese hingegen, umgekehrt, über die so oft überschrittenen Schranken ihrer Rechte und die so oft vergessene Größe ihrer Pflichten belehren. Jene werden einsehen lernen, daß nur ein Blödsinniger sich zumuthen läßt, Gold für gelbe Blätter hinzugeben und sich vor Blitzen von Bärlappenstaub zu fürchten; — daß nur Schafe einem Herrn unterthänig sind, der sie blos darum weiden läßt, um sie zu scheren und, sobald es ihm einfällt oder gelegen ist, abzuschlachten; — und daß es

nur an ihnen liegt, Spinnefäden, die sie in einer seltsamen Verblendung für unzerreißliche Stricke gehalten haben, für Spinnefäden zu erkennen. Auf der andern Seite wird die allmächtige Noth endlich auch den Regenten, die dessen bedürfen, die Augen öffnen und sie aus der traumähnlichen Täuschung erwecken, worin die meisten von ihnen ihr eigenes wahres Interesse von jeher so sehr verkannt haben. Aus innerster Ueberzeugung, daß es für die Inhaber der obersten Staatsgewalt unendliche Mal besser ist, über freie, thätige und glückliche Menschen, als über thierische, muthlose, langsam verhungernde Sklaven — besser, über volkreiche, blühende und überall durch die Wirkungen des Fleißes, der Betriebsamkeit, der Künste und des Reichthums verschönerte Länder, als über armselige Hütten und verwildernde Einöden zu regieren — werden sie sich willig der verhaßten Macht, gegen ihre Absicht Unheil anzurichten, entäußern, um desto unbeschränkter nichts als Gutes thun zu können; und indem sie sich einer Art von Gewalt, die keinem Gott, geschweige einem Menschen zukommen kann, begeben, werden sie aus innerer Ueberzeugung nichts verlieren, wohl aber sehr viel zu gewinnen glauben.

Es wäre wohl zu sanguinisch gehofft, wenn wir uns eine so wohlthätige Revolution von einem großmüthigen Entschluß, ihren eigenen Vortheil dem allgemeinen Besten aufzuopfern, versprechen wollten; aber, da sie so augenscheinlich ihr eignes höchstes Interesse ist, so läßt sich mit bestem Grund erwarten, daß die Zeit, wo eine so evidente Wahrheit auch bis zu ihnen durchdringen wird, nicht mehr so ferne sey, als viele Kleingläubige sich einbilden. Noth lehrt nicht nur beten; sie lehrt auch denken: und wenn man erwägt, wie groß und wie ausgebreitet oft der Nutzen eines

einzigen vernünftigen Gedankens ist, den ein Regent zu rechter Zeit hat; so können die Freunde der Menschheit nicht umhin, sich zu freuen, daß manche es so eifrig darauf angelegt zu haben scheinen, sich recht bald in diese heilsame Nothwendigkeit zu setzen.

XIII.

Da die vernunftmäßigste Verfassung und Regierung der Völker, welcher (nach dem System der Kosmopoliten) der ganze Zusammenhang der menschlichen Dinge mit langsamen, aber desto festern Schritten sich nähert, durch nichts mehr beschleunigt werden kann, als durch die möglichste Cultur der Vernunft, die möglichste Ausbreitung aller Grundwahrheiten, die möglichste Publicität aller Thatsachen, Beobachtungen, Entdeckungen, Untersuchungen, Vorschläge zu Verbesserungen oder Warnungen vor Schaden, deren Bekanntmachung einzelnen Gesellschaften und Staaten oder dem menschlichen Geschlechte überhaupt nützlich seyn kann; so betrachten die Kosmopoliten die Freiheit der Presse, ohne welche dieß Alles nicht bewerkstelliget werden könnte, als das dermalige wahre Palladium der Menschheit, von dessen Erhaltung alle Hoffnung einer bessern Zukunft abhängt, dessen Verlust hingegen eine lange und schreckliche Folge unabsehbarer Uebel nach sich ziehen würde.

Man beurtheile diese Sache weder einseitig noch obenhin! Wir wissen, was sich in einer lustigen Laune darüber witzeln oder in einer finstern darüber seufzen läßt; und eben so bekannt sind uns die mehr oder weniger scheinbaren Gründe, womit man eine vorgebliche Nothwendigkeit, der Preßfreiheit willkürliche Schranken zu setzen, aufstutzen und anstreichen

will. Aber sie fallen von sich selbst zusammen, wenn man bedenkt, daß die Freiheit selbst verloren ist, sobald ihr andere und engere Schranken gesetzt werden, als die Natur der Sache zuläßt. Nun ist aber schon längst unumstößlich erwiesen, daß man der Preßfreiheit (ohne sie nach und nach so lange zu beschneiden, bis nichts mehr von ihr übrig bliebe) gar keine andere Schranken setzen darf, als diejenigen, die jedem Schriftsteller, Buchhändler und Buchdrucker durch das gemeine bürgerliche und peinliche Recht gesetzt sind. Alle Schriften nämlich, deren Bekanntmachung in jedem policirten Staate, wie groß auch die persönliche Freiheit in demselben seyn mag, ein Verbrechen ist und es vermöge der Natur der Sache seyn muß — also Schriften, welche solche directe Beleidigungen einzelner benannter oder deutlich bezeichneter Personen enthalten, die in den bürgerlichen Gesetzen verboten und verpönt sind — Schriften, welche geradezu Aufruhr und Empörung gegen die gesetzmäßige Obrigkeit zu erregen suchen — Schriften, welche geradezu gegen die gesetzmäßige Grundverfassung des Staats gerichtet sind — Schriften, welche geradezu auf den Umsturz aller Religion, Sittlichkeit und bürgerlichen Ordnung arbeiten — alle solche Schriften sind in jedem Staat eben so gewiß strafwürdig als Hochverrath, Diebstahl, Meuchelmord u. s. w. Aber das Wörtchen direct oder geradezu ist hier nichts weniger als müßig; es ist so wesentlich, daß die ganze Strafwürdigkeit einer angeklagten Schrift gänzlich auf ihm beruhet. Denn, sobald es irgend einem bestellten Büchercensor oder dem bürgerlichen Richter erlaubt wäre, eine Schrift durch Folgerungen, die von seiner Vorstellungsart, seiner besondern Meinung oder seinen Vorurtheilen, dem Grade seines Verstandes oder Unverstandes, seiner Sachkenntniß oder Unwissenheit, der Schiefheit

oder Richtigkeit seines innern Auges, der Lauterkeit oder Verdorbenheit seines Gefühls und Geschmacks abhingen, zu richten — welches Buch wäre vor der Verdammung sicher? Und wissen wir nicht aus der Erfahrung, daß in Ländern, wo eine so willkürliche Censur herrscht, gerade die vortrefflichsten Bücher die ersten sind, die in das Verzeichniß der verbotenen gesetzt werden?

Es sey also, daß man, um ein Amt mehr zu haben, einen Büchercensor bestellen will, oder daß die Untersuchung über Schriften, die als verbrecherisch angegeben werden, dem ordentlichen Richter überlassen bleibt; immer ist unleugbar, daß jener nur solche Bücher verbieten kann, dessen Verfasser dadurch ein Verbrechen begangen hat, worüber dem bürgerlichen Richter die Erkenntniß zusteht. Ueber die Frage, ob der Inhalt des Buches alt oder neu, interessant oder unbedeutend, nützlich oder schädlich sey, ob der Autor wohl oder übel raisonnire, hat kein anderer Censor zu erkennen als das Publicum und die Zeit, welche die entscheidenden Stimmen sammelt und bekannt macht; viel weniger kann aus irgend einem solchen Vorwand ein Buch mit Gewalt unterdrückt werden, ohne sich an den wesentlichsten Rechten der Gelehrten-Republik zu vergreifen, die (eben so wie die christliche) vom Staat ganz unabhängig ist, solange sie nichts gegen seine Grundsätze unternimmt. Die Wissenschaften, die Literatur und die Buchdruckerkunst, die edelste und nützlichste aller Erfindungen, die seit Erfindung der alphabetischen Schreibekunst gemacht worden sind, gehören nicht diesem oder jenem Staate, sondern dem menschlichen Geschlechte zu. Wohl dem Volke, das ihren Werth zu schätzen weiß, sie aufnimmt, pflegt, aufmuntert, schützt und in der Freiheit, die ihr Element ist, ungehindert leben und weben läßt!

Vor allen andern Völkern hat die deutsche Nation vorzüglich Ursache, eine Beschützerin der Preßfreiheit zu seyn; sie, in deren Schoße zuerst die Erfinder der Typographie und bald darauf die muthvollen Männer entstanden sind, die blos durch den freien Gebrauch, den sie von jener machten, fähig wurden, die Hälfte Europens von der Tyrannei des römischen Hofes zu befreien, die Rechte der Vernunft gegen uralte Vorurtheile zu behaupten und den unabhängigen Geist der Untersuchung, der nach und nach über alle Gegenstände der menschlichen Kenntniß ein so wohlthätiges Licht verbreitete, aus einem mehr als tausendjährigen Schlummer aufzuwecken. Wie übel stände es uns an, unsere eigenen Wohlthaten wieder zurück nehmen, den Fortgang der Wissenschaften mitten in ihrem muntersten Lauf aufhalten und der Aufklärung, der wir so viel Gutes schon zu danken haben, und von welcher wir und unsere Nachkommen noch so viel Besseres uns versprechen dürfen, unnatürliche Grenzen setzen zu wollen, da sie doch vermöge der Natur des menschlichen Geistes eben so grenzenlos ist als die Vollkommenheit, wozu die Menschheit mit ihrer Hülfe gelangen kann und soll!

Uebrigens werden die Kosmopoliten nie ein Geheimniß daraus machen, daß die Preßfreiheit keinen eifrigern Verfechter haben kann, als ihren Orden; da sie in der That das einzige Mittel ist, wodurch er zur Beförderung seines oben angezeigten Zwecks in einem größern und seinen Kräften angemessenen Kreise thätig seyn und dadurch eine seiner wesentlichsten Pflichten erfüllen kann. Wahrlich, wenn diejenigen, die kein höheres Interesse kennen als Wahrheit, nicht frei sollten reden dürfen, „so müßten endlich — die Steine zu schreien anfangen.“

Anmerkungen.

Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen.

(Aus der Gruber'schen Ausgabe von 1821 aufgenommen.)

Wenn Wieland bei dem neuen Abdruck dieser Abhandlung im Jahr 1797 den Leser bittet, nicht außer Acht zu lassen, daß der größte Theil derselben im Jahr 1787 geschrieben sey; so muß dieß bei einem wiederholten Abdruck im Jahr 1821 mancherlei Betrachtungen veranlassen: denn wem kann es gleichgültig seyn, ob die, wahrscheinlich durch französische Bulletins so beliebt gewordenen retrograden Bewegungen auch in diesem Punkte Freunde gefunden haben? Theologen und Aerzte, Philosophen und Aesthetiker wetteiferten mit einander, uns in die angenehmen Schatten der Vorwelt zurückzuführen, und wir wissen Alle, daß es Vielen mit der Vernunft erging, wie den Kindern, die den ausgehenden Vater quälen, daß er sie mitnehme, anfangs vor Freuden voraus springen, allmählich zurückbleiben, nun alle Augenblicke fragen, ob sie nicht bald an Ort und Stelle sind, und endlich auf halbem Wege weinend bitten, sie wieder zur Mutter zurückzubringen Andern, schon Erwachsenen, ging es wie Petern in der Fremde, von welchem der wackere Meister Grübel erzählt. Er war so weit gegangen, bis er an eine Stelle kam, wo sich der Weg schied, und da er nun nicht wußte, ob rechts oder links, und ihm dabei bedenklich vorkam, daß es zwar jetzt noch nicht schneie, aber bald schneien könne, so hielt er's für viel sicherer, lieber gerades Wegs wieder umzukehren und ganz zu Hause zu bleiben. Peters argumentum ex tuto hat durch die französische Revolution und ihre Folgen eine bis zum Erstaunen weit ausgebreitete Wirksamkeit erhalten. Nur Wenige von denen, die an den Scheideweg kamen, hatten Muth genug, auf gut Glück vorwärts zu gehen, die Meisten stutzten, und, statt zu überlegen, ob rechts oder links, fragten sie: vor- oder rückwärts? Halb Europa steht bedenklich an

diesem Punkte still, und Manche sind der Meinung, daß dieß der Vernunft nichts Gutes bedeute. So argwöhnisch oder furchtsam bin ich aber nicht; denn es fehlt doch auch gar viel, daß die Vernunftscheu unserer Zeit allgemeiner wäre, als die Herrschaft der Vernunft oder auch nur die Liebe zu ihr jemals gewesen ist. Wie Viele auch ihre geheimen Gründe haben mögen, zu wünschen, daß (nach einer sehr mißverstandenen Stelle) die Vernunft gefangen werde unter den Gehorsam des Glaubens; wie Viele auch (vergessend der alten Schmach und Bedrückung) eine Hierarchie zurücksehnen mögen, während Andere die Reformation bald als einen Abfall von dem Christenthume, bald gar von dem — deutschen Reiche darstellen: so lange sie nicht bewerkstelligen können, daß America nicht entdeckt ist, daß die Griechen von den Türken nicht vertrieben sind, daß Copernicus, Galilei, Newton, Lavoisier nicht gelebt haben, daß der Orient durch viele Reisen und der Engländer Eroberungen in Ostindien nicht bekannter, historische Kritik nicht geübt worden ist; so lange ist auch an Unterdrückung der Vernunft nicht zu denken. Menschen, bei denen die Phantasie statt der Vernunft, dunkle Gefühle statt heller Begriffe herrschen, wird es zu allen Zeiten geben; haben aber die, die wir aus der nächsten Vergangenheit kennen, mehr als ein vorübergehendes Aufsehen erregt? Hat sich die Bewunderung nicht bald in Verwunderung aufgelöst? Schlimmer aber scheint freilich etwas, als es sonst war. An die Stelle blinder Glaubenseiferer, die sich selten gemacht haben, sind Sophisten getreten, die mit dialektisch-rhetorischen Kunststücken aller Art dem blos Positiven den Schein der Philosophie ankünstelten; Staatsmänner haben Gefahr in der Abweichung vom Positiven finden wollen; und selbst Regierungen sollen an der Zeit so irre geworden seyn, daß sie bei der Krisis derselben eine Neigung zu der alten Hierarchie empfunden hätten. Wenn nun diese Alle sich die Hand böten, könnte daraus nicht ein gefährliches Bündniß gegen die Vernunft entstehen? — Allerdings nicht unmöglich; mit Gewißheit aber auch vorauszusagen, daß es nicht siegen werde. Die Vernunft dulde nur auch nicht, daß Schwärmerei ihre Maske vornehme; denn was hat der guten Sache der Vernunft in unserer Zeit geschadet als dieß? Vernunft ist zwar wohl vereinbar mit Begeisterung, aber eben so wenig mit Schwärmerei (welche Schwarm macht) als mit dialektischen Fechterstreichen (durch die man in dem Schwarme seinen Vortheil absieht); in ihrer Einfachheit und in der Ueberzeugung, die sie bewirkt, daß sie nie eine andere als die gute und gerechte Sache führen könne, darin liegt ihre Macht. Und so zeige sie sich in Wielands Abhandlung nochmals und wirke auch in unserer Zeit — was sie kann; nach abermals 24 Jahren aber entscheide man darüber, ob Wieland auf die Zeit ihrer Entstehung aufmerksam machte, weil er glaubte,

die spätere Zeit sey in der Vernunft so weit vorgeschritten, daß sie einer solchen Abhandlung gar nicht mehr bedurft habe.

Sendschreiben des Verfassers.

S. 8. **Ueber die Toleranz — Voltaire. Traité sur la Tolérance. à l'occasion de la mort de Jean Calas 1763.** Uebersetzt von Riem, Berlin 1789. — Gleichzeitig mit dieser Schrift erschien aber eine andere unter dem Titel: **L'accord de la Réligion et de l'Humanité**, worin die Verfolgung der Ketzer, als Feinde Gottes mit Stellen des alten Testamentes vertheidigt wurde. — Der Verfasser hätte mit Recht auch behaupten können, daß Intoleranz ganz unbezweifelt ein patristisches Dogma sey; würde er aber darum ein größeres Recht zu ihrer Vertheidigung gehabt haben? Diese Frage muß jedem Verständigen ganz überflüssig scheinen und würde es auch seyn, wenn es nicht eine Classe von — protestantischen — Theologen gäbe, welche seit der Zeit, wo die Aufklärung den Reiz der Neuheit verloren hatte, ihren Ruhm in neuer Aufstutzung des Alten sucht und unter dem Vorwande, das Positive zu stützen, dogmatisch aufstellt, was nur historisch aufgestellt werden dürfte. — Wohin führt aber dieß? — Man denke an Herrn Claus Harms und seine 95 Theses!

Und lieferte nicht unsere Zeit zu jedem Beispiele der Intoleranz, welches Wieland anführte, neue Belege? Hat man nicht auch jetzt die Juden entweder in das Christenthum hinein oder aus der christlichen Welt hinaus prügeln wollen? Kam nicht das Inquisitionsgericht ebenfalls wieder zum Vorschein? Nur ein Unterschied scheint stattzufinden, daß nämlich die Katholiken während dieser Zeit toleranter geworden sind als die Protestanten. Man denke nur an Wien und Bayern im Gegensatz mancher preußischer Synoden bei Gelegenheit der Vereinigung beider evangelischen Religionsparteien! Daß die alten Zionswächter auch junge Mannschaft gestellt haben, hat der erneute Streit über Supranaturalismus und Rationalismus bewiesen.

Welche Zeit aber hat mehr Veranlassung zu gegenseitiger Toleranz gegeben als die unsrige? Im Jahr 1799 stand eine russisch-türkische Escadre vor Ancona zur Befreiung des Kirchenstaates von katholischen Eroberern, und im Jahr 1814 waren es ein katholischer Kaiser, ein Kaiser von griechischer Religion und ein evangelischer König, die den Papst nach Rom zurückbrachten.

S 8. Schon keimen im Schooße der Zukunft neue Vandalen, neue Saracenen und Türken — Wer denkt hiebei nicht unwillkürlich an den jetzigen Kampf zwischen Griechen und Türken?

S. 10. Neue Gregore u. s. w. Gregorius von Nazianz in Kappadocien, wo sein Vater Bischof, und in dessen Nähe er zu Anfange des vierten Jahrhunderts geboren war, wurde selbst mehrmals Bischof, ja selbst auf kurze Zeit Patriarch von Constantinopel, zog sich aber immer wieder in die Stille zurück um ruhiger seiner Wissenschaft zu leben. Man nannte ihn vorzugsweise den Theologen, und mit Recht zählt man ihn zu den berühmtesten Kirchenlehrern. Seine erste Bildung hatte er in Kappadocien und Palästina erhalten; nachher trieb er lange Zeit die Rhetorik zu Athen, und nicht fruchtlos, wie seine zahlreichen Schriften in Prosa und Versen beweisen. Unter den fünfzehn Päpsten, welche Gregor hießen (Gregore von Rom), läßt Wieland dem Leser die Wahl, in der Ueberzeugung, daß sie kaum einen andern als den ersten oder siebenten (Hildebrand) treffen könne. (S. die Anm. zu Oberon. Band 20) Wahrscheinlich bezieht sich auf jenen und diese nur der zweite Nachsatz, daß sie die Welt in die finstere Barbarei zurückgestürzt hätten, was sich von Gregor von Nazianz schon in so fern behaupten ließe, als er oft sehr heftig gegen anders Meinende zu Intoleranz auffordert. Dieß scheint er jedoch nur gethan zu haben, wenn er besonders gereizt war; denn an andern Stellen räth er zu Duldung und Liebe so vernünftig, als man nur vermag. Darum konnte der hier ihm gemachte Vorwurf zu hart scheinen. Vielleicht aber dachte Wieland an seine abergläubische Verehrung der Mönche und an die verächtlichen Seitenblicke, die er auf die griechischen Philosophen wirft, oder gar an die allerdings eines Finsterlings würdige Antwort, die er dem Hieronymus auf dessen Frage: was der After-Sabbath sey? gab. „Das, erwiederte er, will ich dir in der Gemeine beantworten, und du sollst gestehen, daß du wissest, was du nicht weißt, oder, falls du schwiegest, allein von Allen für den Unwissenden gehalten werden." Hieronymus schildert ihn daher als einen Redner, den man gerühmt, wenn man gleich nicht gewußt habe, was er eigentlich wolle. — Daß dieß das rechte Mittel sey, um zu verfinstern, beweisen noch heutiges Tags manche Theologen und Philosophen, denen es auch keineswegs an Gregors Stolze fehlt, den kaum irgend ein Papst größer hatte. Die neuen Gregore nennen uns, wenn wir gern begreifen möchten, gemeine Seelen und, wenn wir anders meinen, gar — wie ein gesitteter Mensch nicht nachsagt.

S. 9. Wie Lucian — mit der Pädeia — Lucian erzählt seinen Landsleuten einen Traum, den er in seinem Knabenalter geträumt zu haben vorgibt, und wodurch er bestimmt worden sey, bei der Wahl seiner künftigen

Lebensweise sich für die Pädeia zu entscheiden, d. i. für die durch Wissenschaft zu erlangende Bildung. Pädeia führte ihn in ihrem Wagen durch die Lüfte, wo er eine Menge Städte, Völker und Reiche unter sich sah und überall etwas herunter streute, wie ein zweiter Triptolemus. Dieser Königssohn von Eleusis war ein Günstling der Ceres und ein Apostel ihrer auf Ackerbau gegründeten Religion. Die bildenden Künstler stellten ihn dar, wie er auf einem Drachenwagen über die Erde fuhr und Samen herab streute.

S. 9. Pepromene, Schicksalsgöttin.

I.

S. 10. Aufsätze eines — Anonymus — Der Jahrgang des deutschen Mercurs von 1787 enthält mehrere Aufsätze über Aberglauben, Rousseau's Lehre von den Wundern und Wunder überhaupt.

S. 11. **Hircocervus**, Bockhirsch, also unmögliches Ding, bloses Hirngespinnst, dem in der Wirklichkeit nichts entspricht.

S. 11. Yaboos — S. den vorigen Band.

S. 12. Theodosius und Kaiser Friedrich III. — also zwischen 379 und 1493. Unter Friedrich III. wurde die Buchdruckerkunst erfunden, Luther geboren, America entdeckt, Constantinopel von den Türken erobert.

S. 13. Wie illuminirt — seraphisch — der Erleuchtetste, Entschlossenste, Feinste, Unwiderstehlichste, Englische und Seraphische — lauter Beinamen, welche ihr Zeitalter verschiedenen scholastischen Philosophen gab.

S. 14 Phänomene, Ideen und Phantome — Phänomene sind die wirklichen Erscheinungen der Dinge, so wie sie von gesunden Sinnen wahrgenommen werden, Phantome dagegen Trugbilder, Ideen in dieser Zusammenstellung entweder Gattungsbilder oder Allgemeinbegriffe. Bei Phänomenen und Ideen ist Irrthum, bei den Phantomen Täuschung möglich.

S. 15. Amadis von Gallien, sonst der Löwenritter genannt, hieß, als er in die Einöde geflohen war, **beltenabros, le beau ténébreux,** welches gewöhnlich Dunkelschön übersetzt wird; Wielands Uebersetzung „schöner Finsterling" paßt treffend auf die Aesthetiker, die in dem Verstande den Teufel sehen und ihn so arg schelten als die Aufklärung.

III.

S. 18. Geister, Feen u. s. w. S. die Anm. zu Idris u. Zenide. Band 12.

V.

S. 22. Magie und Theurgie — Magie in der weitesten Bedeutung ist die vorgebliche geheime Wissenschaft, auf Geister aller Arten und durch sie auf die Körperwelt zu wirken. Theurgie ist der Name der vorgeblichen reinen und heiligen Magie der unbekannten Wundermänner Hermes Trismegistus, Zoroaster und ihrer vorgeblichen Schüler, welche blos durch die Kraft göttlicher Namen und Anrufungen Gottes und mit Hülfe guter Geister wunderbare Wirkungen hervorzubringen und Gewalt über die bösen Geister zu haben vorgibt. (Vergl. die Anm. zu Idris u. Zenide. Bd. 12.) W.

S. 23. Philosophie der Morgenländer. Kabbala — S. die Anmerkung zu Abschn. XI. und vergl. die Anm. die Natur der Dinge. Bd. 25, und die zu Don Sylvio. Bd. 2.

VI.

S. 24. Die epikurische Philosophie hat offenbar ihren Mißcredit noch andern Ursachen zuzuschreiben, theils dem Mangel an Tiefsinn bei ihrem Urheber, der doch von Demokritos und Aristippos nur erborgte, theils der Entartung dieser Secte, an welcher allerdings ihr Stifter ganz unschuldig war. Aber auch als Gegnerin aller religiösen Betrügerei hat sie kein gar großes Verdienst; denn — sie fing es gar zu verkehrt an oder wollte blos Spaß treiben.

X.

S. 28. Religiösen Betrügern — Ich verstehe unter religiösen Betrügern solche, denen die Religion zum Deckmantel und zum Werkzeug ihres Betrugs dienen muß. W.

S. 28. Lucian — Man vergleiche hiemit Wielands Abhandlung über Lucians Lebensumstände, Charakter und Schriften in dem ersten Bande seiner Uebersetzung dieses geistreichen Gegners aller Unvernunft.

S. 28. Celsus, ein Freund Lucians, schrieb ein großes Werk gegen die Magie, dessen Verlust zu bedauern ist, weil sich aus einer Stelle Lucians schließen läßt, daß vornehmlich auch die Kunststücke, wodurch die angeblichen Adepten der magischen Weisheit die Leichtgläubigen hintergingen, ausführlich darin beschrieben waren. Es ist leicht zu erachten, daß die Herren sich alle Mühe gaben, ein solches Buch zu unterdrücken. W.

XI.

S. 28. Auch die Christen — bezaubert — Schon bei ihrer Ausbreitung erlitt die christliche Religion mehrere Umgestaltungen. 1) Durch Verschiedenheit der Ansichten bei den Aposteln selbst, die als Juden dem Judenthum nicht entsagen konnten. Hieraus erfolgte die Ausbildung eines übersinnlichen Messiasreiches, die Idee eines neuen Bundes im Gegensatze des alten und die Versöhnungslehre durch Opfertod (Brief an die Hebr. 9, 11). 2) Durch baldige Einmischung der Gnosis bei den Judenchristen, wodurch eine Menge Ideen aus der Religion der Parsen, aus der Kabbala der Juden, der pythagoräischen und platonischen Philosophie in das Christenthum kam, und besonders der Dämonismus systematisch ausgebildet wurde. Der Einfluß auf die Dreieinigkeitslehre, die von der Kirchenversammlung zu Nicäa zum Glaubensartikel erhoben wurde, ist unverkennbar. 3) Durch Gegensatz des Hellenismus bei Griechen und Römern, die zum Christenthum übertraten. Diese hatten kein Interesse daran, den Christianismus nach dem Judaismus umzubilden, ein desto größeres aber, die neue Religion mit ihrer alten auszugleichen. Dabei hatten sie es theils mit ihrer Philosophie, theils mit ihren Mysterien zu thun, und durch diese Ausgleichung ging der Charakter des Mysteriösen in das Christenthum über, und eine Menge kirchlicher Ritualien haben daher ihren Ursprung.

Alles dieß that dem Hange zu Weissagungen, Zauberei und Geisterseherei so großen Vorschub, daß des Aberglaubens beinahe niemals mehr gewesen war. Hätte es jemals der Philosophie bedurft, so war es damals; allein die Philosophie war selbst phantastisch geworden, und so zeigt sie sich in dem Neu-Platonismus, der sich in Alexandria, wo der Orient und Occident in einander flossen, ausbildete. Von dem großen Problem, wo der Grund aller Gewißheit, die Realität der Erkenntniß, ob in dem Sinne oder der Vernunft, zu suchen sey, war die Rede nicht mehr; man wollte ja wissen über Gegenstände des Glaubens. Zu diesem Behufe ward eine innere Erleuchtung, eine mystische Anschauung zum Kriterium der Wahrheit und Gewißheit gemacht, besonders durch Plotin zu Anfange des dritten Jahrhunderts. Durch Zurückziehung von aller Sinnenwelt wollte man zum unmittelbaren Anschauen der Gottheit und zur Herrschaft über die Dämonen gelangen. Sein Schüler Porphyrius redet daher, statt von der Philosophie, von einer Theosophie als der reinsten Erkenntniß der Dinge und der höchsten Glückseligkeit, die aus dem unmittelbaren Anschauen Gottes entsteht, wozu man blos durch die größte Reinigkeit und Enthaltsamkeit gelange, dann aber auch mit Hülfe der Gottheit wunderthätig wirke. Von jedem Anhänger dieser Schule

wird daher auch wenigstens ein Wunder erzählt. Alles dieses war nun eigentlich gegen das Christenthum gerichtet; man weiß aber, daß dieses davon Nutzen zog, und — welchen! — Man sehe G. C. Horst, Zauber-Bibliothek, Mainz 1821. J. A. Eberhard, Geschichte der Magie in dessen neuen vermischten Schriften. Meiners Geschichte der Denkart der ersten Jahrhunderte nach Christus. — Sprengels Geschichte der Medicin.

S. 29. Antinomie und Anarchie, Widerstreit der Gesetze gegen einander und Gesetzlosigkeit.

S. 29. Mit Ernulphusflüchen — Man sehe das Formular einer Excommunication der römischen Kirche, die sich Tristram Shandy's Vater, der allerlei dergleichen gern sammeln mochte, aus der Agende der Kirche zu Rochester, verfaßt von dem Bischof Ernulfus, hatte abschreiben lassen, im zweiten Theile des Tristram Shandy. Der Fluch ist so kräftig, daß Onkel Toby dazwischen schreit: Unsere Armeen in Flandern fluchten entsetzlich, aber daran reichten sie doch nicht. Ich könnt' es nicht übers Herz bringen, meinen Hund so zu verfluchen, ja den Teufel selbst nicht.

XII.

S. 30. Giannone, Pietro, geb. 1676 im Neapolitanischen, schrieb **Dell' istoria civile del regno di Napoli** (Ven. 1723. 4 Bände 4. übers. von le Bret, Ulm 1758—71). Wegen der Angriffe auf die angemaßte Gewalt des Papstes darin wurde der Verleger in den Bann gethan, und der Verfasser konnte sich nur durch die Flucht retten. Endlich gelangte er doch durch Treulosigkeit eines Freundes in die päpstliche Gewalt, wurde zum Widerruf genöthigt und starb im Gefängniß, worin er 13 Jahre lang gesessen. (S. unten noch mehr von ihm.)

Die Werke der übrigen angeführten Historiker sind hinlänglich bekannt, und leicht könnten noch einige spätere diesen beigefügt werden. Zu den Zeichen der Zeit gehört es aber doch auch, daß nach der Zeit, als Wieland dieses schrieb, protestantische Historiker gern päpstelten, und Klinger nannte selbst Johann v. Müller den papistischen Geschichtschreiber. Mehrere jüngere Historiker haben sich offenbar durch sein Beispiel verleiten lassen; andere wollten, wie etliche Theologen, neu seyn im Alten und mißbrauchten ihren Scharfsinn; die zum Katholicismus Uebergegangenen aber treiben es billig ernsthaft. Man kennt den dadurch erregten Angriff von Voß auf Stolberg, dessen mit Mehreren ihm gemeinschaftliche Tendenz zur Wiederherstellung der Hierarchie wohl unverkennbar ist.

S. 30. Gregorius Florentius Gregorius, Bischof zu Tours (544—595), schrieb eine **historia Francorum** in 10 Büchern, die, ungeachtet

der Leichtgläubigkeit des Verfassers, doch als das erste Werk über fränkische Geschichte sehr denkwürdig bleibt. In seinem Buche von Wundergeschichten verherrlichte er vornehmlich den heiligen Martin, dessen Kappe ein Heiligthum der fränkischen Könige wurde.

S. 30. Jakob de Voragine (von Viraze, Flecken im Genuesischen), ein Dominicaner, gest. 1292 als Erzbischof zu Genua, ist Verfasser der **historia Lombardica s. Legenda aurea**, voll abergläubischer Frömmigkeit und Wundersucht, wodurch sie aber um so mehr in Ansehen kam. Sie ist fast in alle europäische Sprachen übersetzt.

S. 30. **Acta Sanctorum** heißen überhaupt Sammlungen von Nachrichten über Märtyrer und Heilige, und namentlich sind hier gemeint die 53 Foliobände, welche eine Gesellschaft von Jesuiten (die Bollandisten genannt, weil Joh. Bolland das Werk anfing) seit 1643 herausgab. Kann freilich der historischen Kritik dieses Werk nicht genügen, so behält es doch schon dadurch bedeutenden Werth, daß es die Zeiten treu schildert.

XIII.

S. 31. Eine neue, zuvor nie erhörte Gattung von Verbrechen — So gar neu war diese Gattung von Verbrechen denn doch nicht; denn, um von ganz Asien und Aegypten nicht einmal zu reden, konnte man auch in Griechenland um Vaterland und Leben kommen wegen der Asebeia, die bekanntlich nicht blos praktische Gottlosigkeit, sondern sehr oft nur abweichende Meinung war. Selbst die gepriesene Toleranz der Römer unterliegt nicht ungegründeten Zweifeln; denn nach Livius (5, 50) mußten nach dem Einbruche der Gallier die heiligen Stätten, gemäß den Büchern der Duumvirn, wieder geweiht werden, weil der Feind sie inne gehabt hatte. Nach einem andern Beschluß fand späterhin auch eine Beschränkung der fremden Religionsgebräuche Statt. Wo aber die Alten in der That mehr Toleranz zeigten — was nicht immer der Fall war — da scheint sie doch nicht gerade in der Vernunft ihren Grund gehabt zu haben. Dieser Gegenstand wäre wohl einer besondern Untersuchung würdig.

XV.

S. 34. Menschen in der engern Bedeutung — Nämlich in der, worunter die Halb-Menschen, Drittels- und Viertels-Menschen und andere **Anthropomorpha** nicht begriffen sind. W.

S. 35. Verbrechen der beleidigten menschlichen Natur — Von welcher alle Majestät der Völker und ihrer Könige entspringt, wenn sie nicht Usurpation und Chimäre seyn soll. W.

XVI.

S. 35. Deist, Theist — Zwischen diesen beiden hat man sonst zu verschiedenen Zeiten verschiedene Unterschiede gemacht. Unter Theismus verstand man Vernunftglauben an Gott, der aller Offenbarung vorhergeht, unter Deismus den Vernunftglauben, welcher die Offenbarung verwirft. Angegriffene Deisten suchten sich durch diesen blos willkürlichen Unterschied bisweilen zu retten. Kant nannte Deisten denjenigen, welcher von Gott keinen andern Begriff gefaßt hat, als daß er das von der Welt verschiedene allervollkommenste Wesen sey, ohne dieses weiter bestimmen zu wollen, Theisten hingegen denjenigen, welcher sich Gott als das höchste Wesen denkt, das durch Verstand und Freiheit Urheber der Welt sey. An diese Kantischen Unterschiede wenigstens hat Wieland hier nicht gedacht.

S. 36. Die Christianer — — in ihren Apologien — Man braucht sich blos an Athenagoras zu erinnern, den ich darum hier anführe, weil er seinen Glauben an die Einheit Gottes ausdrücklich durch einen Beweis aus der Vernunft (λογισμος) rechtfertigt.

XVIII.

S. 40. Das Schicksal kann — große Revolutionen herbeiführen — Dieses wurde ein Jahr vor dem Ausbruche der französischen Revolution geschrieben, von deren Nähe sich der Verfasser damals wenig träumen ließ. W.

S. 40. Ein menschenfreundlicher Träumer — Mercier in seinem L'an 2440, Songe s'il en fut jamais (zuerst Amsterdam 1770) gibt in jenem Jahre Allem, was jetzt nur frommer Wunsch ist, Wirklichkeit. Beinahe sollte man aus den vielen Auflagen und Nachdrücken dieses Traumes schließen, daß es die Menschen mit ihren frommen Wünschen doch recht ernsthaft meinen müssen. — Und Wieland will die Erfüllung noch weiter hinaussetzen? — Der Beweis, worauf er sich stützt, ist:

Video meliora etc. Billigend seh' ich das Bessere, und doch zieht mich das Schlechtere mehr an —?!

XX.

S. 43. Die Schenkungen Constantins u. s. w. Da selbst in der Breve istoria del dominio temporale della Sede apostolica nelle duc Sicilie vom Papst Pius VI. diese angebliche Schenkung una cosa spuria e falsa genannt wird, so bedarf es darüber wohl keines weitern Zeugnisses. — Ueber die Schenkungen Pipins und Karls des Großen, s. die Anm. zu Oberon. Bd. 20.

S. 43. Die Decretalen (Beschlüsse, Bescheide) Isidors, des Sünders. Eine Sammlung kirchlicher Beschlüsse hatte Isidorus, Bischof zu Sevilla, veranstaltet, welcher im Jahre 636 starb. Dessen Namen aber mißbrauchte vor 845 ein Unbekannter, wahrscheinlich aus dem Mainzischen Sprengel, und brachte erdichtete päpstliche Decretalen in Umlauf, die von dem ersten Nachfolger Peters bis auf das Jahr 614 gehen. „Man irrt sich sehr, sagt Mich. Ign. Schmidt (Gesch. der Deutschen I. 616), wenn man glaubt, seine Hauptabsichten wären gewesen, die päpstliche Gewalt zu erhöhen. Isidor machte den Papst nur groß, um die Metropoliten klein zu machen. Der Mann muß einmal von einem Metropoliten mißhandelt worden seyn und vermuthlich sich selbst in dem Fall befunden haben, von seinem Metropoliten etwas Unangenehmes zu erfahren." Indeß wurde doch diese unechte Sammlung des falschen Isidor eine Stütze der päpstlichen Gewalt. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts fand unter den Katholischen Streitigkeit darüber Statt.

S. 43. Die vier heiligen Jubelpforten — Nach Art des Jubel- (Jobel-) Jahres bei den Juden, welches je im fünfzigsten Jahre wiederkehrte (S. Gatterers Chronol. §. 190), und wobei Gefangene ihre Freiheit, Schuldner Erlaß erhielten u. s. w., ordnete die katholische Kirche ein Jubel- oder Ablaßjahr an, welches anfänglich nur das erste Jahr eines neuen Jahrhunderts war, von Clemens VI. aber je für das dreißigste, von Urban VI. für das dreiunddreißigste und von Sixtus VI. für das fünfundzwanzigste Jahr angeordnet wurde. So besteht es seit 1415 noch, und es strömt viel Volks nach Rom, um Ablaß zu erhalten. Am Vorabend des Weihnachtfestes eröffnet der Papst mit großer Feierlichkeit die eine sonst immer verschlossene Thür der Peterskirche und sendet Cardinäle ab, um an den andern Hauptkirchen dasselbe zu thun. Dieß sind die heiligen Jubelpforten. **Nuovo Itinerario d'Italia di Fr. Scoto.** S. 393 fgd.

S. 43. Dataria, eine Abtheilung der päpstlichen Canzlei, die ihren Namen davon hat, weil sie alle Ausfertigungen datirt. Sie verfügt über alle eingehende Bittschriften und vergibt alle Pfründen.

S. 43. Rota, eins der höchsten geistlichen Gerichte in Rom für die ganze katholische Christenheit, das innerhalb des Landes auch in weltlichen Dingen Recht spricht. Seinen Namen hat es von seinem Sitzungssaale, der mit radförmigen (rota, Rad) marmornen Figuren ausgelegt ist.

XXI.

S. 45. St. Paul nach Ephesus — Geschichte der Apostel. Cap. 19. — W.

S. 46. Bildchen von Eben= oder Rebenholz — So sagt Plinius, L. XVI. c. 40 und die Einwendung, die der Graf Caylus in seiner Abhandlung vom Tempel zu Ephesus dagegen macht, ist (im Vorbeigehen zu sagen) von keiner Erheblichkeit. —

S. 45. Der Tempel für nichts geachtet — Dieß war, mit Erlaubniß, eine falsche Consequenz. Der Tempel der Diana blieb immer ein herrliches Meisterstück der Baukunst und wurde von Sanct Paul und aller Welt dafür geachtet, Diana mochte eine Göttin seyn oder nicht. — W.

S. 46. Ihre Majestät untergehen — S. Apostelgesch. 19, 27.

S. 47. Neokoren — Das Wort Neokoros bedeutete bei den Griechen ursprünglich einen Tempelkehrer, oder was wir einen Küster nennen. In der Folge machten sich ansehnliche Stadte eine Ehre daraus, die Neokoren oder Küster ihrer Schutzgötter, denen sie einen Tempel unter sich erbauet hatten, zu heißen; und unter den römischen Cäsaren bewarb man sich in die Wette um die Ehre des Neokorats der Kaiser, denen in den Provinzen schon bei ihrem Leben eine Art von göttlicher Ehre erwiesen wurde. Luther übersetzt dieß Wort in der angezogenen Stelle ganz schicklich durch Pflegerin; denn in dem Sinne, worin es von ganzen Städten gebraucht wurde, führte es die Begriffe von Patron und Schirmherr bei sich. Die Ephesier nannten sich auf allen ihren Münzen die Neokoren der Artemis und waren um so stolzer auf diesen Titel, weil ihr damaliger Dianentempel gewisser Maßen ein gemeinschaftlicher Tempel des ganzen Asien war, das zu seiner Erbauung beigetragen hatte. —

S. 47. Der Herr Canzler von Ephesus — Apostelgeschichte, Cap. XIX. V. 35. 36. — W.

S. 48. Des vom Himmel gefallenen Bildes — Aus dieser Stelle, die durch ein von Jos. Skaliger in seinem Commentar über Eusebii Chronikon angeführtes griechisches Epigramm bestätiget wird, erhellet, daß es ein gemeiner Glaube war, das Bild der ephesischen Diana sey vom Himmel gefallen. — W.

S. 48. Santa casa — Das heilige Haus.

XXII.

S. 49. Daß er alle Gewalt im Himmel und auf Erden habe — Die im Himmel wollten wir ihm gerne unbestritten lassen, wenn er nur auf seine Allgewalt über das kleine Erdkügelchen, worauf wir wohnen, Verzicht thun wollte; ein Opfer, das in Vergleichung mit der Gewalt im Himmel, die ihm bliebe, so unbedeutend ist, daß man sich beinahe schämen muß, davon zu reden. — W.

S 49. **Propositiones male sonantes** — Uebellautende Forderungen — Merkwürdig ist in dieser Beziehung das an den Jesuiten Sanfelice, seinen Gegner, gerichtete Glaubensbekenntniß des oben erwähnten Giannone, welches aus seinen hinterlassenen Schriften im October- und Novemberstück des deutschen Mercurs vom Jahr 1784 in einer Uebersetzung geliefert, und woraus alles hier von Wieland Aufgeführte entlehnt ist. Von dem Uebrigen, was hier nur angedeutet worden, heben wir nur Weniges noch aus. „VII. Daher trage ich nicht das geringste Bedenken mehr, mit Baldus zu sagen, daß der Papst ein Gott auf Erden ist; mit Decius und Felinus, daß der Papst und Christus ein Consistorium mit einander ausmachen; mit dem Abt: daß der Papst als Gott thut, was er thut, nicht als Mensch; mit dem Cardinal Parisius, daß der Papst ein göttliches Wesen ist unter einer sichtbaren Gestalt; mit Baldus, daß der Papst die Ursache aller Ursachen ist, weßhalb man seine Gewalt nicht untersuchen darf, denn von der ersten Ursache läßt sich keine weitere Ursache angeben; endlich mit allen Decretisten, daß es ein Gottesraub ist, an der Gewalt des Papstes zu zweifeln. VIII. Darum habe ich keine Ursache mehr daran zu zweifeln, daß er das Böse in Gutes, das Unrecht in Gerechtigkeit, Laster in Tugend, das Viereck in einen Cirkel und den Cirkel in ein Viereck verwandeln könne, kurz, daß er über alle Gesetze, über alle natürliche und apostolische Rechte hinausgesetzt sey. Ich bekenne mit der Glossa des Gratianus, daß der Papst wider das natürliche und apostolische Recht dispensiren kann; mit Ludwig Gomez, daß er aus Ungerechtigkeit Gerechtigkeit machen kann; mit Baldus, daß der Papst Alles und über Alles ist und wider alles Recht Alles vermag; mit dem von Ostia, daß er Vierecke und Cirkel mit einander verwechseln kann. Darum ist es keine Lästerung, was der Cardinal Lorenz Pucci beständig im Munde zu haben pflegte: daß dem Papste Alles wohl anstehe und Alles erlaubt sey, so ungerecht es auch seyn möchte. — X. Wenn es sich fügte, daß der Kaiser der päpstlichen Tafel beiwohnte, so würde er zur rechten Hand des Papstes an einem besondern Tische auf einer kleinen Bank, Könige aber unter den Cardinälen sitzen, dergestalt, daß ein Cardinal den ersten Platz einnähme, und hernach die Könige und Cardinäle wechselsweise folgten. Der Kaiser oder ein König würde dem Papste das Wasser bringen, seine Hände zu waschen, und hernach auch die Ehre haben, die erste Schüssel auf die Tafel desselben zu tragen. Die Söhne und Brüder des Kaisers und der Könige sind zur Bedienung der päpstlichen Tafel bis ans Ende bestimmt. Wenn ich in meiner Geschichte diese große Idee vom Papste nicht geäußert habe, so bitte ich um Vergebung.“ — Nachdem Giannone sich hierauf auch über die Mönchsorden erklärt hat, sagt er von den Jesuiten: „Ihr öffnet

nicht, wie die Mönche, heilige Boutiquen, euch zu bereichern. Eure Moral überhebt euch dieser Mühe. Doch unterlasset auch ihr nicht, gewisse Andächteleien als untrügliche Mittel wider die ewige Verdammniß auszuposaunen. Hiezu gehört eure Lehre, es sey unmöglich, daß ein Verehrer der Mutter Gottes verdammt werde. Denn, so sagt mir P. Franz Mendoza, ob er gleich der Sünde unterworfen ist, so wird sie ihm dennoch so viele Gnade bei ihrem göttlichen Sohne auswirken, daß er nicht in den Sünden beharre. Ich armer Sünder unterschreibe gern diese Meinung. Meine Leidenschaften mögen mich so weit vom Wege der Tugend ableiten, als sie wollen; ich bin sicher, daß ich endlich in den Hafen der ewigen Seligkeit zurückkehren werde. — Dieses und Alles, was Sie, lieber Pater, und die päpstliche Kirche mir nur immer zu glauben befehlen können, glaube ich als untrügliche Wahrheit und schließe mein Glaubensbekenntniß mit der Betheurung, daß ich nichts Anderes verlange, als daß uns Alle ein Geist und ein Herz belebe."

XXIV.

S. 54. Priesterkünste — Was ich unter diesen nicht liberalen Künsten verstehe, hoffe ich in dem fünften Abschnitt deutlich genug gemacht zu haben. W.

S. 54. Von diesem Glauben behaupte ich — Ich setze diese vier Hauptsätze, ohne hier den Beweis zu führen, als längst ausgemacht und von Allen, die diese Schrift interessiren kann, anerkannt voraus. Sollte Jemand, dem es im Ernst um Wahrheit zu thun ist, neue Gründe zu haben glauben, diese Sätze für nicht so ausgemacht zu halten als ich, so würde ihre Mittheilung und Untersuchung unfehlbar den Nutzen haben, die bezweifelte Wahrheit in ein neues Licht zu setzen W.

XXVII.

S. 60. Reinigt sie — Aberglauben — Daß dieß der Geist der Lehre Christi und das unwidersprechliche Resultat ihrer Grundbegriffe sey, wird schwerlich Jemand, der sie unmittelbar aus der Quelle geschöpft hat, leugnen können. Warum ist aber diese Quelle selbst nicht von allem dämonistischen Schlamme rein? Gewiß war es Christus, aber nicht seine Jünger, denen er und seine Lehre ungeachtet ihrer Anhänglichkeit an seine Person gewissermaßen immer ein Räthsel geblieben zu seyn scheint. Er wurde von ihnen getrennt, eh er sie von allen Vorurtheilen und Wahnbegriffen ihres Volkes und ihrer Zeit hatte reinigen können. Eben darum (glaube ich) versprach er ihnen den Geist, der sie in alle Wahrheit leiten sollte. Aber dieser Geist wohnt nur in reinen Herzen und zog sich vermuthlich von dem

Augenblicke zurück, da sie sich einfallen ließen, an die Brüder zu Antiochia, Syria und Cilicia zu schreiben: Es gefällt dem heiligen Geist und uns u. s. w. W.

S. 60. Echte Theosophie — Gottes=Weisheit.

XXXII.

S. 67. Das, was Luther für Wahrheit u. s. w. — Fern sey es von mir, durch diese Behauptung etwas der Aufrichtigkeit des rechtschaffenen Luthers Nachtheiliges insinuiren zu wollen! Als er auf den Papst provocirte, war er von der Unfehlbarkeit dieses Oberhaupts der Kirche noch völlig überzeugt, weil er sie noch nicht untersucht hatte; aber er war von der Wahrheit seiner Sätze gegen den Ablaßkram eben so sehr, nur mit besserem Grunde, überzeugt. Er zweifelte also keinen Augenblick daran, daß der unfehlbare Richter für die Wahrheit entscheiden würde. Als aber, gegen alle seine Erwartung, das Gegentheil erfolgte, und Leo der Zehnte den Jupiter so unverständig spielte, daß er seinen Donnerkeil sogar gegen handgreifliche Wahrheiten zum Schutze handgreiflicher Gräuel abschoß; so mußte der ehrliche Luther nothgedrungen an der päpstlichen Unfehlbarkeit zweifeln und eine Untersuchung darüber anzustellen anfangen, die unmöglich zu Gunsten derselben ausfallen konnte. W.

XXXVII.

S. 75. Bischof Alexander von Alexandria u. s. w. — Die beiden Lehren von der Dreieinigkeit und den beiden Naturen in Christus waren seit dem dritten Jahrhundert die Hauptgegenstände theologischer Untersuchungen und die Hauptursache der Verfolgungen und Verketzerungen. Eine Partei behandelte diese Lehren als ein Mysterium, die andere suchte dasselbe dem Verstande begreiflich zu machen. Unter diesen erklärte der Africaner Sabellius die drei Personen in Gott für eben so viele Eigenschaften und Kräfte. Es sind, sagte er, in Gott, wie in der Sonne, drei verschiedene Kräfte. Die erwärmende Kraft ist der heilige Geist, die erleuchtende der Logos, und die Sonne selbst der Vater. Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist ist daher ein Gott und derselbe, wenn er die Menschen erleuchtet und heiliget. Diese Lehre fand bei Vielen Beifall, bei Andern Widerspruch. Im Jahr 317 entstand zu Alexandria zwischen dem dasigen Presbyter Arius und dem Bischof Alexander Streit über die Art, wie man sich das Verhältniß des Sohnes zum Vater zu denken habe. Alexander nahm an, der Sohn Gottes sey absolut ewig, aus dem Wesen Gottes selbst zufolge der Natur desselben gezeugt und gleiches Wesen mit dem Vater.

Arius warf ihm sabellianische Irrthümer vor und erklärte seinerseits, der Sohn Gottes sey vor der Weltschöpfung und aller Zeit von Gott mit freiem Willen aus nichts hervorgebracht worden, also einst nicht da gewesen und das erste aller Geschöpfe Gottes, zwar in seiner Art einzig und über alle erhaben, aber doch dem Vater in Hinsicht der Ewigkeit nicht gleich. Was anfangs nur Privatstreitigkeit zwischen diesen Beiden gewesen war, wurde bald öffentliche und allgemeine, und Constantin berief daher im Jahr 325 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Nicäa, von welcher des Arius Meinung verworfen, und ihr das bekannte nicäische Glaubensbekenntniß, der Sohn sey aus dem Wesen des Vaters gezeugt, nicht geschaffen, und mit dem Vater gleiches Wesens (Licht aus Licht) entgegen gestellt wurde. Am stärksten trat gegen Arius bei dieser Versammlung Athanasius auf, der, damals Archidiakonus zu Alexandria, im Namen seines Bischofs Alexander handelte. Als er nach dessen Tode im folgenden Jahre dessen Bischofssitz einnahm, wurde der Kampf von beiden Seiten immer erbitterter fortgesetzt und füllt fast die Hälfte der Kirchengeschichte des vierten Jahrhunderts.

XXXIX.

S. 77. **Pelagianer** — Der britische Mönch Pelagius erregte zu Anfange des fünften Jahrhunderts viele Streitigkeiten über die Zulänglichkeit menschlicher Kraft zur Heiligung und Seligkeit und über die Zurechnung der Sünde Adams.

S. 77. **Eutychianer, Nestorianer** — Diese zwei Secten, jene nach dem Archimandriten Eutyches, diese nach Nestorius, seit 428 Bischof zu Constantinopel, genannt, beschäftigten sich mit den zwei Naturen in Christus. Während die Nestorianer die göttliche und menschliche zugleich in ihm vertheidigten, behaupteten die Eutychianer nur eine einzige. Nestorius führte noch einen andern lebhaften Streit darüber, ob die Jungfrau Maria Gottesgebärerin oder blos Christusgebärerin sey; er wollte nur die letzte gelten lassen.

S. 77. **Manichäer** heißen die Anhänger des Persers Mani ode Manes, der im dritten Jahrhundert eine Mittelreligion zwischen der christ lichen und zoroastrischen bilden wollte und um 280 als Märtyrer seine: Lehre starb.

S. 77. **Bei schwerer Strafe verbieten** — Zum Beispiele des Schiffziehens. Nur wollte ich, im Namen der Menschlichkeit, bitten, einige Sorge dafür zu tragen, daß die armen Leute besser genährt würden und ein etwas bequemeres Dach und Fach bekämen, als die unglücklichen Schiffzieher an der Donau. W.

XL.

S. 80. **Caput mortuum**, nennt man bei chemischen Scheidungen den Rückstand, welcher nach der Ausscheidung dessen, was man gewinnen wollte, als eine fremdartige Materie übrig bleibt

---

Beilage.

S. 85. **Laberius** — Der römische Ritter und Mimendichter, wurde von Cäsar genöthigt, seinen Mimus selbst aufzuführen. In dem Prolog sagte er·

— — So geschah es denn,
Daß nun, nach zweimal dreißig ohne Tadel
Verlebten Jahren, ich, der meinen Herd
Als röm'scher Ritter eben jetzt verließ,
Nach Haus als Mimus wiederkehren werde.
Um einen einz'gen Tag also hab' ich
Zu lang gelebt!

In dem Stücke selbst kam mehr als eine Anspielung auf Cäsar vor, z. B. wo ein gepeitschter Sklave dem Volke zurief: O weh, ihr Römer! unsere Freiheit ist dahin! Bei der Stelle: „Der hat vor Vielen sich zu fürchten, der von Vielen gefürchtet wird!" schaute das ganze Volk auf Cäsar.

Ueber den Hang der Menschen, an Magie und Geistererscheinungen zu glauben.

Diese Abhandlung erschien zuerst im deutschen Mercur vom Jahr 1781, Bd. 2. S. 225 fgd. unter dem Titel: Betrachtung über den Standpunkt, worin wir uns in Absicht auf Erzählungen und Nachrichten von Geistererscheinungen befinden.

S. 93. **Mysterien, deren Stelle sie einnahm** — Schelling in seiner Schrift Philosophie und Religion (Tüb. 1804) nannte darum tadelnd das Christenthum die große Offenbarerin, weil es „die Mysterien des Heidenthums offenbar machte."

S. 93. Weisen im erhabensten Sinne — Sie nannten sich Theosophen.

S. 101. In die dickste Verfinsterung — zurück zu stürzen scheint — Diejenigen, die mit der neuesten Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes und Herzens bekannt zu seyn entweder unmittelbare Gelegenheit haben oder sie wenigstens aus der Berliner Monatsschrift kennen, wissen, wovon ich rede, ohne daß es hier einer deutlichern Aeußerung bedarf. W.

[Wieland redet hier von der Zeit zwischen 1780—1790. Ob sich von da an bis jetzt viel verändert habe, was, wie und warum es sich verändert habe, wäre eine wünschenswerthe Untersuchung. Man würde zu Allem, was die Berliner Monatsschrift [1] damals aufstellte, auch jetzt ein Gegenstück finden. Vieles aber wird weit philosophischer betrieben als sonst; denn die Philosophie hat ihren Kreislauf vollendet, ist zu ihrem Ursprunge zurückgekehrt und wieder poetisch geworden. Da nun vornehmlich der Naturphilosophie dieses Glück geworden ist, so hat auch die Physik nicht zurückbleiben wollen, und man erstaunt, wie weit sie es, seitdem sie der Beihülfe der Mathematik und der Beobachtungen der Experimente nicht mehr bedarf, im Beweisen von Dingen gebracht hat, für die damals noch gar kein Beweis möglich schien. Wie nun aber alle Wissenschaften mit einander zusammen hängen, so hat auch schon die Arzneikunst großen Vortheil davon gezogen; denn kann ein Vortheil größer seyn, als der uns durch die Entbehrlichkeit der ganzen materia medica und sogar der Bandagenlehre zuwächst? Der Theologie könnte durch so viele Unterstützung von allen Seiten leicht werden, von den Wundern des Fürsten Hohenlohe — die Möglichkeit zu beweisen, zumal da wir ein System der Arzneiwissenschaft haben, dessen Basis und Grundpfeiler der Glaube ist. Nur die Juristen scheinen bis jetzt noch saumselig; sie mögen also zusehen, daß sie nicht hinter der Zeit zurückbleiben, vorzüglich da den Politikern von Hexenprocessen träumt.]

S. 103. Isispriestern u. s. w. — Der meisten der hier Genannten wird der Leser, dem sie sonst unbekannt waren, sich aus früheren Anmerkungen erinnern. — Spähmann erklärt sie in seinem Glossarium unter dem Artikel Spä, welches Wort mit dem deutschen Spähen zusammenhängt, für Wahrsager; Späqwinna, Wahrsagerin. — Ob die Thyrspakurn vielleicht

1 Diese, herausgegeben von Gedicke und Biester, begann mit dem Jahr 1783, und gleich in den ersten Heften finden sich folgende Aufsätze: Der vorgebliche neue Messias in Berlin; noch ein neuer Messias in Westfalen; der Monddoctor in Berlin; die Wallfahrt zu demselben; Nachricht von dem neuesten Hexenprocesse in Glarus; Nachricht von einer historischen Jungfer, die mit dem Teufel zu thun haben will

auch damit zusammen hängen, vermag ich nicht zu sagen, denn vergeblich habe ich ihnen überall nachgeforscht.

Euthanasia.

Im Jahr 1805 gab ein zu Leipzig privatisirender Gelehrter, Namens Karl Wötzel, Doctor der Philosophie, eine Schrift heraus unter dem Titel: Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode. Diese Schrift erregte um so mehr Aufsehen, da der neue Geisterseher sich durchaus als einen Philosophen gab und von seinen philosophischen Schriften — die man freilich nicht kannte — mit Bedeutung sprach. In kurzer Zeit erlebte diese Schrift drei Auflagen und war überall das Gespräch des Tages. Desto ernstlicher glaubte man daher es mit ihr nehmen zu müssen, und die Ersten, welche dagegen auftraten, waren Cannabich, Helmuth, Ihling und die Recensenten in der Jenaischen und Halleschen Literatur=Zeitung, worauf sich eine Fluth satirischer Schriftchen dagegen ergoß: Meiner Großmutter, meiner Katze Erscheinung u. s. w. Die Schrift des D. Wötzel war dem Herzoge von Weimar zugeeignet, und da Wieland der Vorlesung derselben beiwohnte, so weckte dieß seine alte Neigung wieder, psychologische Probleme zu lösen und Wunder zu beleuchten. Dazu hätte nun der erste der hier mitgetheilten Dialogen zugereicht; allein, da der D. Wötzel einen Beweis von der Möglichkeit der Geistererscheinungen versucht hatte, so veranlaßte dieß Wielanden, nicht nur den Beweis vom Gegentheil zu führen, sondern auch seine Leser überhaupt auf einen Standpunkt zu stellen, von welchem aus die Lüsternheit nach der Geisterwelt sehr gemäßigt zu werden schien. Aus diesem Grunde hat er es nicht auf eine Athanasia (Unsterblichkeit), sondern auf eine Euthanasia, ein sanftes, heiteres Scheiden von dem Leben, angelegt, fest überzeugt, daß dieß der Hauptpunkt sey, worauf der Mensch während des Lebens seine Aufmerksamkeit zu richten habe, nicht aber Vision und Geistererscheinung. Hierüber hat ihn nun gewiß kein Tadel treffen können, wohl aber hat man Anstoß daran genommen, daß er, um den Beweis von Unmöglichkeit der Geistererscheinungen zu führen, die persönliche Fortdauer nach dem Tode mit Erinnerung leugnet. Im Jahr 1810 erschien zu Leipzig eine Schrift unter dem Titel: Bemerkungen über Wielands Euthanasia, zur Beruhigung für diejenigen, welchen die Hoffnung eines künftigen Lebens und der Vereinigung mit den Ihrigen theuer und wichtig ist. Der Verfasser dieser Schrift bemerkt sehr wahr, daß Wieland, was er hier leugnet, anderwärts

behauptet hat. Widerspricht er sich nun, oder hat er seine sonstigen Behauptungen aufgegeben? — Dieß ist der Punkt, auf den hier vorläufig aufmerksam gemacht werden, über den aber an einem andern Orte die Erklärung folgen soll. Zu welcher Zeit Wieland Recht hatte, als er behauptete oder leugnete, dieß zu entscheiden, ist des Herausgebers Pflicht nicht.

Auch D. Wötzel hat sich die Ehre nicht entgehen lassen, Wielanden als seinen Gegner zu behandeln. Der Mann, der zu ruhiger Prüfung aufforderte, Lästerungen und Verunglimpfungen sich verbittend, nannte in seiner näheren Erklärung und Aufschlüssen über seine Schrift u. s. w. (Leipzig 1805) seinen Jenaischen Recensenten einen animosen, parteiischen, leidenschaftlichen, erbitterten, unreifen und unerfahrnen Jüngling, einen boshaften Verleumder, einen wüthend ergrimmten, reißenden Wolf in Schafskleidern und will das lateinische e — unter der Recension nicht lächerlich machen, obgleich man sonst dadurch nur eine gewisse Classe von Wesen zu bezeichnen pflege. — Es braucht wohl nur gesagt zu werden, daß kein anderer Mensch dieser Recensent war als der achtungswürdige Verfasser der Psychologie, Physiologie, Moral, der Adiaphoren u. s. w., kurz, der Kirchenrath K. Ch. E. Schmid in Jena, um keinen Zweifel übrig zu lassen, daß auf solch einen Gegner hier keine Rücksicht zu nehmen sey.

Erstes Gespräch.

S. 114. Die den Philosophen — — beschämen sollen — „Du würdest (sagte sie) doch so lange der unglaubige Thomas bleiben, bis ich dir handgreifliche Beweise meiner Gegenwart gäbe, welches mir schwer werden dürfte. Und, gesetzt auch, dieß geschähe wirklich, so würden dir doch andere Menschen, wenn du es ihnen auch noch so heilig versicherteſt, schwerlich Glauben beimessen." W.

S. 130 In Gestalt eines körperlosen Schattens erscheinen — Dieß glaubt er und besteht darauf, daß sie ihm handgreiflich erscheinen müsse, wenn er sich von ihrer Unsterblichkeit als Philosoph überzeugen solle! Welch ein Kopf! W.

S. 141. Oeffnete sich sein Fensterchen deutlich — Mit diesem deutlich will er vermuthlich sagen, er habe deutlich gehört, wie es aufgeschoben worden. W.

S. 143. Mit den Geräthschaften — Warum bedient sich Herr D. W**l, dem es sonst auf überflüssige Worte so wenig ankommt, schon

wieder dieses allgemeinen und unschicklichen Wortes? Er kann doch in diesem Zusammenhang schwerlich etwas Anderes gemeint haben, als Stock, Degen oder Schießgewehr? Warum nennt er sie denn nicht bei ihrem Namen? Man kann solche Waffen allenfalls die Geräthschaften eines Soldaten nennen; aber sind sie darum auch die Geräthschaften eines Gelehrten? W.

S. 148. Einen Menschen — — der sich aufgefordert gefühlt haben könnte — Wenn er unsern Mann so gut kannte, als er sich selbst in seinem Buche zu erkennen gibt, so braucht dieß Wort keiner nähern Erklärung. W.

(Helmuth in seinem Sendschreiben an Herrn Doctor J. K. W. sagt S. 46: „Aber wer sollte Ihnen denn einen solchen Streich wohl haben spielen können? Mir kommt es sehr wahrscheinlich vor, daß solches durch ihren Freund K. geschehen sey." Die angeführten Gründe mag dort nachlesen, wen die Sache interessirt. Vielleicht hätte es, um diese Gründe ganz überzeugend zu finden, weiter nichts bedurft, als den — Namen statt des K.)

S. 157. Schade, daß — warum er mit dem Schwanze gewedelt — Treffend zeigt Helmuth S. 65, daß gerade der wedelnde Schwanz des Hundes gegen Wötzel beweise.

S. 160. Freundschaftliche Belehrung unumwunden mittheilen — Herr D. W**l setzt in seiner pleonastischen Manier noch hinzu: „ohne Eingenommenheit für und wider diese Facta, für und wider mich, wider mich selbst, auf eine der Sache angemessene, vorsichtige, behutsame und humane Art, ohne Groll, Bitterkeit, Verleumdung u. s. w." — Wozu alle diese Forderungen und Bedingungen? Die Philosophen, Welt- und Menschenkenner u. s. w. werden, ohne sein Erinnern, schon wissen, was sie zu thun haben; und wie Wenige sind unter ihnen, bei denen die geringste Parteilichkeit, geschweige unlautere Absichten oder gehässige Leidenschaften nur denkbar seyn könnten? W.

Zweites Gespräch.

S. 168. d'Hamon — Es ist eine seltsame Eigenheit beinahe aller Franzosen, daß es ihnen so schwer fällt, ausländische Geschlechtsnamen unverfälscht zu lassen. Herr Thiebault hat sich in zwanzig Jahren Aufenthalt in Berlin von diesem tic nicht los machen können. So schreibt er (um nur einige Beispiele anzuführen) durchgängig **Splickgerb**, **Schaffkotsch**, **Kap-hensk**, **Fink-Einstein**, statt Splitgerber, Schafgotsch, Kapphengst, Finkenstein. W.

S. 190. Agathodämons Meinung — S. den 18. Band von Wielands Werken.

S. 191. Der Philosoph Eukrates sagt in dem angeführten Dialog Lucians (Bd. I. von Wielands Uebers.): „Gibt es nicht Viele, die bei Tag oder Nacht Gelegenheit gehabt haben, Geister zu sehen? Ich selbst habe nicht einmal, sondern zehntausendmal Geister gesehen. Anfangs, ich gestehe es, war mir nicht wohl dabei zu Muthe; jetzt aber bin ich es so gewohnt, daß ich gar nichts Außerordentliches mehr zu sehen glaube." Der ganze Dialog verdient nachgelesen zu werden.

S. 204. Paralysirt — gelähmt.

S. 312. Columbus Ei — Dem Columbus sagte man ins Gesicht, America habe jeder Andere auch entdecken können. Er nahm ein Ei und fragte, wer dieß auf die Spitze stellen könne, so daß es nicht umfalle. Jeder versuchte, Keinem gelang es. Columbus nahm es, drückte es derb auf, und es stand. Ja, rief man, wenn wir das gewollt hätten! — Eben so, sagte er, ging's mit America's Entdeckung.

Drittes Gespräch.

S. 231. Seelenwagen — Platon soll davon, nach der Annahme seiner ältesten Erklärer, im 81sten Capitel seines Phädon geredet haben; sein neuester Erklärer Wyttenbach aber sagt sehr richtig, daß hier nicht von einem Seelenorgan die Rede sey, sondern von einem Fahrzeuge über den Acheron.

S. 232. Guyon — Johanna Maria Bouvières de la Mothe Guyon, geb. zu Montargis 1648 und gest. 1717 zu Blois, war eine der eifrigsten Verbreiterinnen des Quietismus, den der Spanier Michael Molinos zu befördern nicht sehr glücklich gestrebt hatte. Man versteht unter Quietismus jenes System der Mystik, zufolge dessen die wahre Religiosität und die höchste Glückseligkeit in einer völligen Einkehr in sich selbst und der höchsten Gemüthsruhe besteht. Madame Guyon hatte von Natur Anlage dazu, denn sie war schwächlich und hysterisch. Aus diesem Gesichtspunkte will Wieland ohne Zweifel sie hier betrachtet wissen und nicht aus dem ihrer Gegner, die sie der Sinnlichkeit und Ruhmsucht beschuldigten und bei diesen Beschuldigungen freilich die Psychologie so wenig als die Geschichte gegen sich haben. Eine Schwärmerin, die gern eine Heilige geworden wäre, war sie gewiß, und es bleibt wenigstens sehr zweifelhaft, ob ihre mystische Liebe zu Gott aus ganz so reiner Quelle floß, als vielleicht ihr Freund und Vertheidiger Fenelon

bei seiner zwar auch mystischen, aber reinen Frömmigkeit selbst glaubte. Die von ihr selbst verfaßte Lebensbeschreibung der Madame Guyon kam nach ihrem Tode (Köln 1720, eigentlich zu Amsterdam) heraus, die Auflage ward aber meist von ihren Töchtern, der Herzogin von Sully und Madame de Sardières aufgekauft; man hat jedoch eine vollständige deutsche Uebersetzung, Frankfurt und Leipzig 1727. 8.

S. 238. Was sagst du zu dieser Anekdote? — Da ich, meines Wissens, in Deutschland wenigstens der Einzige bin, dem diese Begebenheit aus der ersten Quelle zugeflossen, so wurde ich nicht wenig überrascht, als ich sie vor einem Paar Jahren, ich weiß nicht mehr in welchem Almanach oder Taschenbuch, wiewohl sehr zusammengezogen und mit Weglassung einiger nicht überflüssiger Umstände, gedruckt zu lesen bekam. Ich erinnerte mich aber bald, daß der Verfasser des Aufsatzes sie im Jahre 1800 in einer kleinen Gesellschaft von mir selbst erzählen gehört hatte. Die Anekdote hat zwar den Reiz der Neuheit dadurch verloren; doch glaube ich, daß es selbst denen, welche jenen Aufsatz gelesen haben, nicht unangenehm seyn werde, sie hier genauer und gerade so, wie sie mir unmittelbar von der Tochter der Frau von K. mitgetheilt wurde, erzählt zu finden. W.

S. 242. Quiribini — Von der Zauberkraft dieses Wortes finden sich die Beweise in dem Mährchen, der Wohlthätige, in den Illustres Fées der Gräfin d'Aulnoy.

S. 245. Elisa Rowe — Elisabeth Singer, eine Deutsche, vermählt mit dem engländischen Dichter Rowe, ist die Verfasserin des Werkes: Frindship in death (London 1726. Die Freundschaft im Tode, Frankfurt und Leipzig 1770), welches Wielanden veranlaßte, seine Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde zu schreiben. — Young — der Verfasser der Nachtgedanken.

Stilpon.

S. 247. Stilpon, aus Megara gebürtig, lebte 300 Jahre vor Chr. G., war einer der berühmtesten Philosophen seiner Zeit und, wie man aus dem, was Diogenes der Laërter von ihm erzählt, schließen muß, ein Mann von edelm Herzen und hellem Kopfe, der aber eben darum manchen Leuten ein Sonderling schien. Den Anekdoten zufolge, die von ihm erzählt werden, hatte er an Witz, Laune und Satire Aehnlichkeit mit dem Cyniker Diogenes. Er gehörte indeß nicht zu der Secte der Cyniker, hatte jedoch mit

Diogenes Umgang gehabt. Was Wieland hier von ihm berichtet, scheint eine bloße Erfindung des Dichters zu seyn, zu der ich wenigstens in dem Leben Stilpons keine historische Veranlassung gefunden habe. Anstatt aus Megara, wurde er vielmehr aus Athen verwiesen, wo man ihn vor dem Areopag der Gottlosigkeit angeklagt hatte, weil er von der Minerva des Phidias behauptet, sie könne als ein Geschöpf des Phidias keine Tochter des Jupiter und also auch kein Gott seyn. Die listige Wendung vor Gericht, daß ja allerdings Minerva kein Gott, sondern eine Göttin sey, half ihm nichts. Vermuthlich wählte Wieland also den Stilpon nur zur Auflösung eines interessanten Problems, weil Megara ein sehr kleiner Staat war, — der auf einen nicht größeren und bedeutenderen aus der neueren Zeit hindeuten sollte, — und weil der Charakter dieses Philosophen ihm zu diesem Lucianischen Aufsatze trefflich geeignet schien.

Einleitung.

S. 249. Lilliput — Swift läßt seinen Gulliver die Größe der Einwohner dieses Fabellandes auf sechs Zoll bestimmen. Die größten Pferde und Ochsen sind dort nicht viel über fünf Zoll hoch, die Gänse wie unsere Sperlinge u. s. w.

S. 249. Cecil, Wilhelm, Baron von Burleigh, Staatssecretair unter Eduard VI. und nachmals Lord Großschatzmeister unter Elisabeth, gehört zu den größten Staatsmännern, welche England gehabt hat.

S. 249. Sully — Freund und Minister Heinrichs IV.; Colbert, Minister Ludwigs XIV.

S. 251. Pfullendorf — Ehemals eine der kleinsten Reichsstädte im schwäbischen Kreise.

S. 252. Wie dem guten Ovid — Warum — klagte dieser in der Verweisung — warum sah ich? Warum that ich schädliche Blicke?

S. 253. Scaramuz und Scapin — Zwei Masken in der italienischen Komödie; der Erste mit dem Charakter eines Aufschneiders, der Zweite mit dem eines verschmitzten, spitzbübischen Bedienten.

Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit.

Dieser Aufsatz durfte für den, welcher Wielands Charakter als politischen Schriftsteller beurtheilen will, um so weniger fehlen, da er zu zwei gleich sonderbaren Erscheinungen Veranlassung gegeben hat. Wielands Freunde selbst verkannten hierin den Verfasser des goldnen Spiegels, und Friedrich Heinrich Jacobi gab eine Erklärung voll edler Entrüstung dagegen ab. Bald darauf jedoch fand Wieland in Herrn Sr. (Schneider) einen Vertheidiger, dessen Aufsatz „über das Recht des Stärkern" im Januarstück des von Boie herausgegebenen Deutschen Museums vom Jahr 1781 an J..b (Jacob) einen Gegner fand. Jacobs Schreiben an Schneider wurde in Wielands Mercur vom Jahr 1787 (März, 239) abgedruckt, und bei dieser Gelegenheit erklärte sich Wieland hierüber also:

„Wiewohl es mir ganz angenehm seyn könnte, den Meditationen eines philosophischen Kopfes durch meine Gedanken, zwar ohne meine Absicht und also ohne alles Verdienst auf meiner Seite, eine Richtung gegeben zu haben, wodurch vielleicht der Moralphilosophie einiger Vortheil zuwachsen könnte; so kann ich doch nicht umhin, eine kleine Verwunderung darüber zu bezeigen, wie es möglich gewesen ist, daß der wahre Sinn meiner Gedanken über das sogenannte Jus divinum der Gewalthaber ein Räthsel bleiben konnte, und wie irgend ein vernünftiger Mensch hinlänglichen Grund in denselben zu finden vermeinte, mir den offenbar unsinnigen Satz aufzubürden, die Stärke oder physische Kraft sey das erste Principium dessen, was in menschlichen Handlungen recht oder unrecht ist. Da ich es (auch nach dem unerwarteten hitzigen Ausfall, den einer meiner alten Freunde aus Veranlassung jener Gedanken im Deutschen Museum auf mich gethan hatte) gar nicht für möglich hielt, von mehr als einem Menschensohne so seltsam mißverstanden zu werden: so konnte ich auch nie von mir selbst erhalten, mich in eine schulgerechte Erörterung derselben einzulassen, und das bekannte Mährchen Schach Lolo, besonders der Prolog zu demselben (der mir für Alle, die eine Nase haben, ein hinlänglicher Commentar über den Sinn meiner Meinung von dem göttlichen Recht der Obrigkeit zu seyn schien) war Alles, was ich mich entschließen konnte, zur Erläuterung derselben beizutragen. Indessen bekam ich einige Jahre nachher neue Gelegenheit zum Erstaunen, da ein mir unbekannter Secundant auftrat, der meine Ruhe bei den Angriffen des Herrn G. R. Jacobi vielleicht für Unvermögen, mich selbst zu vertheidigen, ansehen mochte und also ein gutes Werk zu thun glaubte, wenn er sich meiner aufgegebenen Sache annähme. Unglücklicher Weise aber glaubte er mich nicht anders retten zu können, als durch die Behauptung des Satzes: daß die

Stärke überhaupt der Grund des Rechts sey, eines Satzes, welchen, seiner Meinung nach, meine Behauptung des göttlichen Rechts der Obrigkeit so nothwendig voraussetze, daß sie mit demselben stehen oder fallen müsse. Ich gestehe, daß diese Erscheinung mir noch weit stärker wider die Stirne fuhr, als der erste Ausfall meines Freundes zu Düsseldorf. Schach Lolo, dachte ich, hätte doch dem wackern Manne den Schlüssel zu meiner Meinung geben können! Aber vermuthlich gehörte er zu den weisen Männern, die keine Verse oder doch wenigstens keine Mährchen lesen, und von deren einem ich vor einigen Jahren in einem weitläufigen und sehr motivirten Briefe gebeten und beschworen wurde, doch endlich einmal, relictis nugis, gescheidt zu werden, und anstatt der leidigen Mährchen schöne dogmatische Abhandlungen über „das Laster weh den Menschen thut, die Tugend ist das höchste Gut," und dergleichen noch so wenig gepredigte Wahrheiten zu schreiben. — Wie dem auch seyn mag, es kam mir so lustig vor, mich von Jemand so in ganzem Ernste wegen einer Meinung, die mir nie in den Sinn gekommen war, vertheidigt zu sehen, daß ich abermals schwieg und die Sache um so getroster auf sich beruhen ließ, weil ich glaubte, Jeder, den diese Dinge interessiren könnten, brauchte blos meine Gedanken über das göttliche Recht der Obrigkeit noch einmal zu überlesen, um zu sehen, daß mich mein ungebetener Vertheidiger noch weniger verstanden habe, als mein Gegner. Daß ich mich aber hierin abermals geirrt habe, beweiset der Aufsatz des Herrn J..b, worin der Herr Hofrath Wieland von Neuem als ein unvorsichtiger Lehrer und Behaupter des Grundsatzes, „die Stärke sey das Principium des Rechts," auftritt und deßwegen (wie billig) mit solchen Elenchis zu Paaren getrieben wird, vor welchen Pyrrho selbst verstummen müßte. Aber warum hatte auch der kurzsichtige Wieland nicht so viel Menschenverstand, zu sehen, daß derjenige, der das Jus divinum der Gewalthaber mit dem Rechte eines Sturmwinds, die antillischen Inseln zu verwüsten, in eine Linie stellt, „die paradoxen Folgerungen, die alle Tugend aufheben, und die sich haufenweise darbieten," hätte wegräumen sollen, wofern er nicht Gefahr laufen wollte, von wackern Lesern, die über solche Dinge keinen Scherz verstehen und auch die handgreiflichste Ironie, sobald sie mit einer ernsthaften Miene vorgebracht wird, im Wortverstande nehmen, nicht mißverstanden zu werden."

Von Dohm, an welchen dieser Aufsatz gerichtet ist, und welcher zuletzt westfälischer Staatsrath und Gesandter am sächsischen Hofe war, in den Privatstand aber zurückgezogen im J. 1820, von allen Guten betrauert, starb,

braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß er derselbe Christian Wilhelm v. Dohm ist, der sich noch am Ende seines thatenreichen Lebens in den „Denkwürdigkeiten meiner Zeit“ ein seiner so würdiges Denkmal gestiftet hat.

S. 288. Algernon Sidney, Sohn des Grafen von Leicester, geboren um das Jahr 1622, ausgezeichnet als Staatsmann und Krieger, hat sein Andenken besonders verewigt durch seine Betrachtungen über die Regierungsformen (übersetzt von Erhard, Leipz. 1793. 2 Bände, im Auszug von Jacob, Hamb. 1795). Seine Verwickelung in den Kampf des Parlaments mit dem Könige zog ihm den Haß des Hofes zu, und ungeachtet er für die Hinrichtung Karls I. nicht gestimmt, auch Cromwell'n selbst und dessen Sohne seine Dienste verweigert hatte, so wurde er doch wegen des Verdachts einer Verschwörung gegen Karl II. zum Tode verurtheilt und am 7. Dec. 1683 enthauptet. Zum Beweise seiner Schuld bediente man sich verschiedener Stellen seines nur noch handschriftlich in einem Schranke bei ihm gefundenen Werkes, worin die Rechtmäßigkeit des Widerstandes gegen eine tyrannische Regierung behauptet war. Unter Wilhelm III. wurde das Urtheil cassirt, und er feierlich gerechtfertigt. Man darf weder bei diesem noch bei andern gleichgesinnten politischen Schriftstellern jener Zeit übersehen, daß sie gereizt waren durch die übertriebenen Behauptungen des Baronet Rob. Filmer, der in seinem Werke: **Patriarcha, or the natural power of Kings**, die Rechte der Könige von Gott ableitete. Ein Werk von so ähnlichem Inhalt, wie der gegenwärtige Aufsatz, mag wohl bei dieser Gelegenheit in Erinnerung gebracht werden. Wem aber die Erinnerung zur Belehrung dienen soll, der lese nach diesem Aufsatz den von Heeren (Bd. 2. der kleinen Schr.) über die Entstehung, die Ausbildung und den praktischen Einfluß der politischen Theorien im neueren Europa.

S. 289. Terra del Fuego (nicht Fungo) — Feuerland.

S. 292. Einäden (S. die Anm. z. Agathadämon, 2. Bch. Bd. 18).

S. 294. Timurbeg — Timur, tatarischer Beg, schwang sich vom Vezir zum Selbstherrscher auf. Kriegerisch, wie er war, fiel er über Persien und Judien her, unterjochte Astrachan und Kasan, drang in Rußland ein, demüthigte den Sultan Bajazid und würde auch China's sich bemächtigt haben, hätte nicht der Tod ihm ein Ziel gesetzt.

S. 295. **Ile flottante** — Schwimmende Insel, ist, wie sogleich einleuchtet, im uneigentlichen Sinne gesagt statt eines Staates, der zu keinem festen, sichern Bestande gelangen kann; er braucht also nicht gerade ein

Inselreich zu seyn. Da nun aber der Herausgeber nicht weiß, ob damit Polen oder England oder Frankreich gemeint sey, so scheint es rathsam, zur Erläuterung darüber einige von Dohm, an den dieser Aufsatz gerichtet ist, in demselben Jahre 1777 geschriebene Stellen hier beizufügen. — England. — „Die Berathschlagungen werden wieder den Gang nehmen, den man im englischen Parlamente gewohnt ist. Die Ministerialpartei überläßt es der Opposition, schöne Reden zu halten, und begnügt sich, wenn's zum Stimmensammeln kommt, die Majorität zu machen. — Frankreich. — „Die beiden wichtigsten, nicht nur Frankreich, sondern überhaupt die Menschheit interessirendsten Verordnungen Turgots sind die über die Abschaffung der Frohndienste zum Wegebau und über die Abschaffung der Zünfte. Sicher wird jeder Leser derselben sich wundern, zu hören, daß sich in der Ausübung Widerspruch und Hindernisse fanden. Und diese Hindernisse kommen von einer Seite her, von der man sie nicht vermuthet hätte — vom Parlament zu Paris, eben dem, das die ganze Nation für die Stütze des Staats hielt, dem sie Beifall zujauchzte, als es sich den despotischen Eingriffen Ludwigs XV. widersetzte und im Jan. 1771 cassirt wurde. Ludwig XVI. stellte es im November 1774 wieder her, und nun widersetzte es sich einer der wohlthätigsten Anwendungen, die der Monarch von seiner Gewalt machen konnte. Zwar würde es eine tadelnswürdige Dankbarkeit gewesen seyn, wenn das Parlament sein (freilich immer streitiges) Recht, die königlichen Edicte nur nach eigner Billigung zu registriren und Vorstellungen gegen dieselben zu machen, nicht hätte durch Ausübung desselben in dem Zustande erhalten wollen, worin es dieses Recht bekommen hatte. Allerdings konnte es also auch gegen das Edict von den Frohndiensten Vorstellungen machen — aber diejenigen, die es machte, beweisen, daß es dem Parlamente nicht darum zu thun war, der Repräsentant der Stände, der Vertreter und Beschützer der Freiheiten der Nation zu seyn. Man sieht aus diesen Vorstellungen, daß das Parlament ganz die Grundsätze angenommen hatte, die Boulainvilliers zuerst in ein System ordnete und mit historischen Gründen aufstutzte: daß nämlich Frankreich seiner Natur und ursprünglichen Verfassung nach eine Aristokratie sey, in welcher Adel und Geistlichkeit nur mit Kopf, Degen und Rosenkranz zu dienen schuldig wären, der unglückliche Tiers-Etat aber, als Nachkommen der durch die Franken überwundenen alten Gallier, alle mögliche Abgaben allein tragen müsse. Ich will nur zwei Anmerkungen über dieses System machen, die meiner Meinung nach entscheidend sind: erstlich, daß das in nuce angegebene System, wäre es auch historisch wahr, den Rechten der Menschheit überhaupt widerspreche, die nicht erlauben, bei der Classification der Bürger im 18. Jahrhundert zu fragen, ob ihre Vorfahren im

sechsten Ueberwinder oder Ueberwundene waren? Zweitens, daß, wenn auch in den früheren Jahrhunderten der Monarchie Adel und Klerisei blos Bürger waren, allein Rechte hatten, dieß doch im 12. Jahrhunderte durch die große Veränderung, welche die Kreuzzüge hervorbrachten, ganz abgeändert sey, und seit 1304 ein wirklicher dritter Stand existire, zu dessen Nachtheil und Beschwerde die beiden andern Stände — und noch weniger das Parlament, nichts festsetzen können. — Indeß bleibt es ausgemacht, daß die jetzigen Parlamenter blos damit umgehen, die Verfassung von Frankreich immer mehr und mehr der von Boulainvilliers vorgestellten ursprünglichen zu approximiren, von der einen Seite als anerkannte Repräsentanten der Stände zu handeln, die königliche Gewalt auf alle mögliche Art einzuschränken und von der andern alle Lasten und Auflagen auf das unglückliche Volk zu wälzen und die kränkende Unterscheidung der Baronen, Klerisei und Sklaven wieder herzustellen. Dieß ist der Plan des Parlaments, zu dessen Ausführung es sich auch mit seinem alten Gegner, der Klerisei, zu verbinden nicht unschicklich hält." — Polen. — Nach der vorigen Stelle bedarf es keiner Anmerkung weiter.

S. 296. Stephanus Junius Brutus ist Hubertus Languet, dessen Werk **Vindiciae contra tyrannos** zuerst 1579 zu Edinburgh erschien, nachher öfters; eine französische Uebersetzung erschien 1581.

S. 296. Milton, der berühmte Dichter, stand während der Kämpfe gegen die Stuarts als politischer Schriftsteller auf der Seite Sidney's, Locke's u. A. „Er kämpfte," sagt Eichhorn, „für die Freiheit in jedem Sinn, für häusliche, kirchliche und politische, für die erste in einem Buch über die Ehescheidung, für die zweite in einem Buch über die Kirchenverfassung, für die dritte in seinen Schriften über den Proceß Karls I." Auszeichnung verdient sein Werk über die Preßfreiheit: **Areopagitica, a Speech for the liberty of unlicens'd printing.**

S. 296. Cato's Briefe — **Cato's Letters or Essays on liberty civil and religious and other important subjets**, von Mrs. Trenchard und Gordon, 4 Bände. Im J. 1748 erschien davon die fünfte Auflage und eine deutsche Uebersetzung zu Göttingen 1756.

S. 304. Grabmal der Mistreß Macaulay — „Regierung ist eine Macht, eingesetzt zum Heil des Menschengeschlechts, wenn sie von Weisheit, Gerechtigkeit und Milde geleitet wird. Ungeachtet aber Wieland die Mistriß M. eine berühmte nennt, so kenne ich sie doch nicht. Auf die allerdings berühmte politische Schriftstellerin dieses Namens (geborne Sawbridge und späterhin an einen jüngeren Bruder des bekannten Doctor Graham verheirathet), welcher der D. Wilson eine Bildsäule im Charakter der

Freiheit errichten ließ, würde solch eine Grabschrift passen; da sie aber erst im J. 1791 starb, so konnte sie im J. 1777 kein Grabmal haben, sie müßte sich es denn bei ihren Lebzeiten oder ihrem ersten damals verstorbenen Ehemann haben errichten lassen, was ich nicht weiß.

Athenion.

Die Quellen zu der Geschichte dieses Athenion sind Athenäus im fünften Buche seines Philosophen-Gastmahls, Plutarch im Leben des Sylla und Appian in den Begebenheiten Mithridats. Schon zur Zeit dieses letztgenannten Schriftstellers hatte dieser Athenion Zweifel nicht blos an der Regierungskunst der Philosophen, sondern auch an der Redlichkeit derselben gegen die Regenten erregt, worauf sich also diejenigen berufen können, die, was Einer verbrach, an dessen ganzem Stande bestrafen. Aber — war denn dieser Athenion ein Philosoph? Wieland nennt ihn einen vorgeblichen Philosophen, und, wie aus Allem hervorgeht, soll Philosoph hier nicht in der Bedeutung eines Weisen genommen werden, sondern ungefähr als das, was wir einen Professor der Philosophie nennen. An seinem Beispiele soll nun gezeigt werden, daß es kein sonderliches Glück seyn möchte von Philosophen regiert zu werden. Wenn diese Philosophen keine Weise sind, so wird freilich keinem Staate sonderlich mit ihrer Regierung gedient seyn: wird aber ihre Regierung darum schlecht oder erbärmlich seyn, weil sie Philosophen waren? oder weil sie auch vielleicht nur Philosophie wußten und vortragen konnten? Wenn dieß an einem Beispiele gezeigt werden sollte, so konnte man unmöglich ein unglücklicheres wählen, als diesen Athenion: denn welchen Antheil an allen seinen Schlechtigkeiten und Dummheiten hat denn die Philosophie, sey es die blos gewußte oder die angewendete und ausgeübte? Wieland hat dieß gegen das Ende seines Aufsatzes wohl gefühlt; um so mehr aber ist zu verwundern, daß er den Anfang nicht abgeändert hat. Wenn er am Ende Marc-Aurel und Julian anführt und sagt: „Dieß ist gewiß, wenn sie gute Regenten waren, so kam es nicht daher, weil sie Philosophen, sondern, weil sie tugendhafte Menschen waren;“ so folgt von selbst: Wenn Athenion ein nichtswürdiger Tyrann war, so kam es nicht daher, weil er ein Philosoph, sondern weil er ein schlechter Mensch war, auf dessen Gesinnung, ja, an dessen Verstand die Philosophie niemals einen Einfluß erhalten hatte,

der doch wohl bei Marc-Aurel nicht abzuleugnen seyn dürfte. Das Problem also, welches Wieland hier zu lösen versprach, ist auf keine Weise gelöst worden.

3.

S. 312. Mehr aus Liebhaberei, als u. s. w. — Uns dünkt wenigstens, es lasse sich dieß aus der Art, wie sich Athenäus darüber ausdrückt, schließen. W.

S. 312. Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften. — Denn dieß ist, was man zu des Athenäus Zeiten durch das Wort *σοφιστεύειν* verstanden zu haben scheint.

S. 313. Posidonius hätte — — ausdrücken können — *Γήμας δε παιδισκάριον εὐμόρφον, μετὰ τούτου πρὸς τὸ σοφιστεύειν ὥρμησε, μειράκια σχολάστικα θηρεύων.* (Nachdem er ein schönes junges Mädchen geheirathet, eröffnete er sogleich mit ihr eine Schule auf Burschen — so, denke ich, kann man jetzt *μειράκια σχολάστικα* übersetzen — Jagd machend.) Mich däucht, dieß sagt deutlich genug, daß sie an der sophistischen Jagd ihres Mannes auf junge Leute Antheil gehabt — Das Wie ergibt sich aus der Natur der Sache. W.

4.

S. 315. Der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben — „Entweder, o König, versuche größer zu werden, als die Römer, oder befolge stillschweigend, was sie dir befehlen," sagt Marius zum König Mithridates. Der König stand wie vom Donner gerührt, setzt Plutarch (der dieß erzählt) hinzu; denn er hatte zwar schon Vieles von den Thaten der Römer gehört, aber dieß war das erste Mal, daß er mit eigenen Ohren hörte, aus welchem Ton sie mit Seinesgleichen zu sprechen pflegten. W.

S. 315. Zwei und zwanzig Nationen von verschiedenen Sprachen — Die Mundarten waren ohne Zweifel mitgerechnet; zumal wenn wahr seyn soll, was Justinus sagt, daß Mithridates alle diese Sprachen geredet habe. W.

S. 316 Oppius und Aquilius — Den Ersten ließ er sich ausliefern und führte ihn überall in seinem Lager zur Schau, damit seine Völker sich an dem Anblick eines geschlagenen römischen Feldherrn weiden möchten. Den Zweiten traf ein noch weit härteres Loos. Er ließ ihn in Fesseln legen,

geißeln und auf einem Esel reiten, wobei er von Zeit zu Zeit rufen mußte, daß er Aquilius sey. Nachher wurde er an einen Reiter angefesselt, dem er zu Fuße folgen mußte, und endlich ward ihm zu Pergamus geschmolzenes Gold in den Mund gegossen, um so der römischen Habsucht zu spotten.

5.

S. 318. Die Freiheit, die man ihnen geschenkt hatte — Die griechischen Republiken wurden von den Nachfolgern Alexanders von Zeit zu Zeit so beschenkt. Aber meistens hatte man ihnen vorher Alles genommen, was dem Geschenk einen Werth hätte geben können. Stilpon, sagte Demetrius zu dem bekannten Philosophen dieses Namens in Megara, ich lasse auch eure Stadt frei. Das ist wahr, versetzte Stilpon, denn du hast uns nicht einen einzigen Knecht übrig gelassen. W.

8.

S. 324. Alles, was römisch hieß, an einem Tage vertilgt — Dieser Tag war einer der unglücklichsten, die den Römern seit Erbauung ihrer Stadt aufgegangen waren. Die Provinzen des kleinen Asiens wimmelten von Römern und Italienern, welche theils die Staatseinkünfte gepachtet, theils sonst alle Arten von lucrativen Geschäften in diesen reichen Ländern an sich gezogen hatten. Mithridates glaubte sich seiner neuen Eroberungen nicht eher versichert zu haben, bis er Alles, was römisch hieß, darin vertilgt hätte. Er schickte also von Ephesus aus geheime Befehle an alle Statthalter und Unterobrigkeiten der Provinzen und Städte in ganz Kleinasien, vermöge deren auf einen bestimmten Tag alle Römer, selbst die Weiber, Kinder und Sklaven nicht ausgenommen, aller Orten ermordet werden sollten. Einen erschlagenen Römer zu begraben oder einen lebenden zu verbergen, war bei hoher Strafe verboten. Ihr sämmtliches Vermögen wurde zum Vortheil des Königs und der Mörder eingezogen. Wer einen versteckten Römer entdeckte, erhielt eine Belohnung. Die Sklaven, welche ihre römischen Herren, und die Schuldner, welche ihre Gläubiger ermordeten, erhielten — jene die Freiheit, diese den Nachlaß der Hälfte ihrer Schuld u. s. w. Der Haß der Asiaten gegen ihre römischen Unterdrücker und Aussauger war ungefähr der — Liebe der Indianer in Bengalen zu ihren Freunden, den Engländern, gleich und bedurfte aller dieser Aufmunterungen nicht. Achtzigtausend römische Bürger wurden an diesem schrecklichen Tage umgebracht — und diese Zahl ist noch die geringste, die von den alten Geschichtschreibern angegeben wird. W.

S. 326. Die Gewerkschaft des Bacchus — *Οἱ περὶ Διόνυσον τεχνῖται*, die Künstler des Bacchus, sagt Athenäus. Unter dieser

allgemeinen Benennung wurden zu Athen Komödianten, Mimen, Musikanten, kurz die ganze Bande joyeuse begriffen, welche unter dem besondern Schutz dieses Gottes standen und als seine Angehörigen betrachtet wurden. So sagt Plutarch vom Sylla, da er zu Athen mit einem Anstoß von Gicht befallen worden und deßwegen die warmen Bäder zu Adipsos besucht, habe er sich den ganzen Tag über mit den Künstlern des Bacchus die Zeit vertrieben (συνδιημερευων τοις περι τον Διονυσον τεχνιταις) die er ohne Zweifel von Athen mitgenommen. Vermuthlich machten sie eine eigene Brüderschaft aus, die zum Bacchus, als ihrem Schutzpatron, eine besondere Andacht hatten, wie etwa die Schuster in Frankreich zum heil. Crispinus u. s. w. W.

S. 326. Dem neuen Bacchus — Denn so wurde jetzt Mithridates in Kleinasien überall genannt und verehrt, wie dieß Cicero selbst bekräftigt. Orat. pro Flacco c. 25. W.

13.

S. 338. Bibliothek zu Alexandria — Diejenige, welche der König Ptolemäus Philadelphus zu sammeln anfing und die bei Eroberung und Verwüstung dieser Stadt durch Julius Cäsar unglücklicher Weise ein Raub der Flammen wurde. W.

S. 338. Autographon — Eigne Handschrift. Athenäus Lib. I. p. 3. B. W.

S. 339. Tempel der Göttermutter — Er wurde gewöhnlich das Metroon genannt und war das Archiv, wo die athenischen Gesetze, Decrete und andere wichtige Urkunden aufbewahrt wurden W.

14.

S. 341. Piräeus — Der Hafen von Athen, welcher selbst eine große Stadt und mit einer sechzig Fuß hohen Mauer von Quadersteinen beschützt war W.

Patriotischer Beitrag zu Deutschlands höchstem Flor.

S. 351. Magnus ab integro etc. — Virgils vierte Ekloge:

Wiederum erneut sich die große Folge der Säkeln,
Schon auch kehrt Asträa, es kehrt die saturnische Herrschaft. Voß.

S. 352 Der Mann mit der wundervollen Nasenwurzel — Lavat. physiognom. Fragmente, III. B. S. 161.

S. 353. Die westfälische Grafensache — Die westfälischen Grafen hatten 1654 im Fürstenrathe eine Curiatstimme erhalten. In dieser Curie (Collegium) kam es zum Streite über das Religionsverhältniß, und dieser Streit wurde 1784 dnrch einen Vergleich dahin geendigt, daß die Stimme durch einen katholischen und protestantischen Gesandten vertreten wurde, welche zusammen nur eine Stimme haben, aber von Materie zu Materie abwechseln sollten. S. Reuß Staatscanzlei VII. 405.

S. 367. **Felices etc.** Glückliche, wofern sie ihr Gutes erkennten.
